



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



Friz Kuntze.

Gedenkbuch



Tracy Quirk.

Fritz Reuter.

Gedenkbuch zum 100. Geburtstage
des Dichters.

Herausgegeben

vom

Allgemeinen

Plattdeutschen Verbands E.V.



Wien

Hinstorff'sche Verlagsbuchhandlung.

1910.

Fritz Reuter.

Vel harte Last
Un wenig Rast,
Vel Hen un Her
Un Krüz un Quer,
Vel tau Vergewen,
Vel Glück, vel Nod —
Ach Gott, wo swer
Un doch — wo grot,
Wo schön so 'n Lewen!

Paul Warnke.

Vorwort.

Am 7. November 1910 sind hundert Jahre verflossen seit dem Tage, da in dem Landsstädtchen Stavenhagen in Mecklenburg Fritz Reuter geboren wurde.

So weit die niederdeutsche Zunge klingt, sind Hände und Herzen liebevoll bemüht, diesen Tag festlich zu gestalten. Aus allen Teilen Deutschlands, ja, weit über dessen Grenzen hinaus, selbst von jenseits des Ozeans, sind reiche Gaben geflossen, um in der Vaterstadt des Dichters ein würdiges Denkmal zu errichten, ein berebtes Zeugnis von der unbegrenzten Dankbarkeit und Liebe, die dem liebenswürdigsten unter den deutschen Erzählern in Tausenden von Herzen Kränze windet.

Auch der Allgemeine Plattdeutsche Verband, der sich als Hüter und Pfleger seines Erbes fühlt, hat nicht fehlen dürfen unter denen, die pietätvoll des hundertsten Geburtstages Fritz Reuters sich erinnern, und so hat auch er ihm ein Zeichen seines Dankes und seiner Verehrung weihen wollen, nicht aus Stein und Erz, sondern aus leichterem, doch unvergänglichem Gefüge, ein Denkmal, welches jedermann zugänglich ist, an dem ein jeder dem edlen Sohn der niederdeutschen Erde huldigen kann.

So ist dieses Reuterbuch entstanden, und eine Reihe der Berufsten hat sich vereinigt, es zu schaffen. Ihnen allen sei Dank gesagt an dieser Stelle.

Indem jeder von ihnen die Seiten von des Dichters Wesen und Wirken schilderte, die seiner eigenen Art und seinem Forschungs- und Wissensgebiet am nächsten lag, entstand ein Mosaikbild des Gefeierten, ein Bild, dessen Treue und Lebenswahrheit ebenso erfreuen wird, wie die Tiefe der Auffassung und die stimmungsvolle Schönheit seiner Farben. Nichts konnte diesem Bilde einen wärmeren Ton

und einen höheren Glanz verleihen, als das Zeugnis der liebenswürdigen Drei, die aus ihrer Kindheit fernen Tagen das Andenken an den lebendigen persönlichen Verkehr mit Reuter in dankerfüllter Seele tragen, des Geheimen Rates Professor Dr. Richard Schröder-Heidelberg, sowie seiner Schwester, der Frau Hedwig Krüger-Bülow, und des Schriftstellers Karl Otto-Dresden. Ihnen vor allem unser Dank! Und Dank insonderheit auch Herrn Professor Dr. Seelmann-Berlin, der mit stets bereitem, kenntnisreichem Rat uns treu zur Seite stand und unser Werk auf jede Weise fördern half.

So möge denn das kleine Buch hinausgehen und dazu helfen, das Verständnis für Fritz Reuter zu vertiefen und ihm zu den alten Freunden neue zu gewinnen.

Paul Bernick.

Inhaltsverzeichnis.

	Seite
Vorwort	
Fritz Reuters literarhistorische Bedeutung. Von Prof. Dr. C. Borchling	1
Fritz Reuters Sprache. Von Prof. Dr. E. Mackel	38
Der Humor bei Fritz Reuter. Von Dr. Aug. Wibbelt	68
Fritz Reuter als Politiker und Patriot. Von Prof. Dr. Ernst Brandes	74
Fritz Reuter als Erzieher. Von Dr. Richard Dohse	94
Fritz Reuter und die bildende Kunst. Von Paul Warnke	111
Fritz Reuter als Mensch. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Richard Schröder, Carl Otto und Frau Hedwig Krüger	118
Reuter-Bibliographie. Von Prof. Dr. Wilh. Seelmann	136
Min alle Fründ. Gedicht von Paul Warnke	155



fritz Reuters

literarhistorische Bedeutung.

Von C. Borchling.

1.

Am 7. November dieses Jahres werden gerade 100 Jahre verflossen sein, seitdem in dem kleinen mecklenburgischen Landstädtchen Stavenhagen Fritz Reuter das Licht der Welt erblickte. Sein Vater, der gestrenge Herr Bürgermeister Georg Johann Reuter, der selber durch einen weitschauenden Unternehmungsgeist und sicheren praktischen Blick ein wahrer Vater seines Städtchens in Zeiten schwerer Not geworden war, würde sich zeit seines Lebens höchstlich verwundert haben, wenn ihm jemand gesagt hätte, daß sein Fritz einmal Stavenhagens Namen unsterblich machen würde. Aber Fritz Reuter hat noch weit mehr erreicht: er hat seinem Heimatlande Mecklenburg die Vorherrschaft auf dem niederdeutschen Barnaß wiedererobert, die es früher bereits einmal mit Ruhm behauptet hatte; und er hat endlich der niederdeutschen Dichtung durch seine Werke die Anerkennung und Hochachtung des gesamten Deutschlands gewonnen. Soweit die deutsche Zunge klingt, rüstet man sich deshalb jetzt zur Feier von Fritz Reuters 100. Geburtstage, und überall werden diese Reuterfeiern auf der breitesten Basis aufgebaut werden dürfen, sich der allgemeinsten Teilnahme erfreuen, weil wirklich Reuters Hauptwerke heute Gemeingut des deutschen Volks geworden sind. Diese Entwicklung hat sich erst langsam vollzogen. Noch 1875 konnte D. Glagau mit Recht behaupten, daß selbst in Mecklenburg Reuters Schriften nur unter den mittleren und oberen Klassen, den Gebildeten und Wohlhabenden, überall stark verbreitet seien. Erst die siebenbändige Volksausgabe der Hinstorff'schen Buchhandlung von 1877/78,

mit ihren 420 000 Bänden der 1. Auflage, hat da Abhülfe geschaffen. Bollends, seitdem im Jahre 1904 die 30jährige Schutzfrist der Reuterschen Werke ablief, hat sich eine ganze Flut von billigen Ausgaben über die deutschen Lande ergossen und es nunmehr wohl auch dem Ärmsten ermöglicht, sich in den Besitz der Hauptwerke unsers Dichters zu setzen. Im Jahre 1906 war Reuters „Stromtid“ dasjenige deutsche Buch, das in der höchsten Anzahl von Exemplaren gedruckt worden war. Daneben haben wissenschaftliche Ausgaben der Reuterschen Werke das Studium des Dichters und seiner Werke zu vertiefen gesucht, und eine große Anzahl von kleineren und größeren Aufsätzen und Büchern eine Art Reuter-Philologie begründet. Daß dieser gewaltige Strom der Begeisterung und der ernstesten Einker in unsern Dichter nicht schnell verrausche, sondern in ruhigem Bette machtvoll weiter brause, dazu können die bevorstehenden Hundertjahrfeiern von Reuters Geburtstag ein gut Teil beitragen, indem sie überall das Interesse für den großen niederdeutschen Dichter festigen und das von der wissenschaftlichen Forschung gewonnene Bild Reuters dem deutschen Volke näher bringen helfen. Dazu möchte auch das vorliegende Buch an seinem Teile kräftig mitwirken.

Reuters Wesen soll in den folgenden Aufsätzen nach den verschiedensten Seiten hin betrachtet werden, als Mensch, als Künstler, als Erzieher; seine Sprache und sein Humor sollen näher charakterisiert werden. Aber nichts ist dringender nötig als eine unbefangene literarhistorische Würdigung von Fritz Reuters Bedeutung. Gerade über dies Thema sind in den letzten Jahren so widersprechende und z. T. verwunderliche Urteile ausgesprochen worden, daß es wirklich not tut, das Bild des großen Humoristen, des kerndeutschen Mannes, der wie selten einer die starken und die schwachen Seiten des nieder-sächsischen Stamms in sich vereinigt, noch einmal für einen größeren Kreis zu zeichnen. Vom rein menschlichen Verständnisse des Dichters ausgehend, wollen wir untersuchen, wie dieser Mann zum Dichter werden konnte, und wie sich seine dichterische Entwicklung im einzelnen vollziehen mußte. Gerade eine Persönlichkeit wie die Fritz Reuters aber, der sich mehr als genug von den äußeren Verhältnissen treiben ließ, darf nicht ganz isoliert betrachtet werden, sondern muß mit der Gesamtentwicklung der neuniederdeutschen Dichtung verknüpft werden, deren glänzendster Stern und deren vorläufiger Abschluß er ist.

Der Schlüssel zu der ungeheuren Popularität, die Fritz Reuter schon bei seinen Lebzeiten und nachher in immer steigendem Maße genossen hat, liegt ohne Zweifel in erster Linie in seiner Persönlichkeit. Reuters Lebensschicksale und seine Schriftstellerei zeigen einen gemeinsamen Grundzug des Allgemeinmenschlichen, Typischen. Fritz Reuter ist so ganz ein Kind seiner Zeit, so völlig bedingt von den äußeren und inneren Geschehnissen, die seiner Zeit den Stempel aufgedrückt haben, daß ein jeder Deutscher, der ebenfalls dieser Epoche angehört, sich selbst, seine Bekannten und seine Lebensverhältnisse in Reuters Schicksalen und Lebenswerken wiederzufinden glaubt. Daher der jubelnde Beifall, den seine allerengsten Zeitgenossen und Landsleute den „Läufchen un Rimels“, der „Stromtid“ entgegenbrachten. Aber auch wir leben heute noch viel zu sehr in den Kulturströmungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, als daß uns nicht die Schilderungen Reuters noch mit unmittelbarer Wirkung ergreifen sollten. Freilich bringt dieses Typische in Reuters Art es von selbst mit sich, daß er nicht zu den ganz modernen „Herrenmenschen“ gehört. Nicht auf einsamer, kalter Höhe fühlt er sich wohl, sondern im traulichen Kreise vertrauter Freunde, wo er seiner Laune und seiner Erzählergabe die Zügel schießen lassen darf, oder aber in der engsten Häuslichkeit bei seiner „Dowising“. So schildert er denn auch in seinen Hauptwerken nicht die Taten der Könige und großen Helden, und noch viel weniger ist das unablässige Bohren und Wühlen in den Geheimnissen der eigenen Brust sein Fall: seine Welt liegt eng umrissen und traulich vor uns, es ist die Heimat, die mecklenburgische Kleinstadt und das tägliche Leben des Bauern auf dem Lande. Alle ihre Schwächen beleuchtet er mit humorvollem Spotte, ihre treue, ernste Arbeit schildert er behaglich und mit aufrichtiger Anteilnahme. Mehr als man ahnt, legt er trotzdem von seiner eigenen Person herein. Er selber war ja einer von ihnen, der Sohn der Kleinstadt, der angehende Landwirt, der gern aus seiner „Stromtid“ zu erzählen liebte. Reuters Lebensschicksale sind, bei aller ihrer romantischen Zerrissenheit, doch nicht die eines großen tragischen Helden gewesen, der seiner Zeit weit voraus ist. Im Gegenteil, er steht mitten in ihr drin, er ist ein echter Bürger dieser liberalen Epoche, und gerade seine „Festungstid“, die mit ihren Leidensjahren Reuters Leben das besondere Relief gibt, ist doch der Roman so manches jugendlichen Brausekopfs und

Freiheitskämpfers jener Jahre. Aber indem Neuter diese Periode seines Lebens selbst beschreibt, hebt er damit sein eigenes Schicksal über das seiner Leidensgenossen hinaus, er schafft den Typus, das verallgemeinerte Abbild, das jedem, der die Zeit miterlebt hatte, in Neuters Leidensjahren das unglückselige Geschick manches lieben Freundes in klassischer Form, durch den Humor verklärt, nahe bringen mußte.

Gerade die „Festungstid“ zeigt uns von allen Werken Neuters aber auch am deutlichsten, mit welcher hohen Kunst und welchem reifen Verständnisse das allgemein Typische in Neuters Leben von ihm selber geläutert und geadelt worden ist. Und diese künstlerische Reife hat sich der Dichter wahrlich hart und schwer genug erkämpfen müssen! Als er im Jahre 1840 nach sieben langen, schweren Jahren die goldene Freiheit wiedererlangt hatte, war er körperlich und geistig völlig gebrochen. Seine eigenen Verwandten und Freunde schätzten damals den verbummelten Studenten, den schlaffen, energielosen Menschen, der haltlos dem Laster des Trunks zu fröhnen schien, gar niedrig ein. Und wie grenzenlos elend sich Neuter selber damals fühlte, davon gibt er uns ja im Schlußabschnitte seiner Festungstid ein anschauliches Bild. Und doch hat dieser selbe Mensch, dessen unrühmliches Ende damals alle guten Freunde bereits vorauszu sehen glaubten, sie alle enttäuscht! Man fragt sich staunend, welche gewaltige physische und psychische Kraft muß in diesem untersehten Niedersachsen gesteckt haben, daß er nach solchen Lebensstürmen so spät noch eine so weitgehende und dabei doch langsame Entwicklung durchmachen konnte! Frik Neuter hat sich selbst bezwungen und sich damit als eminent sittliche Person erwiesen, seine größten Werke sind auf durchaus gesundem Boden erwachsen. Mit Hilfe einer klugen, tapferen Frau hat er in unablässiger Arbeit alle Kräfte, die in ihm schlummerten, zur Entfaltung gebracht. Mit dem Erfolge wuchs seine Kraft, als reifer Mann noch hat er eine reiche Entwicklung durchgemacht. So verkörpert sein eigenes Lebensschicksal in seinem zweiten Teile den unverbesserlichen Optimismus, der die meisten Gestalten seiner Werke auszeichnet, an einem Paradebeispiel: wahres, ernsthaftes Streben findet glänzende Belohnung, auch das ein Zug, den der Durchschnittsmensch nun einmal gerne sieht. Aber mit der Läuterung seines inneren und äußeren Menschen geht eine Läuterung seines Schaffens, seiner dichterischen Produktion, Hand in Hand. Er verläßt die naive Art der Läusehdichtung, die dem ernsthaften

Klaus Groth ein Abweg, ein Niederziehen der eben erst wieder aus dem Staub erhobenen niederdeutschen Poesie zu sein schien, und nach mancherlei tastenden Versuchen findet er endlich seine eigenste Domäne, den niederdeutschen humoristischen Zeitroman. Auf diesem Kerngebiete seiner dichterischen Produktion, auf das er sich in seinen besten Jahren mit bewußter Resignation beschränkt, wird er ein Dichter und ein Künstler ersten Ranges.

2.

Fritz Reuters dichterische Entwicklung wäre nicht möglich gewesen ohne den inneren Reichtum seiner Kernnatur. Aber es mußten erst äußere Einflüsse und Konflikte hinzukommen, die das in seiner Brust schlummernde Saatkorn erwecken und seine Entwicklung in entscheidenden Momenten leiten sollten. Unter diesen äußeren Anstößen, die Reuters dichterischen Weg mitbestimmt haben, ist wohl keiner so bedeutsam für ihn gewesen wie die große Fehde mit Klaus Groth 1858/59. Nicht zufällig nimmt das Jahr 1859 in Fritz Reuters dichterischer Produktion eine ganz hervorragende Stellung ein. So scharf auch die beiden Gegner in dieser literarischen Fehde die Klinge kreuzten, und so wenig damals jeder von beiden den andern gelten lassen wollte, indirekt haben sie sich doch seitdem gegenseitig recht stark beeinflusst. Und wir dürfen es nicht verleugnen, Neuter hat damals zunächst die größeren Vorteile aus dieser gegenseitigen Beeinflussung empfangen. Wollen wir aber genauer verstehen, worum sich in diesem Streite die Sache drehte, wie Klaus Groth dazu kam, von der Höhe seiner anerkannten Stellung als Erneuerer der niederdeutschen Dichtung herab den Bannstrahl auf den jüngeren, viel unbekannteren Dichtergenossen zu schleudern, so müssen wir uns die damalige Lage der niederdeutschen Dichtung etwas klarer machen. Das können wir aber nur, wenn wir in kurzen Zügen die Geschichte der niederdeutschen Sprache und Literatur in den letzten Jahrhunderten an unserm Auge vorüberziehen lassen.

Die niederdeutsche Sprache hat längst aufgehört, als einigendes Band die gesamten niedersächsischen Stämme zu umfassen. Wer heute in niederdeutscher Sprache dichten will, der benutzt dazu den speziellen Dialekt seiner Heimat; die niederdeutsche Dichtung des 19. Jahrhunderts fällt daher durchaus unter den Begriff der

Dialektliteratur und ist von der mittel- und oberdeutschen mundartlichen Dichtung gar nicht zu trennen. Aber der bunten Musterkarte aller dieser deutschen Dialekte steht eben heute die eine neuhochdeutsche Schriftsprache, die alle deutschen Stämme umschließt und zu einer großen Einheit zusammenfaßt. Ihr wenden sich heute fast ausschließlich die Dichter und Schriftsteller zu, die im ganzen weiten deutschen Vaterlande gehört sein wollen; sie herrscht uneingeschränkt in der Kirche, in der Schule, vor Gericht und in der Volksversammlung, und mit diesem Schwergewicht bringt sie heute auch unaufhaltsam in das Krongebiet der Mundarten, die familiäre Umgangssprache der deutschen Kleinstädte und des flachen Landes, vor. Auch im 16. Jahrhundert repräsentiert die hochdeutsche Schriftsprache bereits ebenso wie heute die herrschende Kultur und den Fortschritt, nur war die Widerstandsfähigkeit der mundartlichen Gebiete damals noch sehr viel größer als heutzutage. In Niederdeutschland war die aus den letzten Jahrhunderten des Mittelalters überkommene niedersächsische Schriftsprache in voller Auflösung begriffen, sie wich vor der Sprache der lutherischen Reformatoren und der großen Höfe zurück in die entlegeneren Gegenden Niederdeutschlands und sank allmählich zur Sprache des niederen Volks herab. Je entlegener die Gegend, desto länger hielt sich die Mundart: während das kleine freiheitsliebende Völkchen der Dithmarschen sich die angestammte niederdeutsche Sprache auch für literarische Zwecke bis ins 17. Jahrhundert bewahrte, eröffnete der auf seine modische Bildung eitle Statthalter Heinrich Ranzau bereits 1564 einen Landtag in hochdeutscher Sprache. Noch 1691 zeichnete der Pastor Cadovius Müller im ostfriesischen Harlingerland die lebende friesische Mundart seiner Bauern auf: der gräßlich ostfriesische Hof spricht dagegen schon seit 1560 nur noch hochdeutsch. Ein bewußtes Entgegenstammen auch der gebildeten Männer gegen die neumodische Sprache finden wir nirgends so stark wie in Mecklenburg. An der Rostocker Universität ließ noch 1582 der Professor Nathan Chytraeus seinen Nomenclator latino-saxonicus (ein lateinisch-niederdeutsches Wörterbuch für den Lateinunterricht) erscheinen, der bis 1659 in 12 Auflagen gedruckt worden ist. Dabei war Chytraeus selber von Haus aus ein Hochdeutscher, der sich aber liebevoll in die niederdeutsche Sprache versenkt hatte. Er steht dadurch in wohlthuendem Gegensatz zu den übrigen Gelehrten seiner Zeit, in deren

Kreisen bald darauf die herabsetzende Bezeichnung des Niederdeutschen als des „Plattdeutschen“ aufkam. Noch verächtlicher nennt es damals der Braunschweiger Schottelius einen „Pöbelgebrauch“. Nur das derb-komische Genre blieb dem Niederdeutschen übrig gelassen, kurze niederdeutsche Zwischenstücke und Bauernrollen dieser Art (die sog. Kuppelzenen) wurden den hochdeutschen Stücken der Dramatiker des 17. Jahrhunderts eingelegt, und grobe, oft zotige Polsterabendgedichte retteten das Niederdeutsche literarisch bis tief ins 18. Jahrhundert hinein.

In diesem Zusammenhange steht ganz vereinzelt Johann Lauremberg, wieder ein Rostocker Professor, der letzte Vertreter des alten niederdeutschen Rostocker Kreises. Aber inzwischen war auch die Universität ganz hochdeutsch geworden; Lauremberg selbst mußte sich in den Schauspielen, die er für Gelegenheitsaufführungen am königlichen Hofe zu Kopenhagen verfaßte, der hochdeutschen Sprache bedienen. Die diesen modischen Werken eingelegten niederdeutschen Bauernszenen sind derb und anspruchslos. Eine literarische Tat dagegen waren seine berühmten vier niederdeutschen Scherzgedichte, in denen er seiner Liebe für die alte heimatliche Sprache und seiner Abneigung gegen den geschmückten Stil der hochdeutschen Poesie und die neue Veräufst kräftigen und wirksamen Ausdruck verlieh. Allein die Opposition dieses Vertreters der Mundart, der landschaftlichen Dichtung und der volkstümlichen Art gegen die Vorkämpfer der gebildeten Einheitsprache hat keinen nachhaltigen Erfolg gehabt. Dem Dichter selber verschob sich allmählich der Angriffspunkt, sein Kampf richtete sich mehr und mehr gegen die Altmodischeit nicht nur in der Sprache, sondern ebensosehr gegen die neumodischen Kleider und Lebensgewohnheiten überhaupt. Während Laurembergs eigener Lebenszeit wird der fremdländische, französische Einfluß in Deutschland immer stärker; das einigt aber die patriotischen Deutschen, zu denen sich Lauremberg mit aufrichtigem Herzen zählt, zu gemeinsamer Abwehr gegen die Ausländerei, der interne Kampf zwischen Hochdeutsch und Niederdeutsch tritt in den Hintergrund und damit ist das Übergewicht des Hochdeutschen endgültig entschieden. Lauremberg selber verfällt bei zunehmendem Alter immer mehr der modischen Weise: die Alexandrinerpartien der Scherzgedichte sind im ganzen auch viel stärker hochdeutsch beeinflusst als die derben freien Rhythmen der älteren Fassung. Laurembergs Kampf war also vergeblich, er

find keinen Nachfolger, aber er selbst ist noch ein letzter vollwertiger Vertreter der niederdeutschen Dichtung. In manchen Punkten erinnert er direkt an Friß Meuter: eine gewisse Vernachlässigung der äußeren poetischen Form ist ja den niederdeutschen Dichtern aller Zeiten eigen gewesen, aber sie wird bei Lauremberg wie bei Meuter wettgemacht durch die treffende und scharfe Charakteristik der Personen, die lebendige Darstellung und den Reichtum an humoristischen Vergleichen. Das Derbe, oft Unflätige fehlt bei Lauremberg nach Art der Zeit nicht, doch ist er deshalb nie unsittlich; dagegen entbehrt er jeglicher Spur von Sentimentalität. Laurembergs Einfluß läßt sich in Dänemark, seiner zweiten Heimat, bis auf Holberg hinabverfolgen; in Deutschland ist kein niederdeutscher Dichter von dieser Größe und Ernsthaftigkeit der Auffassung mehr aufgestanden. Joachim Rachel aus Lunden, Laurembergs Schüler, ist ganz zur hochdeutschen Poesie übergegangen, und Kaspar Albers „Hülfslose Saffine“ ist ein klägliches Zerrbild, der hülfslose Versuch, in gebundener Sprache eine Lanze für die zurückgedrängte niederdeutsche Sprache zu brechen. Das ganze 18. Jahrhundert hindurch wird in den gelehrten Kreisen dieses Für und Wider erörtert, aber in der tonangebenden Literaturwelt werden doch die Verteidiger der niederdeutschen Sprache entschieden verurteilt. In Gottscheds „Kritischen Beiträgen“ wird die kleine treuherzige Schrift des Schleswigers Bernhard Kaupach „Über die unbillige Vernachlässigung und Verachtung der niederfächsischen Sprache“, die er 1704 als Dissertation in Rostock unter dem bekannten Mevinus verteidigt hatte, arg heruntergerissen. Ein anderer Gottschedianer versichert ganz ernsthaft die These, daß es „möglich und nützlich sei, die niederfächsische Sprache allmählich gar abzuschaffen“. Gottsched selber hat sich wenigstens für die ältere niederdeutsche Literatur lebhafter interessiert und mit seiner Übertragung des Reineke Vos keinem Geringeren als Goethe den Zugang zu diesem Hauptstück der mittelalterlichen niederdeutschen Dichtung eröffnet. Der Reineke Vos rettet überhaupt fast allein das Andenken an die Blütezeit der niederdeutschen Literatur: 1711 druckt der Helmstedter Professor Friedr. Aug. Hackmann die von ihm wiederentdeckte Urausgabe des Werkes von 1498 zum ersten Male wieder ab, und 20 Jahre später verfaßt gar der Bremer Bürgermeister Renner in engster Anlehnung an das alte Epos seinen „Henninck de Haan“, den letzten Ausläufer der niederdeutschen Tier-

dichtung. Allmählich setzt auch die philologische Behandlung der niederdeutschen Sprache ein: in Hamburg sammelt 1743 Michael Richy sein Hamburgisches Vbrotikon, in Osnabrück 1756 Strodtmann sein Osnabrücker Wörterbuch, und 1767—71 schafft die bremische deutsche Gesellschaft das erste große fünfbändige niedersächsische Wörterbuch, das bis auf den heutigen Tag von der größten Bedeutung ist. Aber als lebendige Sprache scheint das Niederdeutsche bereits gegen Ende des 18. Jahrhunderts einem nahen Untergange verfallen zu sein, und schwerlich wird damals jemand geglaubt haben, daß es noch einmal eine so herrliche und lebenskräftige Dichtung hervorsproießen lassen sollte, wie sie uns das 19. Jahrhundert in der sog. neuniederdeutschen Literatur beschert hat.

Gerade die Grammatiker aus der Mitte des 18. Jahrhunderts, die damals die Mundarten auf die Proskriptionsliste gesetzt hatten, sind indirekt an dieser neuen Blüte der mundartlichen Dichtung schuld. Der Preis dieser Grammatiker um Gottsched und Abelung hat nämlich erst unsere neuhochdeutsche Schriftsprache wirklich in ihrer Entwicklung abgeschlossen und sie völlig befestigt. Erst jetzt, wo diese wichtigste Gemeinbürgschaft der deutschen Stämme nach jahrhundertelangen Kämpfen mit den Mundarten und fremden Spracheinflüssen endgültig konsolidiert war, konnte sich auf diesem Grunde der stolze Bau unserer klassischen Nationalliteratur erheben. Zugleich durften nun aber auch die Mundarten, wo sie dem großen Ganzen nicht mehr schaden konnten, sofort ihr Haupt wieder etwas höher erheben. Als Äußerungen des ursprünglichen Volkstums wurden sie gleichzeitig mit der alten Volkspoesie und Volkssitte von der jüngeren Generation wieder ans Licht gezogen. Bahnbrecher dieser neuen Geistesrichtung war in Deutschland jene Schar begeisterter junger Poeten, die sich 1771 um Herder in Straßburg scharten. Herder erkannte die Bedeutung der ursprünglichen volkstümlichen Poesie für die Geschichte der Poesie überhaupt, und da mit der Poesie des Volkes seine Sprache unzertrennlich verbunden ist, so hat er auch den Wert der Mundarten nachdrücklich genug betont und viel dazu beigetragen, den höchsten literarischen Schichten die Achtung vor den verachteten und vernachlässigten Mundarten wiederzugeben. Wirkliche Neudichtungen in der Volksmundart sind allerdings, trotz allen Herderschen Anregungen, zunächst noch ausgeblieben. Erst Johann Heinrich Voß unternahm es, in seinen „Plattdeutschen Idyllen“ diese Lücke auszufüllen,

aber wenn er auch ein guter, kernechter Niedersachse war, so war er doch nur ein mäßiger Dichter. Nicht mit der Begeisterung Herders, sondern mit dem Eifer eines Schulmeisters ging er an die niederdeutsche Dichtung heran. Dazu ist er im einzelnen doch völlig von hochdeutscher Diktion abhängig, sodaß Klaus Groth von einer Stelle seiner Idyllen sagen darf, „daß einem Plattdeutschen dabei im Ohr und Herzen übel werden kann“. Ganz im Gegensatz zu Herders Absichten hat Voß auch von vornherein das Ziel einer „niederdeutschen Schriftsprache“ im Auge, und dieses verlockende, aber ganz unzeitgemäße Verlangen läßt nun die Vertreter der neuniederdeutschen Dichtung so bald nicht wieder los. Während den hochdeutschen Dialektidylern solche Bestrebungen naturgemäß ganz fern liegen mußten, wollte es den gelehrten Herren, die sich damals mit der niederdeutschen Poesie befaßten, gar nicht in den Sinn, daß die mundartliche Dichtung gerade in der stärkeren Betonung des Lokalen, in der getreuen Wiedergabe der heimischen Mundart, in der weisen Beschränkung auf die Gebiete der Dichtung, die der konkreten, an sinnlicher Anschauung reichen Volkssprache am nächsten liegen, ihre eigentümliche Bedeutung und ihre beste Daseinsberechtigung hat. Diese Theoretiker wollten vielmehr, in unklarer Begeisterung für die uralte „sächsische“ Haupt- und Heldensprache, nichts Geringeres als die Wiederherstellung einer gemeinsamen, alle niederdeutschen Stämme umfassenden, niederdeutschen Schrift- und Literatursprache. Dabei suchten sie nun aber nicht etwa den Anschluß bei Lauremberg oder bei der mittelniederdeutschen Literatur des 14.—16. Jahrhunderts. Nein, ein jeder ging von seiner eigenen heimischen Mundart aus und suchte aus ihr durch gelinde Veränderungen lautlicher Erscheinungen und durch Ausmerzung der größten dialektischen Sonderentwicklungen die Grundlage für eine „allgemeine sächsische Sprache“ zu gewinnen. Diese künstlichen Gebäude wurden regelmäßig gebröckelt durch ein raffiniert ausgeklügeltes System der Orthographie; man hat dabei oft den Eindruck, als ob es gälte: je toller, desto besser, aber es steckt oft der beste Teil der gelehrten Arbeit dieser Männer in ihren orthographischen Systemen. Man sieht, sie haben eindringlich über die Laute ihrer Mundart nachgedacht, und ihr Material und ihre Kenntnisse würden gewiß heute manchem Mundartenforscher sehr erwünscht kommen. Aber für die Entwicklung der niederdeutschen Literatur sind doch alle diese Bestrebungen eines Voß, Wolke

und Scheller unfruchtbar geblieben. Schon weil diese Produkte der Studierstube einander viel zu unähnlich waren. Der Braunschweiger Scheller ergießt die ganze Schale seines Jorns über die 319 „Dübsge or Saffisge Singedigte, Grausgriften, Leder, singbare Bertelfels un wunderbare Eventüre“, die der aus Zever gebürtige russische Hofrat Chriß. Hinr. Wolke 1804 auf eigene Kosten hatte drucken lassen. Er schließt seine Besprechung des Wolfeschen Buches mit den Worten: „Wir haben eine allgemeine saffishe Sprache, aber diese Oldenburgische ist es nicht!“ Derselbe Karl Arcnd Scheller hat aber ruhigen Herzens fast alle die größeren poetischen Werke der älteren niederdeutschen Literatur, die ihm die reiche Wolfenbüttler Bibliothek zur Verfügung stellte, in seine eigene „allgemeine saffishe“ Sprache umgeschrieben, deren Orthographie uns heute genau so barock vor- kommt wie die der Wolfeschen „Singedigte“ und deren innere Be- rechtigung die allerschärfste Verurteilung durch den Meister historischer deutscher Sprachbetrachtung Jakob Grimm erfahren hat.

Was der neuniederdeutschen Dichtung nottat, war ein echter Dichter, der unbekümmert um alle gelehrten Bedenken aus frischem, freiem Herzen seine Lieder sang. Eng verwachsen mit der Natur und den Menschen seiner Heimat, soll er sie mit Hülfe der heimi- schen Mundart nur um so eindringlicher schildern und so durch Lebenswahrheit und innere dichterische Kraft auch über die engeren Grenzen seiner Heimat hinaus wirken. Solch einen rechten Dichter, der die Bedingungen der echten starken Volkstümlichkeit erfüllte, haben die Oberdeutschen damals in Joh. Peter Hebel unter sich auf- stehen sehen; mit Hebels 1803 erschienenen „Allemannischen Ge- dichten“ beginnt man daher gewöhnlich überhaupt erst die Periode der modernen deutschen Dialektdichtung. Wir Niederdeutschen haben länger auf diesen auserwählten Dichter warten müssen. Hebel hat auf Niederdeutschland zunächst wenig oder gar nicht gewirkt. Die altmärkischen Gedichte Wilhelm Bornemanns (1810) und Friedr. Wilh. Albrechts (1817) schildern zwar auch das Landleben ihrer Heimat, aber neben den zarten und innigen Gemälden Hebels kommen sie uns wie grobe Holzschnitte vor, denen allerdings eine gewisse nieder- deutsche Behaglichkeit nicht fehlt. Stärkere Ansätze zu einer höheren Gattung der neuniederdeutschen Literatur hat in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Ostfriesland geliefert. Zwar die Gruppe der Dichter, die sich um die 1828 bei Woortman in Emden erschienene

Anthologie „Sanghona“ scharen, kann kaum mehr als lokale Bedeutung beanspruchen. Wohl finden sich einzelne recht hübsche lyrische Sachen darunter, aber im ganzen herrschen doch die älteren Muster der Gellertschen moralisierenden Erzählung und der burlesken Idylle Bornemanns vor. Wohl aber hätte sich der etwas jüngere Enno Hektor zu einem anerkannten niederdeutschen Dichter auszuwachsen können, wenn nicht seine dichterische Entwicklung durch harte Lebensschicksale vorzeitig abgebrochen worden wäre. In seinen äußeren Geschicken hat er manche Ähnlichkeit mit Fritz Reuter: unruhiger noch und phantastischer veranlagt als Reuter hat Enno Hektor sich lange von den Verhältnissen treiben lassen, ohne sich über seine eigentliche Begabung klar zu werden. Tiefe, innerliche lyrische Begabung und eine starke Liebe zur engeren Heimat und ihren Eigentümlichkeiten in Sprache und Sitte stand bei ihm unvermittelt neben einer irrlichterierenden Phantasie und einem ausgeprägten doktrinären Zug. Er hat an diesem inneren Zwiespalt sehr stark gelitten: setzte er doch so bei der ihm notgedrungen zugefallenen politischen und sozialen Tageschreiberei viel mehr von seinem Herzblute zu, als etwa Reuter in der gleichen Periode seines Lebens. Und seine vielgelesenen, in Ostfriesland noch heute durchaus lebendigen dramatischen Szenen aus dem harlingischen Bauernleben seiner engeren Heimat können doch auch, bei aller Naturtreue ihrer Detailschilderungen, den satirisch-korrigierenden Ton nicht verleugnen. Gerade durch seine Farcen hätte Enno Hektor sonst der Begründer einer niederdeutschen Dialektkomödie werden können, wie sie die Elsäßer, die Darmstädter und die Frankfurter damals geschaffen haben. Allein als er sich nach dem großen Zusammenbruche seines Lebens wieder aufraffte, hat er nicht wie Reuter in der dichterischen Tätigkeit seine Zuflucht und Rettung gefunden, sondern in den gelehrten Studien. Eifrig hat er seine heimatkundlichen Arbeiten fortgesetzt, Ostfriesland ist dank seiner Mitwirkung in dem großen Sammelwerke der Deutschen Mundarten Karl Frommanns besonders gut vertreten; der niederdeutschen Dichtung war Enno Hektor seitdem abgestorben.

Noch ein Ostfrieser ist schließlich hier zu nennen, der Auricher Foote Hoissen Müller, der feinste und liebenswertigste Dichter, den Ostfriesland im 19. Jahrhundert hervorgebracht hat. In der Klarheit und volkstümlichen Frische seiner Dichtungen erinnert er ebenso sehr an Klaus Groth wie in der Auswahl seiner Stoffkreise. Das

chronologische Verhältnis seiner Gedichte zu denen Groths und seine Abhängigkeit von dem Dithmarscher ist bisher noch nicht genügend untersucht worden. Müllers Gedichte erschienen nämlich erst im Jahre 1857 aus dem Nachlasse des jüngst Verstorbenen von seinem Bruder herausgegeben, also erst vier Jahre nach dem ersten Erscheinen von Groths „Quickborn.“ Der gewaltige Erfolg des Grothschen Werkes hat offenbar das bescheidene Büchlein des Ostfriesen ganz übersehen lassen.

Das Jahr 1853 bedeutet für die neuniederdeutsche Literatur daselbe wie für die oberdeutsche mundartliche Dichtung das Jahr 1803, in dem Hebels „Alemannische Gedichte“ erschienen. Für die weiteren Kreise feierte erst mit dem Jahre 1853 die niederdeutsche Literatur ihre Auferstehung. Ein direkter Weg führt von Hebels „Alemannischen Gedichten“ zu Klaus Groths „Quickborn“, der jüngere Dichter bezeugt es selbst ausdrücklich. Mit einem wahren Kaufsch des Entzückens hatte er das ihm zufällig in die Hand gekommene Bändchen durchstudiert und sofort das Kongeniale in Hebels dichterischer Grundstimmung und seiner idealisierenden Behandlung der heimatischen Mundart und des heimatischen Lebens erfasst. Auch Klaus Groth ist wie Hebel ein wahrhafter lyrischer Dichter von Gottes Gnaden. Ihm ist eine Gabe verliehen, die den eigentlichen Niedersachsen so selten nur gewährt ist. Man darf darin vielleicht eine uralte Besonderheit des kleinen dithmarsischen Stammes erblicken, daß er sich zu allen Zeiten durch eine größere poetische Begabung vor den benachbarten Holsten und Friesen hervorgehoben hat. Ein reicher Kranz alter Kriegs- und Kampflieder schlingt sich um die ältere Geschichte des Landes und begleitet vor allem die Freiheitskämpfe des tapferen Völkchens. Nirgends hat sich ferner das alteinheimische Tanzlied so lange und in so allgemeinem Gebrauch erhalten wie in Dithmarschen. Und in unserer Zeit zeugen dichterische Größen wie Klaus Groth und Friedrich Hebbel dafür, daß diese poetische Begabung der Dithmarscher noch immer nicht erloschen ist. Hebbel ist aus den niedersten Kreisen des Volkes hervorgegangen, der arme Maurersohn aus Wessellbüren hat eine überaus harte Jugend durchkämpfen müssen, sich dafür aber auch mit titanischem Troß in die Wolken erhoben. Hebbel ist dem gewaltigen, verheerenden Vulkane vergleichbar, Klaus Groth dem behaglichen Herdfeuer, das still und rein die süße Lyrik der Familie, des Hauses und der engeren Heimat versinnbildlicht.

Groth entstammt einem behäbigen Kleinbürgerhause der Heider Vorstadt, er rühmt selber gern den Wohlstand des väterlichen Hauses, hat aber trotzdem zeit lebens kein rechtes Verhältnis zu den „Honoratioren“ der eigenen Vaterstadt gewonnen. Der praktische Vater hat nicht viel an den strebsamen Jungen angewandt, sondern ihn sofort nach seiner Konfirmation in irgend eine kleine Schreiberstellung hineingesteckt. Klaus Groth hat sich seinen Lebensweg selber gezimmert wie Hebbel, aber mehr durch eiserne Beharrlichkeit, mit sicherem Blick auf das Ziel, stets die mittlere Linie innehaltend. Was die Heimat und das elterliche Haus ihm bot, hat er bereitwillig in sich aufgenommen, es bildet die Grundlage seiner schönsten Dichtungen. Es ist eigentlich wunderbar, daß Klaus Groth trotzdem im innersten Grunde so wenig volkstümlich ist. Das kommt daher, daß er sich den größten Teil seiner Ausbildung aus Büchern angeeignet hat. Er selber spricht das in seinen Lebenserinnerungen ganz unbefangen aus:¹⁾ „Ich habe eigentlich alles, was ich weiß und gelernt habe, soweit es von Wert und Bedeutung ist, still für mich aus Büchern gelernt“. In brennendem Wissensdurst hat er Jahre hindurch jegliches nützliche Buch verschlungen, das ihm vor die Augen kam, selbst vor dem Konversationslexikon hat er nicht Halt gemacht. Sein Bestreben, sich eine möglichst vielseitige Bildung zu verschaffen, ließ nicht nach, als er das Seminar absolviert hatte und in seiner Vaterstadt Mädchenenschullehrer geworden war. Selbst als ihn endlich 1847 eine durch Überarbeitung hervorgerufene Krankheit zur Unterbrechung seiner wahnwitzigen Studien zwang und er auf 4 Jahre beurlaubt bei seinem Freunde Leonhard Selle in Landkirchen auf Fehmarn sein Tuskulum fand, hat er doch seine alte Lebensweise kaum geändert. Es erscheint uns beinahe unglaublich, was er dort alles mit Selle zusammen gelesen und durchstudiert haben will.²⁾ Dort auf Fehmarn trat Groth nun aber auch seiner großen Lebensaufgabe näher, die ihn schon längst bewegt hatte: der Erneuerung der niederdeutschen Dichtung und der poetischen Verherrlichung seines heimischen Volkstums. Was ihm vorschwebte, hat er in seinem „Quickborn“ mit Einsetzung seiner ganzen Persönlichkeit verwirklicht, und gerade darum ist dies wundervolle Buch, so unpersönlich es sich auch gibt, das persönlichste Bekenntnis, das unsere niederdeutsche Literatur aufzuweisen hat.

¹⁾ H. Siercks, Klaus Groth, S. 58.

²⁾ Siercks S. 101.

Wir wissen aus Groths eigenen Mittheilungen, die uns sein Biograph Siercks überliefert, daß viele der schönsten und poetischsten Lieder des „Quickborns“ Gelegenheitsdichtungen im Goetheschen Sinne sind, aus dichterischem Zwang in glücklicher Stunde geboren. An anderen Gedichten dagegen hat Groth wiederum unablässig gefeilt, und es überwiegt darum in ihnen das Kunstmäßige über die unmittelbare Frische der Erfindung. Alle diese Erzeugnisse seiner Muse, wie sie ihm in den glücklichen Jahren auf Fehmarn zuwuchsen, hat der Dichter nun sorgsam eingeordnet in den weiten Rahmen seines Gesamtwerks, das ein sorgfältig gegliedertes und dabei straff zusammengehaltenes Ganze bilden sollte. Nach allen Seiten sollte darin das Bild des dithmarsischen Volkstums illustriert werden, wie es sich in der Jugendzeit des Dichters noch frisch und lebendig darbot: die Landschaft mit ihrer charakteristischen Doppelung in Geest und Marsch, die alten Sitten und Gebräuche, Sagen und Legenden, der Stolz auf die historischen Großtaten der Väter, das Liebesleben der dithmarsischen Jugend, die alten Kinderlieder und noch viele andere Saiten klingen an. Manche Gattungen, wie die Priameln, die Spruchweisheit, hat Groth nur der Abrundung wegen hinzugefügt, obwohl sie eigentlich seiner dichterischen Art wenig lagen. Andere, wie das historische Lied, hat er erst auf Müllenhofs Rat hin stärker herangezogen.

Zeugt schon diese systematische Gründlichkeit von einer deutlichen Mitwirkung der verstandesmäßigen Tätigkeit bei der Ausarbeitung des „Quickborns“, so gilt das noch mehr von Groths Verhältnis zur niederdeutschen Sprache. Gewiß ist Klaus Groth in einer rein niederdeutschen Familie und Umgebung aufgewachsen, und als er ernstlich an die Abfassung des „Quickborns“ herantritt, ist er von der allertiefsten Liebe zu seiner niederdeutschen „Modersprach“ erfüllt, ein Feind ihrer Feinde, die gerade damals wieder ihr Haupt kühner denn je erhoben. Wie 150 Jahre früher die Aufklärer aus Gründen der Nützlichkeit die Abschaffung und Unterdrückung aller Dialekte forderten, so erhoben jetzt die Vertreter des jungen Deutschlands, Ludwig Wienbarg an ihrer Spitze, die gleiche Forderung aus Gründen der politischen Raison und der liberalen Doktrin. Groth ist gerade durch diese Kampfesrufe der Jungdeutschen in seiner Absicht, der niederdeutschen Sprache ein Retter zu werden, bestärkt worden. Aber nun zeigte es sich, daß er in den schweren Lehrjahren seines Jüng-

lings- und frühen Mannesalters viel von der lebendigen Berührung mit der Muttersprache verloren hatte. In den Jahren seines unerfättlichen Bildungshungers hatte er sich ausschließlich an hochdeutsche Bücher und Bildungsquellen halten müssen. Als er sich seiner dichterischen Kraft bewußt wurde, mußte er erkennen, daß er sich vollständig im Banne der hochdeutschen ästhetischen Bildung befand. Bewußt und künstlich mußte er also wieder an das Niederdeutsche herantreten, und niederdeutsch denken hat er nach eigenem Geständnis erst spät gelernt. Bei der Abfassung des „Quickborns“ gingen hochdeutsche und niederdeutsche Gedichte oft genug nebeneinander her; und es wäre ganz verkehrt, die „Hundert Blätter. Paralipomena zum Quickborn“ wirklich nur als Abfall neben dem niederdeutschen Werke zu betrachten. Groths dichterische Persönlichkeit tritt in diesen hochdeutschen Gedichten viel unbefangener heraus, und daß sie an lyrischer Kraft den Liedern des „Quickborns“ vielfach ebenbürtig an die Seite treten können, beweist schon ihre Beliebtheit bei den Komponisten.

Klaus Groth sah später auf seine hochdeutsche Produktion etwas geringschätzig herab, wie er denn überhaupt, in der ersten blühenden Begeisterung nach dem unerwartet großen Erfolge des „Quickborns“, die innere Kraft der hochdeutschen Sprache und Literatur etwas zu unterschätzen begann. Er wird damit ein bewußter Fortsetzer der alten gelehrten Tendenzen eines Voß, Wolke und Scheller, und das Phantom einer allgemeinen niederdeutschen Schriftsprache taucht wieder vor seinen Augen auf. Aufbauen soll sie sich diesmal natürlich auf dem dithmarsischen Dialekte des „Quickborns“. Im Vorwort zur 4. Auflage des Werkes (1855) singt er dieser „ebenbürtigen, ja älteren Schwester des Hochdeutschen“ ein begeistertes Loblied, und in seiner Kieler Habilitationsschrift von 1858, den berühmten „Briefen über Hochdeutsch und Plattdeutsch“, bemüht er sich, mit wissenschaftlichen Gründen die Überlegenheit der älteren niederdeutschen Schwester nachzuweisen. Die Briefe sind zugleich eine Rechtfertigung der mühsamen Arbeit, die Groth und sein gelehrter Helfer Müllenhoff seit der 3. Auflage des „Quickborns“ für das dithmarsische Niederdeutsch geleistet haben. Groth als Vorkämpfer der durch den „Quickborn“ begründeten neuniederdeutschen Literatur teilt hier wuchtige Siege gegen alle diejenigen aus, die seinen Bestrebungen bewußt oder unbewußt entgegenarbeiten. Er hat glücklich durch seine Tat die niederdeutsche

Dichtung von den kommunen Polterabendscherzen des 18. Jahrhunderts und den allzuberben Volksschilderungen Bornemanns zu höheren Sphären geführt, wo zwar echt realistisch geschaut, aber durch das Ideal des wahrhaft Volkstümlichen verklärte Poesie herrscht. Auf diesem Wege sind ihm nun ein starkes Hindernis die neuen Gedichte Fritz Reuters und darum münden die Briefe in eine äußerst scharfe Kritik der Reuterschen Schriften aus.

3.

Ich habe Klaus Groths dichterische Persönlichkeit und Entwicklung etwas ausführlicher schildern müssen, weil sie in den meisten Punkten das gerade Gegenstück zu Fritz Reuters Wesen und Werden darstellt und sich so leichter erkennen läßt, daß diese beiden so ganz verschieden gearteten Naturen mit Notwendigkeit aufeinander stoßen mußten. In Klaus Groth laufen alle Fäden der bisherigen niederdeutschen mundartlichen Dichtung zusammen: ihm eignet in seinen besten Stücken die poetische Kraft und die naive Einfalt des echten volkstümlichen Dichters; aber als Ganzes stellt sein „Quickborn“ doch eine abgeklärte, mit gelehrten Reflexionen gesättigte Dichtung dar. Mit bewußter Überzeugung seines Könnens ist Groth an die niederdeutsche Schriftstellerei herantreten, und als der Erfolg das Bewußtsein seiner Kraft noch ungeahnt steigert, eilt sein ungebändigter Idealismus sofort den höchsten Problemen der mundartlichen Dichtung zu, dem Ausbau der niederdeutschen Sprache zur gleichwertigen, vollgültigen Schrift- und Literatursprache. Mit diesen gelehrtsphilologischen Arbeiten erschöpft er aber allgemach seine rein dichterischen Fähigkeiten; und wenn er sich auch in seinen beiden großen epischen Gedichten, dem „Rotgetermester Lamp“ und dem „Heisterkrog“, noch einmal zu großartigem Schaffen konzentriert und auch in der Prosaerzählung Treffliches leistet, so kann doch von einer großen Entwicklungslinie in seiner Schriftstellerei keine Rede sein, die Höhe seines ersten Werkes, des „Quickborns“, hat er mit keinem späteren Werke wieder erreicht.

Dem gegenüber ist Fritz Reuter in den Anfängen seiner niederdeutschen Dichtung durchaus der Typus des naiven Dichters, der sorglos und unbefangen mit einem volkstümlichen Stoffe schaltet und waltet, der die strengen Gesetze der Metrik und Orthographie leichten

Herzens übertritt und auch die heimische Mundart nur deshalb benutzt, weil sie ihm gerade für diesen Zweck besonders dienlich erscheint. Diese sorglose, leichte Art mußte dem gestrengen Klaus Groth mißfallen, sie liegt aber in Reuters ganzer Vorgeschichte begründet, die eigentlich in jedem Punkte von der Groths abweicht.

Fritz Reuter stammt aus gutem Hause, er war der Honoratiorensohn, und sein Vater hätte am liebsten wieder einen Bürgermeister von Stavenhagen aus ihm gemacht. Jedenfalls hat er alles angewandt, um seinem Sohn eine gute Erziehung mitzugeben und sein äußeres und inneres Lebensglück zu sichern. Aber sein Bestes, die patriarchalisch-selbstherrliche Art, die mit praktischem Blick und eisernem Fleiße gepaart war, hat er doch dem Sohne nicht vererbt. Fritz Reuter ist im ganzen mehr ein Sohn seiner Mutter, von ihr hat er das tiefe Gemüt, die eigentliche Dichterbegabung, aber auch wohl eine gewisse krankhafte psychische Anlage überkommen. Auch die starke Sentimentalität, die zuweilen bei Reuter überrascht, ist ein Erbteil seiner Mutter, die mit ihren Neigungen noch ganz der absterbenden empfindsamen Zeit angehörte. Dagegen findet sich die muntere Beweglichkeit in der Auffassung der äußeren Dinge, die realistische Anschaulichkeit der Schilderung, und bis zu einem gewissen Grade auch der Humor, bei Reuters Vater wieder. Ein gerader, ehrlicher Sinn, der leicht einmal in Eigensinn umschlagen konnte, ist beiden eigen. „Bürgermeisters Fritz“ muß ein wilder Junge gewesen sein, aber seiner Frische wegen doch beliebt bei den Leuten. Jedenfalls hat er mindestens ebenso tief in die Geheimnisse der kleinen Stadt hineingeschaut wie Klaus Groth; alle die Originale, die damals dort lebend herumliefen, treffen wir ja in seinen Werken wieder und bezeugen es, wie anregend die engste Heimat auf die Phantasie und Beobachtungsgabe des Knaben eingewirkt hat. Es war aber ein Schatz, der vorläufig unbewußt in seinem Innern aufgespeichert wurde und erst viel später wieder in seinem ganzen Reichtum ans Tageslicht treten sollte. Die Schätze der Schulweisheit dagegen und die guten Lehren des Vaters hat der junge Fritz damals nicht so begierig in sich aufgenommen. Er war ein mäßiger Schüler, zu allerlei Mlotria und ärgerlichen Nebenbeschäftigungen aufgelegt. Ihm fehlte völlig jener brennende Wissensdurst, der Klaus Groth damals und zeitlebens beherrscht hat, und jede ernsthafte Ausdauer, die den gut Begabten leicht zum höchsten Ziele ge-

bracht hätte. Die ewigen Versicherungen des Gegenteils in seinen Briefen an den gestrengen Vater machen die Lektüre dieser Schülerbriefe oft recht unerfreulich. Schon aber regt sich in Neuter die schriftstellerische Begabung: seine Primaneraufsätze werden sehr gelobt, er arbeitet dabei rasch, immer auf möglichste Heraushebung des Totaleindrucks bedacht, und doch alle Einzelheiten deutlich hinstellend. Wir haben von diesen Aufsätzen keinen mehr erhalten; wohl aber ist eine viel ältere Arbeit Neuters auf uns gekommen, die „Beschreibung einer Reise nach Braunschweig“, die der Dreizehnjährige 1823 mit seinem Vater und dem Knecht Friedrich gemacht hatte. Der Aufsatz war für Neuters Vater, den alten Amtshauptmann Weber, bestimmt, der Knabe hatte sich also besondere Mühe dabei geben müssen. Dafür zeigt er denn auch in überraschendem Maße manche der charakteristischen Eigentümlichkeiten von Neuters späterem Stil: eine gute Beobachtungsgabe, Sinn für Humor, die Neigung, gelegentlich episodische Züge in breiter Behaglichkeit zu kleinen „Läuschen“ auszugestalten, vor allem auch die ersten Andeutungen des naseweisen, wickelnden Stils der späteren hochdeutschen Werke. Auf dem Gymnasium zu Parchim hat Fritz Neuter auch seine ersten Verse geschmiedet, um der jungen Adelheid Wüsthoff seine Huldigungen darzubringen, „deren liebliche Erscheinung die ersten Reime der Poesie in seinem Herzen erweckt“ hatte. R. Th. Gädery hat wie so viele andere auch diese lyrischen Erzeugnisse des Zwanzigjährigen gesammelt. Aber die gesamte Jugendlyrik Neuters ist herzlich unbedeutend und für seine Gesamtentwicklung ohne Wert. Zudem setzte für Fritz Neuter jetzt die Zeit des brausenden Lebens ein, dem er sich rückhaltslos hingab, da war für die Dichtung kein Raum. Zu Michaelis 1831 bestand er, nicht gerade glänzend, sein Abiturientenexamen und bezog nach dem Wunsche seines Vaters die Landesuniversität Rostock. Das flotte Rostocker Semester hat er später in dem Einleitungskapitel der „Reis' nah Konstantinopel“ verherrlicht, von der Jenenser Burschenzeit, die so verhängnisvoll für ihn werden sollte, klingt es und singt es in der berühmten Stelle des „Hanne Rüte.“ Was so die Erinnerung verklärt, sieht in den gleichzeitigen Briefen, die alles grau in grau malen, ganz anders aus. Die Biographen des Dichters berichten uns ausführlich über diese stürmischen Jahre, in denen sich Neuters persönliches Geschick mit der Geschichte der deutschen Burschenschaft verknüpfte. Wir erfahren aber nicht, daß Neuter in dieser Zeit eine

ernsthafte innere Entwicklung durchgemacht hätte. Seine Studien vernachlässigte er ganz und gar, und man darf nicht einmal sagen, daß er mit Leib und Seele bei der burschenschaftlichen Sache gewesen wäre. Er war weder ein Feuergeist noch ein hartnäckiger Doktrinär wie die eigentlichen Führer der Bewegung, sondern einfach ein Mitläufer, ein gemütlicher Bierstudent, der die Dinge an sich herankommen ließ. Und gerade ihn sollte die Rache der erzürnten Machthaber aufs allerschwerste treffen. Durch ein unglückliches Verhängnis wurde er gerade in Berlin verhaftet und verscherzte sich so die Möglichkeit, von den milderen Richtern seiner mecklenburgischen Heimat abgeurteilt zu werden. Andererseits muß man sagen: wäre er damals wie sein Intimus Krüger mit einer Festungshaft von 15 Monaten in Mecklenburg davongekommen, so wäre seine „Festungsrind“ gewiß nicht die entscheidende, aber auch zugleich reinigende Katastrophe seines Lebens geworden. So aber hat das maßlos schwere Geschieh erst alle seine sittlichen und seelischen Kräfte ans Licht gezogen. Freilich ist er dabei aus der geordneten Bahn, die ihm der Vater vorgezeichnet hatte, völlig herausgeworfen worden; ja es schien, als wenn Reuter nach den 7 Festungsjahren an Leib und Seele völlig gebrochen wäre. Ein Versuch, in Heidelberg das Studium wieder aufzunehmen, mußte sehr bald wieder aufgegeben werden. Es zeigte sich, daß das fürchterlichste Geschenk der Festungszeit, die durch körperliche Schwäche bedingte periodische Trunksucht, einen völligen Wechsel seiner Lebensweise und eine langsame, jahrelange Kur nötig machte. So wurde Fritz Reuter denn Landwirt, und wenn auch die nächsten 7 Jahre den eben verfloßenen an qualvollen Stunden und tiefen seelischen Erschütterungen kaum nachstanden, so bereiteten sie doch langsam die Heilung vor. Reuters Seele füllte sich mit den bunten, wechselreichen Bildern seiner neuen Umgebung; die treuherzigen Landleute traten dem jungen Städter z. T. mit freundschaftlicher Liebe entgegen, die festesten Freundschaften seines Lebens hat Reuter damals begründet, und am Ende nahm eine kluge, warmherzige Frau den immer noch Strauchelnden in ihre Arme und wurde ihm die treueste Beraterin und Lebensgefährtin.

Reuters dichterische Produktion beschränkt sich in all den Jahren seit seiner Studentenzeit auf ein Minimum. Im Pfarrhause zu Sabel, wo die fünf munteren Töchter seines Onkels den verbummelten

Studenten wieder aufzurichten versuchten, entstanden ein paar kleine Scherzgedichte. Wichtiger war, daß er hier in Zabel ein paar Originale kennen lernte, den Förster Schlange und vor allen den berühmten Röster Suhr, die Lieblingsfigur seiner ersten komischen Dichtungen. Für Fritz Peters Familie dichtete er manche kleinere Reimereien. Keine Gelegenheitsdichtungen sind auch die seit 1842 einsetzenden Polterabendgedichte. Ganz schwach vertreten ist die Liebeslyrik: wie einst in Parchim Adelheid Wüsthoff, so entflammte ihn später im Dömitzer Jahr seine Liebe zu Frida v. Bülow zu einigen Versen. Den seiner späteren Frau gewidmeten Gedichten geht der Entwurf eines größeren christlich-heroischen Epos zur Seite, das in der Gegend von Zabel spielen und die Kämpfe der Slaven und Deutschen zur Zeit der Christianisierung Mecklenburgs zum Vorwurfe haben sollte. Es sind nur ein paar Verse vom Anfang und Schlusse zur Ausführung gelangt; Neuter warf das Ding beiseite, als er bei seiner „realistischen Richtung an den mangelhaften Nachrichten über die Gebräuche und die Lebensweise der Wenden scheiterte.“

Umfangreicher wurde Neuters literarische Tätigkeit erst, als er sich 1845 durch den Advokaten Raabe für die satirisch-politische Tageschriftstellerei gewinnen ließ. Im Dienste der liberalen Opposition, der auch Neuters Herz gehörte, schrieb er damals die scharfe Satire „Ein gräßlicher Geburtstag“, die in zwei Jahrgängen des Raabeschen Jahrbuchs herauskam. Etwas später ist dann der hochdeutsche Entwurf zur späteren „Stromtid“ entstanden, auch dieser mit deutlicher Spitze gegen die adlige Wirtschaft. Aber nicht nur gegen den Adel richtet sich Neuters Satire: zwar sein „Öffener Brief an die mecklenburgischen Landwirte“ ist eine ernsthafte Vermahnung an seine Landsleute, sich nicht den Lehren der modernen Agrikulturwissenschaft zu verschließen. Gleichzeitig trug er sich damals aber auch mit dem Entwurf eines satirischen Gedichts „Hans Dumm, der kluge Bauer“, einer deutlichen Vorstudie zu der späteren „Reis' nah Bellingen“. Dieses Fragment ist auch darum recht wichtig, weil es den ersten Versuch einer plattdeutschen Dichtung Neuters darbietet, wenn nicht etwa das im gleichen Bande des Raabeschen Jahrbuchs veröffentlichte Läschen „Dei Gedankensünd“ noch älter ist. Im April 1848 nahm Neuter, nachdem sein Vater drei Jahre vorher gestorben war, seinen festen Wohnsitz in Stavenhagen. Hier

machte er die Revolution von 1848 mit und schöpfe den Stoff zu seiner unvergänglichen Darstellung des Rahnstädter Reformvereins und der großen Revolution im 3. Teile der „Stromtid“. Als Abgeordneter für Stavenhagen lernte Reuter damals auf dem außerordentlichen Landtag in Güstrow den Boizenburger Rektor Reinhard, den Historiker Ernst Boll aus Neubrandenburg und den Dichter John Brinckman kennen, mit denen ihn seitdem nähere Freundschaft verband. Allein die Herrlichkeit dauerte nicht lange, nach dem Fehlschlage der 48er Revolution war Reuter wieder auf den engsten Kreis beschränkt. Seine Turnstunden in Stavenhagen konnten ihn auch nicht ernähren, so folgte er dem Räte seiner Dreptower Freunde und ließ sich in dem pommerischen Städtchen als einfacher Privatlehrer nieder. In ganz bescheidenen Verhältnissen hat er hier seine glücklichste Zeit durchlebt. Das Mädchen seiner Wahl reichte ihm die Hand zum Lebensbunde, und damit zog das verfühnende Element in sein zerrissenes Leben ein. Fortab entsagte er der satirisch-politischen Schriftstellerei, und es beginnt seine komische Dichtung.

Sie findet ihren ersten Niederschlag in dem 1. Bande der „Läuschen un Rimels“ 1853. Damit ist Fritz Reuter in die Reihe der plattdeutschen Schriftsteller eingetreten. Daß die Schriftstellerei einmal sein Lebensberuf werden sollte, daran hatte er bis dahin schwerlich jemals gedacht, das sehen wir aus der launigen Abrechnung mit seinen einstigen Hoffnungen und Wünschen, mit der er seine „Festungstid“ abschließt. Vom Schriftsteller ist da noch nirgends die Rede; wie der arme Dorfschulmeister in der Zeit, die ihm sein Amt und der Schreibdienst für den Herrn Pastor frei läßt, seinen kleinen Kartoffelacker bestellt, so dichtete Reuter nur ganz nebenbei in den Mußestunden nach schwerer Tagesarbeit an seinen Läuschen, aber auch ihm hat unser Herrgott sein „Lüftenland“ gesegnet. Um den knappen Ertrag seiner Privatstunden etwas aufzubessern, hatte sich Reuter zum Dichten der Läuschen entschlossen; die geliebte Frau ermunterte ihn ihrerseits dazu. Die Gattung des Läuſchens, der gereimten drolligen Geschichte, wählte er, weil sie ihm seiner bisherigen Erfahrung nach am nächsten lag und er zugleich ein lebhafteres Interesse dafür bei seinen engeren Landsleuten voraussetzen durfte. Das plattdeutsche Gewand bot sich für diese Art Dichtungen eigentlich von selber dar, hatte doch die

Schnurrendichtung stets als der geeignetste Tummelplatz für die plattdeutsche Dichtung gegolten. Reuter hatte schon als Schüler Bornemanns „Altmärkische Gedichte“ kennen gelernt und stark auf sich einwirken lassen. Trotzdem ist ihm erst spät der Gedanke gekommen, die ihm von Haus aus wohl vertraute heimatliche Mundart zu poetischen Zwecken zu benutzen. Es wäre ihm nie eingefallen, etwa in den schweren Jahren der Festungszeit Trost in ernster niederdeutscher Dichtung zu suchen. Erst als er den Druck der bösen Zeit von sich abzuschütteln begann und die alte frohe Laune wieder erwachte, benutzte er die Mundart zu gelegentlichen Polterabendscherzen. In Raabes Jahrbuch auf 1847 haben wir die ersten Ansätze zu einer literarischen Verwendung der Mundart kennen gelernt: die kurzen Bruchstücke des „Hans Dumm“ sind ein Musterbeispiel des grobkomischen Stils und der „verwilderten“ Metrik und Orthographie, die später Klaus Groth an den „Läuschen“ so sehr abstieß. „Dei Gedankenfünd“ dagegen ist das erste in sich abgeschlossene kleine Läuschen, das wir von Reuter haben, und unverändert in den ersten Band der „Läuschen un Rimels“ übergegangen. Ob Reuter in den unruhigen Jahren von 1846—1850 noch weitere solche Läuschen gedichtet hat, wissen wir nicht. Möglich, daß die eine oder andere solcher älterer Arbeiten in dem ersten Strauß drinsteckte, den Reuter zu Weihnachten 1852 seinem Freunde Fritz Peters auf den Weihnachtstisch legte. Die intensive Arbeit Reuters an den „Läuschen“ begann jedenfalls erst mit dem Dezember 1852, und es kann kein Zweifel sein, daß erst der unerwartet große Beifall, den der eben erschienene „Quickborn“ Klaus Groths auch in Mecklenburg fand, in Reuter den Entschluß hat reifen lassen, nun auch als plattdeutscher Dichter aufzutreten. Mit Groth auf seinem eigensten Gebiete zu rivalisieren lag ihm vollkommen fern. Rein abgerundetes Bild mecklenburgischen Volkstums wollte er geben, sondern nur hier und da die streifenden Sommerfäden aufgreifen, die überallhin durchs Land zogen. Das Land Mecklenburg ist immer besonders reich an volkstümlichen Scherzen und Schnurren gewesen, das haben uns vor kurzem die überraschenden Ergebnisse der volkskundlichen Sammelarbeit Richard Wossidlos wieder bewiesen. Reuter steckte längst schon voll von diesen scherzhaften Anekdoten, viele Originale seines Heimatländchens hatte er selbst noch gekannt, von anderen am Hiertisch oder sonst in fröhlicher Runde erzählen hören. Reuter selbst ist lange Zeit

einer der originellsten Vertreter jener uns heute immermehr absterbenden mündlichen Tradition gewesen, ein überaus beliebter Erzähler, der eine ganze Gesellschaft aufheitern und, selber mitteilbar, dabei aus dem Schweigsamsten ein Hörtörchen herauslocken konnte. Aus seinem eigenen bewegten Leben mußte er vortrefflich zu erzählen, und wie dem echten Volkserzähler verschoben sich ihm Wahrheit und Dichtung oft genug: uralte Schnurren der internationalen Überlieferung verknüpfte er seelenruhig mit Episoden seines eigenen Lebens oder mit wohlbekanntenen Personen und Lokalitäten der nächsten Nachbarschaft. Selbst literarische Quellen, Schnurrensammlungen, die Fliegenden Blätter u. ä., hat er später, als ihm der mündliche Stoff etwas knapper zuflöß, ruhig mitbenutzt, das hat Seelmann überzeugend nachgewiesen. Der Stoff der Erzählungen ist wie weiches Wachs in seinen Händen, er modelt ihn und formt ihn um; einzig und allein um die Wirkung auf den Hörer ist es ihm zu tun. Wie einst bei seinen Primaneraufsätzen in Parchim verwendet er seine ganze Kraft auf den Gesamteindruck und weiß doch dabei die einzelnen Figuren so plastisch wie möglich hinzustellen. Neuters „Läuschen un Nimels“ sind die direkte Fortsetzung dieser seiner mündlichen Geschichten und Schnurren. Unbefangen greift er seine Figuren aus der unmittelbarsten Umgebung heraus, lachend erkannte jeder in Neuters Versen den lieben Nächsten wieder. Ganz selten nur noch einmal ragt ein Zipfel der alten Satire Neuters gegen den Adel heraus, durchweg ist jede Schärfe in reine Komik aufgelöst, und Neuter hätte kaum nötig gehabt, sich in der Vorrede zur ersten Auflage ausdrücklich gegen den Vorwurf persönlicher Verspottung zu verwahren. Die Worte, mit denen der Dichter in dieser Vorrede seine „Kongregation kleiner Straßenjungen, die in ‚roher Gesundheit‘ lustig übereinander purzeln“ fröhlich in die Welt schießt, haben aber doch wohl den besonderen Unwillen der Gelehrten und der Ästheten jener Zeit erregt, die Neuter hier apostrophiert. Klaus Groth hat sich später zum Wortführer dieser Übergebildeten gemacht und Neuters Läuschen in Bausch und Bogen Gemeinheit und die „Düngerbegeisterung“ des kraffen Naturalismus vorgeworfen. Hier hat den eisernden Dithmarschen der Humor, der auch sonst nicht gerade seine stärkste Seite ist, einmal ganz im Stiche gelassen. Gewiß sind Neuters „Läuschen un Nimels“ durch die Dank derb komisch, von „roher Gesundheit“, wie Neuter sagt; jener echte Humor, der aus

Tränen lacht, geht ihnen noch völlig ab. Aber gesund sind sie denn doch durchaus, jeder faulige Beigeschmack, wie er z. B. in den berühmten Scherzgedichten Laurembergs sich hier und da einmal findet, fehlt ihnen, an der sittlichen Reinheit des Menschen und Dichters Reuter ist nicht zu zweifeln. Als volkstümliche Unterhaltungsdichtung sind die „Läuschen un Rimels“ trotz allen gelegentlichen Übertreibungen bis auf den heutigen Tag ein Lieblingsbuch nicht bloß des Mecklenburgers geblieben; und der Kulturhistoriker wird wie aus allen plattdeutschen Werken Reuters so auch aus diesem reichen Gewinn ziehen.

Was uns heute an dem plattdeutschen Erstlingswerke Fritz Reuters viel ansechtbarer vorkommt, ist die saloppe Behandlung des sprachlichen und metrischen Gewandes. Und gerade darüber geht Groth mit ein paar anerkennenden Worten leicht hinweg; er nennt Reim und Rhythmus der Läischen natürlich, und sagt, sie seien in gewandtem Plattdeutsch geschrieben, ohne Zwang und Gewaltfamkeiten. Nun, darüber denken wir jetzt anders: bei dem oft recht eifertigen Umgießen der mündlichen Profaschwänke in die poetische Form hat sich Reuter recht häufig erhebliche Gewaltfamkeiten zu Schulden kommen lassen. Mit der alten Abneigung der Niederdeutschen gegen die strenge Rhythmik eines kunstvolleren Versbaus vernachlässigt er die Regeln der Versfüllung in einem fort. Im Reime die gleiche Unsauberkeit: Formen des größten Dialekts werden unbedenklich mit rein hochdeutschen Formen gebunden, was in den späteren Auflagen zu vielen Umarbeitungen geführt hat. Aber Reuters Sprache ist viel gestritten worden; jedenfalls steht er auch ihr zunächst völlig naiv gegenüber. Keine Spur von Groths philologischer Auffassung, erst Groths heftiger Angriff läßt ihn da bei gelehrten Freunden wie Ernst Boll Rats erholen; aber auch John Brindmans theoretisierende Neigung zu möglichst echten niederdeutschen Wendungen und Ausdrücken teilt Reuter nicht. Er spricht das Plattdeutsch, das er als Junge in Stavenhagen gelernt hat und das als Stadtmundart bereits etwas stärker mit hochdeutschen Einflüssen durchsetzt war als etwa die Mundart eines weltabgeschiedenen mecklenburgischen Bauerndorfs. Dies fein Plattdeutsch schreibt er einfach nach dem Gehör nieder, schließt sich aber aus praktischen Gründen in manchen Fällen an die hochdeutsche Schreibart an, wo die hochdeutsche Lautform mit der niederdeutschen übereinkommt. Un

diese Orthographie Reuters hängt sich Groth in einem besonderen Briefe, dem 26. seiner Schrift, und wirft Reuter auch hier Rohheit und Verwilderung vor. Reuter ist Groths Ausstellungen in der Tilgung einiger der auffälligsten phonetischen Schreibweisen seiner Texte gefolgt. Die Vorrede zur 4. Auflage der „Läuschen un Rimels“ von 1859 berichtet darüber. Reuter wollte damit aber keineswegs in die dithmarsische Normalorthographie Klaus Groths einlenken, sondern in erster Linie bewog ihn auch hier die Rücksicht auf ein hochdeutsches Lesepublikum. Der Kongreß plattdeutscher Schriftsteller, den der Schweriner Advokat Eduard Hobein im Sommer 1861 nach Schwerin berufen wollte, und der sich gerade auch mit der Frage der Einigung der plattdeutschen Orthographie beschäftigen sollte, kam nicht zustande. Reuter hat daher die 1859 angenommene Orthographie seiner plattdeutschen Schriften bis an sein Ende beibehalten.

Zwischen dem Erscheinen von Reuters „Läuschen un Rimels I“ und Klaus Groths Angriffe liegt eine längere Reihe von Jahren, in denen Reuter noch eine ganze Anzahl anderer Bände veröffentlichte. 1855 sammelte er seine „Polterabendgedichte in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart.“ Sie brachten ihm den gehofften materiellen Gewinn nicht ein, und gehören literarisch genommen einer überwundenen Periode Reuters an. Man versteht, wie die saloppe metrische Form der „Läuschen un Rimels I“ ein Nachklang dieser müheloseren Arbeitsart ist. Die erste Fortsetzung der neuen Läusehdichtung dagegen ist auch für Reuters Gesamtentwicklung wichtig. Die „Reis' nah Bellingen“ knüpft zwar auch an ältere Pläne Reuters an; ihr ältester Vorjahr ist der satirische Entwurf des „Hans Dumm“. Das 1855 erschienene Gedicht ist deutlich auf dem Stoff eines größeren Läusehens, des „Sohrmarks“ (Nr. 38) aufgebaut, aber erweitert durch eine Liebesgeschichte. Zum ersten Male meldet sich hier bei Reuter das sentimentale Element zum Worte, aber noch wird es völlig überwuchert vom Burlesken. Die Reise selbst zerfällt in lauter Einzelläuschen, abgerundete, meist urkomische Situationen, denen zuweilen das treibende Element völlig abgeht. Dafür erfreuen uns wohlgelungene Stimmungsmalereien und an einzelnen Stellen bricht bereits die gemüthvolle Auffassung der Tierwelt, ihres Lebens und ihrer Stimmen durch, die später dem „Hanne Rüte“ das Gepräge geben sollte. Auch das letzte Kapitel des Werkes nähert sich mit seinem starken Wechsel der Rhythmen und seiner außerordentlich

musikalischen Sprache ganz lyrischer Art. Jedes Instrument des Hochzeitsorchesters bekommt seinen eigenen Ton und Charakter, und die künstliche Tonmalerei eines älteren niederdeutschen Gedichts des 17. Jahrhunderts „Van den Stimmen, so in der Bungen un Egen vorborgen sind“ scheint hier wieder aufzuleben.

Die „Reis' nah Bellingen“ zeigt also entschiedene Ansätze zu verheißungsvoller Neuentwicklung; aber gerade die Mehrheit der Ansätze muß stutzig machen. Reuters Entwicklung ist in diesen seinen Gesellenjahren nach dem Erfolge der „Läuschen un Rimels“ keineswegs in gerader Linie verlaufen, sondern die Entwicklungslinien kreuzen sich mehrfach, und man hat das Bild eines unsicher Tastenden, der allerdings sich seiner steigenden Kraft sehr wohl bewußt ist. Von der „Reis' nah Bellingen“ ist Reuter nicht zum wirklichen komischen Epos vorgeschritten; einen größeren humoristischen Stoff hat er überhaupt nur dies eine Mal im Versgewande behandelt. Zwar sammelte er nebenbei weiter Läuschen und vereinigte sie viel später zu einer zweiten Sammlung; aber im wesentlichen behielt er doch jetzt die poetische Form den ernsteren Stoffen vor, gleichsam um diese zu adeln. In diesen späteren poetischen Werken setzen sich nun auch die Ansätze fort, die wir bereits in der „Reis' nah Bellingen“ beobachten konnten. Das sentimentale Element hat Reuter immer etwas im Blute gesteckt. In den Jahren der Festungszeit beherrscht es ihn zeitweilig recht stark und ruft den glühenden Haß gegen seine Tyrannen in ihm wach. In den Anfängen seiner Schriftstellerei verbirgt er es hinter der satirisch-witzelnden Maske; nur in seiner rein komischen Periode, in den ersten glücklichen Ehejahren, da tritt es eine Zeitlang ganz zurück, um erst in „Rein Hüjung“ 1857 mit lodrender Flamme auszubrechen. Da scheint die ganze komische Kraft des Dichters der „Läuschen“ und der „Reis' nah Bellingen“ mit einem Schlage verschwunden, und nur der Groll, das tiefe, starke Gefühl des tragischen Dichters übrig geblieben zu sein. Wie erklärt sich diese auffallende Veränderung in Reuters Dichterphysiognomie? Ist der Sprung wirklich so groß? Die Erfahrung lehrt, daß im gewöhnlichen Manne, wie beim Kinde, unmittelbar neben dem ausgelassensten Gelächter das Weinen liegt. Erst die Verbindung dieser beiden Sphären im gereiften Menschen ergibt, nach den Lehren der Ästhetiker, jenen echten Humor, der aus Tränen lächelt und deshalb weit über dem einfach Komischen steht.

In der Literatur können wir diese Gegensätze und ihre Verbindung zu einer höheren Einheit oft genug wiederfinden. Die komischen Romane eines Rabelais und Fischart sind formlose Karikaturen der romanischen Ritterwelt. Sie finden ihre Fortsetzung in den spanischen und französischen Schelmenromanen und den deutschen Volksromanen. Auf der andern Seite entwickelt sich in England der rein sentimentale, empfindsame Roman mit einem abstrakten Ideale, das eigentlich den Widerspruch des Gemeinen und Kleinen als Gegengewicht gar nicht recht ertragen kann. Endlich schaffen Goldsmith und Sterne den humoristischen Roman, der beide Strömungen in sich zu einer höheren Gattung vereinigt. Von hier führt der direkte Weg zu Jean Paul, Dickens und Fritz Reuter. Auch Reuters große Prosaromane haben diese Verbindung der beiden widerstrebenden, und doch im Menschen so nahe nebeneinander liegenden Gebiete des Komischen und des Sentimentalen vollzogen und so erst den rechten geläuterten Humor erzeugt, der die reifste Frucht der dichterischen Entwicklung Reuters ist. In „Rein Hüfung“ ist er auf dem Wege zu diesem Ziel, die gewaltsame Herausarbeitung des sentimentaligen Zuges in seinem Wesen mußte einmal geschehen, aber ebenso deutlich sehen wir, daß Reuter zum tragischen Dichter nicht geschaffen war, so sehr er auch Zeit seines Lebens an diesem Stücke, das eine der stärksten Revolutionierungen seines Innern bedeutet, gehangen hat.

Reuter hat aber auch von „Rein Hüfung“ aus noch nicht direkt den Weg zum humoristischen Roman gefunden. Unverbunden neben dieser tragischen Dichtung stehen die rasch hintereinander entstandenen vier Lustspiele des Dichters. Noch einmal versuchte er ein neues Gebiet zu erobern, noch immer hatte er die Klarheit über seine dichterische Bestimmung nicht gefunden. Es ist bei Lichte gesehen ein einfacher Rückfall in die rein komische Sphäre, der Versuch, vom Läusehen aus sich die Lustspielbühne zu erobern. Allein so dramatisch bewegt manche Läusehen Reuters auch sind, bühnenfähig waren sie darum doch noch lange nicht. Es verhält sich mit diesen Lustspielen ganz ähnlich wie mit den nach Reuters Tode unternommenen Dramatisierungen seiner großen Prosaromane: die Bearbeiter verkannten stets die unverrückbaren prinzipiellen Unterschiede der dramatischen und der epischen Produktion. Aus dem besten Prosaromane läßt sich nicht ohne weiteres ein brauchbares Drama zurecht schneiden.

Und Reuter besaß am wenigsten die dafür nötigen rein dramatischen Fähigkeiten. So haben sich seine Lustspiele und Schwänke nicht lange auf der Bühne gehalten; Reuter hat sie selber später nicht mit in seine „Sämtlichen Werke“ aufgenommen. Eins von ihnen ist überhaupt verloren gegangen, von den übrigen sollte wenigstens das wertvollste, „Onkel Jakob und Onkel Jochen“, nicht in den neueren Ausgaben fehlen.

Nach „Kein Hüsung“ hat Reuter nur noch eine einzige größere Dichtung erscheinen lassen: „Hanne Nüte“. Sie setzt die andere Reihe der in der „Reis' nah Vellingen“ aufgezeigten Ansätze fort: das lyrische Element dehnt sich hier zu überragender Geltung aus. Unter dem Einfluß des altniederdeutschen Tierepos und modernster Iyrisch-epischer Gedichte (deren Einfluß Seelmann schön aufgezeigt hat) ist diese Tier- und Menschengeschichte wiederum ein Seitenweg in Reuters Entwicklung. Der hohe Reiz der köstlichen Bilder aus dem Tierleben mit ihrem leicht ironischen Zuge kann nicht über die Dürftigkeit der eigentlichen Handlung hinwegtäuschen. Diese Räuber- und Mordgeschichte, die Reuter einer volkstümlichen Sage entlehnte, erwartet man nach den idyllischen Szenen des Eingangs am allerwenigsten. So beliebt deshalb auch „Hanne Nüte“ wegen seiner vielen Einzelschönheiten bei den Lesern und Vorlesern des Dichters ist, als Ganzes gehört es doch noch zu den Übergangswerken Reuters. Als Reuter das bereits vor der „Franzosen tid“ entworfene Werk 1860 noch einmal vornahm und abschloß, konnte er den Schaden nicht mehr kurieren.

4.

Die Betrachtung der zuletzt besprochenen dichterischen Werke Fritz Reuters hat uns gelehrt, wie unregelmäßig und wechselvoll die Entwicklung seines poetischen Stils gewesen ist. Ein solch starkes Schwanken finden wir nun in Reuters Prosa zwar nicht, die Entwicklung hat sich hier geradliniger vollzogen; aber es war doch ein weiter Weg von der hochdeutschen nonchalanten Prosa des „Gräßlichen Geburtstags“ bis zu den festgefügtten Quadern der „Franzosen tid“. Glücklicherweise ist unser Material für Reuters Prosa außerordentlich reich, die meisten seiner größeren Prosaromane liegen in mehreren Bearbeitungen vor, die uns die stufenweise Entwicklung

nicht nur des Stoffes, sondern ebenso sehr des Stils und der Sprache erkennen lassen. Erst sehr spät ist Fritz Reuter darauf gekommen, niederdeutsche Prosa zu schreiben. Er ist auch hier kein kühner Entdecker, Brindman und Groth sind ihm beide darin vorangegangen: schon 1854 erschien Brindmans „Boß un Swinägel“, und im Winter 1854/55 entstand Groths „Detlef“ in seiner ersten Fassung. Reuter hat sich ungebührlich lange mit dem hochdeutschen Prosaстил beholfen, den er sich selber langsam geschaffen hatte. Schon in dem kleinen Musteraufsatz, den der Dreizehnjährige seinem Paten nach seiner Reise nach Braunschweig überreichen mußte, fanden wir die ersten Spuren dieses etwas geschraubten Stils. Deutlicher spricht er sich in den politisch-satirischen Schilderungen der vierziger Jahre aus. Die sonst recht flüssig geschriebenen Beschreibungen des „Gräßlichen Geburtstags“ sollen vielleicht absichtlich den hohen Stil, wie er für solche hohen Herrschaften angebracht sei, persiflieren. Krasser tritt dies Bestreben in den geistesverwandten „Memoiren eines Fliegenschimmels“ heraus, die allerdings erst Ende 1855 in Reuters „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern“ gedruckt wurden. Dies „Unterhaltungsblatt“, das Reuter von Ostern 1855—1856 in Treptow herausgab, hat überhaupt seiner hochdeutschen Schriftstellerei noch einmal starken Vorschub geleistet. Die neue Zeitschrift fraß zu viel Manuskript, so mußte er schneller arbeiten, und das konnte er doch noch besser auf Hochdeutsch. Alle alten Erinnerungen wurden hervorgeholt: jetzt entstand die erste Fassung der „Festungstid“, mit den Kindheitserinnerungen „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ eröffnete er den ersten Jahrgang. Bei einem längeren Bestehen des Blattes wäre gewiß auch noch die Urgestalt der „Stromtid“ dran gekommen. Auch die „Memoiren eines Fliegenschimmels“ waren ja in der Hauptsache schon älteres Gut und wurden nur zurechtgestutzt und abgeschlossen. Ganz neu entsprangen dagegen damals dem Haupte des Dichters die wichtigen „Briefe des Inspektors Bräsig“, mit ihrem charakteristischen Mißgingisch, zugleich das erste Auftauchen der Gestalt Bräsig's. Dazu eine Unmenge kleinerer Stücke, unter die auch die 16 gereimten Läusehen des späteren 2. Bandes verstreut sind.

Die hochdeutschen Stücke des „Unterhaltungsblattes“ zeigen nun sämtlich den schwulstigen Stil, den Reuter damals auf die Spitze getrieben hat. Gezierte Wendungen und gesuchte Bilder begegnen auf Schritt und Tritt. Der Dichter selber scheint ein ganz

anderer, er hascht nervös nach Effekten und schiebt die unmotiviertesten Glossen und Standreden ein. Seelmann und Wilhelm Meyer haben Blütenlesen aus dieser „Kunstprosa“ Reuters (wie Wilhelm Meyer sie etwas höhnlisch nennt) gesammelt, die uns heute einfach lächerlich vorkommen, während sie doch dem Dichter zugleich ein Schmuck seines Stils sein sollten. Ein Rest dieses geblühten Stils ist in den sentimentalen Partien der „Stromtid“ noch zu erkennen; bei den längeren Auseinandersetzungen, die Reuter an solchen Stellen gewöhnlich einschleibt, steigen zugleich die Anleihen aus dem Hochdeutschen und die hochdeutsch gebachten Wendungen. Im übrigen haben aber gerade die großen plattdeutschen Romane, die 1859 mit der „Franzoesentid“ einsetzen, Reuter von seinem künstlichen Prosaстиl befreit. Gewiß hat dabei die niederdeutsche Sprache durch ihre schlichtere Ausdrucksweise und ihre allem Verkünstelten abholde urwüchsige Frische von selber mitgeholfen. Aber es bleibt doch auffällig, worauf zuerst Wilhelm Meyer hingewiesen hat, daß Reuter sich schon in der gegen 1849 entstandenen Urform der „Stromtid“ sowie besonders in den kleineren Stücken des Unterhaltungsblatts wie Haunefiken, Heiratsgeschichte u. a., eine eigentümliche hochdeutschniederdeutsche Mischform seiner Prosa geschaffen hatte. Hier sprechen die auftretenden Personen, soweit sie nicht ausgesprochen hochdeutschen Charakter tragen, überall plattdeutsch, die umgebende Rahmenerzählung dagegen ist überall hochdeutsch. Hier hat nun das Plattdeutsche niemals mäßigend auf die benachbarten hochdeutschen Partien eingewirkt, diese Rahmenerzählungen weisen überall den überladenen „Kunststil“ auf. Man tut also doch wohl besser, den unbewußten Einfluß der niederdeutschen Sprache auf Reuters Stilwandelung nicht zu hoch einzuschätzen, sondern die Erklärung des Vorgangs in erster Linie in einer inneren Wandelung des Dichters zu suchen. Reuter hat bei der Aufnahme der Arbeit an der „Franzoesentid“ bewußt den blumigen Stil seiner bisherigen Prosa abgelegt und eine schlichte, natürliche Ausdrucksweise angestrebt. Dieser Entschluß geht zusammen mit der Abkehr von der hochdeutschen Schriftstellerei überhaupt. Nur der 2. Teil von „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ ist 1861 noch neu hinzugekommen, er ist schlichter und anspruchsloser erzählt als die im „Unterhaltungsblatt“ veröffentlichte erste Hälfte. Was sonst in dem eilig zusammengerafften „Schurr-Murr“ an älteren Stücken wieder abgedruckt ist, war schon vorher in die neue niederdeutsche

Form umgegossen worden, nur „Haunefiken“ ist unverändert in den „Schurr-Murr“ übergegangen und darum in dem älteren Mischstil verblieben. Nicht die „Franzoesentid“ ist genau genommen das erste Werk, in dem Fritz Reuters neuer Prosaстил erscheint, sondern, wie Wilh. Meier hervorhebt, die beiden kleinen Erzählungen, die Reuter 1858 an Dörss „Plattdütschen Volks-Kalenner“ einsandte: „Von 't Bird up den Esel“ und „Wenn 't kümmt, denn kümmt 't mit Hupen“. Aber die erste volle Wirkung erzielte Reuters neu gewonnene Kunst doch erst mit der „Franzoesentid“, und nun folgte die Reihe der übrigen Meisterwerke, „die Festungstid“, die drei Teile der „Stromtid“ und die unvollendete „Urgeschicht von Meckelnborg“. Auch „Dörchläuchting“ möchte ich noch mit in diesen Kreis einreihen, während Reuters letztes größeres Werk „De Reif' nah Konstantinopel“ allzu deutlich die schwindende Kraft erkennen läßt.

Wir sind damit an der Schwelle der letzten und reifsten Periode von Reuters Dichtung angelangt. Zeitlich ist dieser Punkt von der Fehde Reuters mit Klaus Groth nur durch eine kurze Spanne getrennt. Da sich ferner Reuters neuer schlichter Prosaстил in mancher Beziehung mit Groths Forderung der Würde und schlichten Einfalt für die niederdeutsche Dichtung deckt, auch sein endgültiger Übergang zur rein niederdeutschen Schriftstellerei nur im Sinne Groths liegen konnte, so dürfen wir gewiß an einen indirekten Einfluß der Grothschen Fehde auf die entscheidende Umkehr in Reuters Dichtung denken. Es kann Reuter nur ehren, daß er, sobald er sich den ersten Groll in seiner scharfen Erwiderung an Groth vom Herzen geschrieben hatte, ernsthaft Einkehr in sich hält und mit seiner bisherigen Dichtung zu Gericht sitzt. So verstehen wir auch, wie er schon Ende 1860 einer Ausöhnung mit dem heftig Befehdeten geneigt erscheinen konnte. Uns aber, die wir unsere beiden großen neuplattdutschen Dichter lieben und ehren, und nicht gern den einen gegen den andern ausgespielt sehen möchten, kann der Nachweis jeder engeren persönlichen oder literarischen Beziehung zwischen den beiden nur erwünscht kommen!

5.

Mit kurzen Strichen will ich nun endlich noch Reuters drei große Prosaromane kennzeichnen. Sie sind in unser aller Herzen

lebendig, seit sie uns zuerst an den langen Winterabenden aus vertrautem Munde erklangen. Man wagt kaum, einen Rangunterschied unter ihnen festzustellen. Ihr gemeinsamer Nährboden ist die Heimat und das eigene Schicksal des Dichters. In der „Franzosenzeit“ ist die große vaterländische Bewegung mit höchster Kunst in den kleinen Bezirk der engsten Heimat des Dichters hineingezaubert worden. Die „Festungzeit“ führt uns durch die bittersten Jahre des Dichters hindurch und läßt in ihrem Spiegel zugleich die ganze Misere der Reaktionsjahre ahnen. In der „Stromzeit“ endlich hat Reuter Klaus Groths ideale Forderung voll verwirklicht, daß der Dichter das gesamte Volkstum seiner heimatlichen Landschaft in seiner Dichtung zum Leben erwecken solle. Gerade an der „Stromzeit“ können wir dabei die allmähliche Erfüllung dieser Forderung durch die verschiedenen Stufen der Entstehung hindurch verfolgen. Die älteste Form, die Erzählung eines Anonymus in Raabes Jahrbuch für 1845 mit dem Titel „Gerold von Vollblut“, kennt von den drei großen Personenkreisen des späteren Werkes nur den einen, den adligen Kreis auf Pümpelhagen, und außerdem das Urbild des späteren Pomuchelskopp, aber in einer abweichenden Charakterisierung. Es ist eine dem ganzen Standpunkte des Raabeschen Jahrbuchs entsprechende Satire auf den mecklenburgischen Adel. In der hochdeutschen Urgestalt der „Stromzeit“ von ca. 1849 reicht das Werk bereits bis an das Ende des zweiten Teils der späteren Fassung. Die eigentliche Handlung und eine Anzahl der späteren Episoden sind da, aber welch ein Abstand im Stoff und Stil von der plattdeutschen „Stromzeit“! Noch fehlt die ganze Rexower Gruppe, die Müßlersleute mit den beiden Drumwäppls, durch die erst der adligen Wirtschaft auf Pümpelhagen die aufstrebenden Pächtersleute gegenübergestellt werden. Karl Hawermann ist da, aber Luise und ihren Franz von Rambow suchen wir noch vergeblich. Sie sind zwar nur Nebenpersonen, aber ihr Geschick hat die Leser der „Stromzeit“ immer besonders interessiert. Von größerer Bedeutung sind schon die Pastorsleute, in denen Reuter seine eigenen Schwiegereltern verewigt hat; auch diese gemütsvolle Friedensidylle ist erst später hinzugefügt, ebenso natürlich die beiden Kandidaten und ihre Väter, mit ihnen ganz Mahnstädt (Stavenhagen), darunter also auch der alte Moses mit seinem David, und schließlich noch derjenige Mann, ohne den wir uns heute die „Stromzeit“ gar nicht mehr denken können, „Unkel Bräsig“. Also gerade die Träger

des Humors fehlen in der Urgestalt noch so gut wie alle, dafür haben wir da den unleidlichen hochdeutschen Kunststil Reuters zu verdauen, und statt des gesunden Humors eine satirische „Luftballonsfahrt durch Mecklenburg“. Es liegt eine ungeheure Arbeit des Dichters zwischen der Urgestalt und der späteren „Stromtid“, aber dafür ist das Werk schließlich auch das figurenreichste und vielseitigste Werk Reuters geworden. Trotzdem hat der Dichter den Überblick über das Ganze keineswegs verloren; da er ja den größten Teil der Episodenfiguren erst bei der letzten Redaktion von Teil I—II einsetzte, so wurde es ihm leichter, die Zügel in der Hand zu behalten, zumal er dabei mit großer Sorgfalt seines Amtes waltete. Die drei großen Personenkreise der „Stromtid“ sind sorgfältig auseinander gehalten und doch wieder kunstvoll an allen Ecken und Enden mit einander verknüpft worden. Ihr gemeinsames Bindeglied aber, in der Erscheinungen Flucht überall der ruhende Pol, ist die Gestalt Bräijgs. Er ist gleichsam der Chorus der antiken Bühne und vertritt den Dichter in eigener Person. Gerade weil Reuter in diese Gestalt so viel von seinem Eigenen, seinem Humor und seinem goldenen Herzen hineingetan hat, ist diese ursprüngliche Episodenfigur ihm unmerklich zum Mittelpunkte der ganzen „Stromtid“ geworden. Bräijg tritt überall zu rechter Zeit auf, um den Knoten zu lösen, er ist zugleich aber auch innerlich der Spiegel der Erzählung, bei dem alle die zahlreichen Personen des Romans Hülfe und Verständnis finden. Diese Art des Unkel Bräijg, öfter mal als *Deus ex machina* zu wirken, und manche andere Ungeschicklichkeiten in der Begründung und Einführung von Einzelmotiven haben unsern modernen Kritikern öfter Gelegenheit gegeben, den literarischen Wert der „Stromtid“ arg herabzusetzen und damit Reuters künstlerische Qualitäten im ganzen herabzudrücken. Gewöhnlich wird dann von denselben Beurteilern die „Franzosen tid“ weit über die „Stromtid“ gestellt. Aber die Entstehungsgeschichte der „Franzosen tid“ wissen wir sehr wenig Einzelheiten. Das Rohmaterial, aus dem Reuter sie formte, hat er uns in seinen hochdeutschen Jugenderinnerungen „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ vorgelegt. Die Arbeit an der „Franzosen tid“ muß dann in verhältnismäßig kurzer Zeit vor sich gegangen sein, gerade weil wir so wenig darüber hören. Für diese seine erste größere Arbeit in dem neuen Prosaстиl hat Reuter alle seine Kraft eingesetzt. So ist sie in ihrer Gesamtkomposition denn

auch viel gedrungenener und geschlossener als die in langamer, jahrelanger Arbeit entstandene „Stromtid“. Was der „Franzosenlid“ ferner ihren besonderen Reiz verleiht, ist die unvergleichlich getroffene Stimmung der Zeit des großen Krieges. Wenn Neuter uns da ganz vergessen läßt, daß er selber diese Zeit ja noch gar nicht mitdurchlebt hatte, so müssen wir gewiß seinen sicheren Geschmack und seine künstlerische Feinfühligkeit bewundern. Aber wir dürfen doch auch nicht vergessen, daß ihm reiche Quellen zu Gebote standen. Teils kennen wir sie aus den hochdeutschen Jugenderinnerungen, ebenso wichtig werden die in Neuters Elternhause und in Stavenhagen kursierenden Erinnerungen und Anekdoten über Ereignisse aus der Franzosenzeit gewesen sein, die dem Knaben zwar nicht genau das in seinem späteren Werke erzählte Ereignis, aber doch ähnliche Züge genug überliefert haben werden. Jedenfalls hat sich Neuter in der „Franzosenlid“ noch viel genauer an seine Quellen gehalten als in der „Stromtid“, er hat mehr Material einfach herübernehmen können als dort, seine Arbeit an den einzelnen Figuren hat also noch nicht die künstlerische Höhe erreicht wie in der „Stromtid“.

Mitten in der Entwicklung dieser künstlerischen Arbeitsweise Neuters steht die „Festungsid“. Die Komposition dieses Werkes ist von hohem Interesse und recht lehrreich. Der erste Entwurf „Eine heitere Episode“ von 1855 hatte nur die Graudenzler Zeit herausgegriffen, weil sie die Liebesgeschichte enthielt und überhaupt am besten in die damalige, rein komische Richtung der Neuterschen Dichtung hineinpafte. In dem späteren plattdeutschen Werk ist zwar auch nicht die ganze Festungszeit behandelt, denn es sollte ja kein rein biographisches Opus werden; aber die Auswahl des Stoffes ist nach viel höheren Gesichtspunkten getroffen worden. Das Entwicklungsgesetz, nach dem sich Neuters humoristische Prosadichtung aus einer Verschmelzung der rein komischen mit der nur sentimentalen Seite seines Wesens und seiner Dichtungen ergeben hat, läßt sich auch an der Komposition der „Festungsid“ erweisen. Die heitere Episode von Graudenz wird jetzt durch ein vorangestelltes großes tragisch-sentimentales Stück, die Wochen in Groß-Glogau und den drückendsten Abschnitt der ganzen Festungszeit in Magdeburg und auf der Stadtvogtei in Berlin, in eine wesentlich veränderte Beleuchtung gerückt. Dagegen sind die langen drei ersten Jahre auf dem Silberberg auch hier nicht behandelt, obwohl Neuter in seinen mündlichen

Erzählungen gerade mit besonderer Vorliebe von seinen Erlebnissen auf dem Silberberg zu erzählen pflegte. Aber diese drei Jahre enthielten sehr viel des Traurigen und hätten in Reuters Werke die humoristisch-verklärende Wirkung des Ganzen zu sehr gestört. Aus demselben Grunde ist auch das Dömitzer Jahr stark retouchiert. Die versöhnende Stimmung wird ferner besonders durch die vermehrte Anwendung der humoristischen Kleinmalerei gefördert. Zwar das größte Original, den alten Kommandanten von Dömitz, mußte sich Reuter, persönlicher Rücksichten wegen, entgehen lassen, aber mit der Figur des Franzosen fanden alle die köstlichen Szenen Eingang, die uns den wirtschaftlichen Betrieb der beiden Genossen beschreiben. Diesen Szenen zuliebe hat Reuter die wirkliche Gestalt des Franzosen sogar erheblich verändert, um rein künstlerisch eine stärkere Wirkung zu erzielen. Viele andere kleinere Verschiebungen von einzelnen Szenen oder Charakterzügen lassen sich noch nachweisen, sie alle zeigen den Dichter eifrig an der Arbeit der künstlerischen Durchbildung des Stoffes und der einzelnen Figuren.

Der naive Dichter der „Läuschen un Himels“ erreicht die Höhe seines bewußten künstlerischen Vermögens im 3. Teile der „Stromtid“. Die hochdeutsche Fassung brach am Ende des 2. Teils ab, bei der Neubearbeitung erweiterte sich dem Dichter das Gefäß der Dichtung so sehr, daß es jeden Rahmen zu sprengen drohte. Die einzelnen Figuren, auch die ganz episodischen, hatten viel zu viel eigenes Leben gewonnen, die Gesamtstimmung des Werkes war auch eine so ganz andere geworden, daß dem Dichter wohl Bedenken aufsteigen mochten, wie er dabei den ursprünglichen Plan des Ganzen durchführen sollte. Der von Reuter „allerdings teilweise beabsichtigte tragische Ausgang der Geschichte“ ließ sich bei der sonnigen Grundstimmung des neuen Werkes keinesfalls mehr durchführen. So entschloß sich Reuter zu einem neuen Schlusse und führte ihn mit fester Hand durch, ohne irgend einen der angesponnenen Fäden aus der Hand zu verlieren. Ganz von selber wurde so dieser 3. Teil der „Stromtid“ viel straffer aufgebaut, und selbst der unter diesen Umständen gefährliche Versuch, in diesen 3. Teil noch einen ganz neuen Vorwurf, die Revolution von 1848, mit hineinzuverarbeiten, glückte über alles Erwarten gut. Die Schilderung dieser bewegten Zeit steht nicht mehr wie eine Art Läuschen als Episode in der Erzählung drin. Gerade dieser Vorwurf wird gegen Reuter von seinen Kritikern immer wieder erhoben, der

alte Läschendichter hat auch wirklich oft genug gegen diese Regel gesündigt. Hier aber ist ihm endlich auch das Schwerste geglückt: die Darstellung der Revolution von 1848 und der sie vorbereitenden Jahre durchzieht den ganzen 3. Teil der „Stromtid“ und ist auch innerlich mit den Schicksalen der Menschen eng verknüpft.

So dürfen wir doch gewiß die „Stromtid“ unter den Werken unseres großen Dichters an die erste Stelle rücken. In ihr hat er seiner engeren Heimat das schönste Denkmal gesetzt; es ist ein „Zeitroman“, der über lange Zeiten hinaus seinen vollen Wert behalten und jedem reichen Aufschluß bieten wird, der einmal Studien über das deutsche Volk um die Mitte des 19. Jahrhunderts anstellen wird. Ja, in der Figur Bräsig's hat Reuter doch, gegen alle Verkleinerer sei es gesagt, einen allgemein menschlichen Typus aufgestellt, den Typus des naiv-sicheren, herzensguten Optimisten, dem der angeborene Mutterwitz manches Rätsel der Verständigen enthüllt, und dem aus seiner inneren Grundveranlagung ein goldener Humor erblüht. Daß Reuter diese Figur so lebenswahr hinstellen konnte, sichert ihm allein schon den Ruhm der Unsterblichkeit.



fritz Reuters Sprache.

Von Professor Dr. E. Madel.

Fritz Reuter ist in dem Jahre geboren worden, in dem seine erlauchte Landsmännin, die Königin Luise, starb. So ist er geboren worden zu einer Zeit, als das Deutsche Reich römischer Nation zerfallen und das letzte Band, das all die in Deutschlands Boden sich teilenden Staatengebilde zusammenhielt, zerschnitten war, als gleichzeitig der bis dahin mächtigste und hoffnungreichste dieser Staaten, der Staat Friedrichs des Großen, tief gedemütigt und verstümmelt war. Es ist ihm vergönnt gewesen, die große Zeit zu erleben, in der auf den Schlachtfeldern Frankreichs ein neues Deutsches Reich deutscher Nation entstand. Seit 40 Jahren freuen wir uns der schwererrungenen Einigung Deutschlands; wir freuen uns aber auch der schönen Erbschaft, welche die ehemalige Kleinstaaterei uns hinterlassen hat: der Fülle von Sammelpunkten und Mittelpunkten des geistigen, künstlerischen und wirtschaftlichen Lebens und Strebens. Wir freuen uns der Mannigfaltigkeit in der Einheit und wissen zu schätzen, daß es neben Norddeutschen Süddeutsche, neben Ostdeutschen Westdeutsche gibt. Nur vor dem einen werden wir uns hüten müssen, daß die Einheit nicht wieder von der Mannigfaltigkeit überwuchert wird. Gefahr für die Einigung hat schon an Stellen gelauert, an denen man sie nicht ohne weiteres vermuten würde. Hat doch einmal die Gefahr bestanden, daß durch die natürliche Entwicklung unserer sprachlichen Verhältnisse Deutschland in zwei Hälften zerrissen worden wäre, die sich nicht mehr verstanden hätten. Ohne Luthers Bibelübersetzung wäre zwischen Norddeutschland und Süddeutschland eine sprachliche Kluft entstanden, die den späteren politischen Einheitsbestrebungen sicherlich hinderlich gewesen wäre. Wäre es Luthers überragender Persönlichkeit und seinem gewaltigen Werke nicht gelungen, die schwachen Ansätze zu einer über den Mundarten stehenden

hochdeutschen Schriftsprache mit machtvollem Leben zu erfüllen, hätte es sich nicht gefügt, daß mit seinem Werke diese Schriftsprache sich gerade nordwärts schnell verbreitete, in den plattdeutschen Landschaften allgemein die Sprache der Kirche, der Schule, des Gerichts, des Heerwesens, dann in den Städten die Umgangssprache zunächst der Gebildeten und weiterhin auch der meisten übrigen Stände, auf dem Lande wenigstens doch die Sprache des schriftlichen Verkehrs wurde, kurz, wäre Niederdeutschland nicht zweisprachig geworden, so hätten wir jetzt eine niederdeutsche Sprache, nicht niederdeutsche Mundarten, so hätten wir eine niedersächsische Schriftsprache erhalten, wie sich das Niederfränkische in Holland zu einer Schriftsprache entwickelt hat. Dann aber hätten sich Norddeutsche und Süddeutsche ebensowenig verständigen können, wie es Deutsche mit Holländern können.

I. Die plattdeutsche Sprache.

Die Unterschiede zwischen dem Nieder- oder Plattdeutschen auf der einen Seite und dem Mittel- und Oberdeutschen auf der anderen Seite sind in der That groß. Wollen wir Reuters Sprache gut verstehen, so ist es nicht überflüssig, die wichtigsten dieser Unterschiede festzustellen. Wir tun es, indem wir als Vertreter des Niederdeutschen die plattdeutsche Mundart zu grunde legen, die in und um Stavenhagen, dem Geburtsorte Reuters, gesprochen wird, als Vertreter der hochdeutschen Mundarten aber die hochdeutsche Schrift- und Gemeinsprache.

A. Unterschiede im Konsonantismus.

1. Die wichtigste Scheidewand ist durch die sog. hochdeutsche Lautverschiebung aufgerichtet worden. Während nämlich in den hochdeutschen Mundarten eine Anzahl von Mitlautern, namentlich aber die *T*-, *ß*- und *R*-Laute, eine nach bestimmten Gesetzen geregelte Verschiebung durchgemacht haben, sind die niederdeutschen Mundarten von dieser Konsonantenverschiebung verschont und, so wie die skandinavischen Sprachen und das Englische, auf der älteren, d. i. germanischen Lautstufe stehen geblieben.

Im einzelnen gibt die hochdeutsche Lautverschiebung folgendes Bild.

a) Die tonlosen Verschlußlaute. **t** im Anlaut, **tt** und **t** nach **l, m, n, r** auch im In- und Auslaut sind zu **z** (= **ts**), sonstiges **t** zu einem scharfen **s** Laut (**ſſ, ſ̄**), **p** im Anlaut, **pp** und **p** nach **m** auch in- und auslautend ist zu **pf**, sonstiges **p** zu **f** (**ff**), **k** im In- und Auslaut zu **ch** verschoben worden. Es stehen sich also gegenüber :

hd.	nbd.
{ Jaun, zwei, sitzen, Holz beissen, essen, aus	tün, twäi,* sitten, holt, biten, äten, üt,
{ pflügen, Pferd, Apfel, schimpfen, Napf Schäfer, Affe, auf, Dorf	plöygen, pi ^{et} ,*) appel, schimpfen, nap, schöpä, aop,* up, dörp,
weichen, machen, ich	wiken, maoken, ik.

β) Der stimmhafte Verschlußlaut **d** (**dd**) erscheint im Hochdeutschen als **t** (**tt**).

hd.	nbd.
tun, trinken, Brote, Mitte	daun, drinken, brör,** mirr.

γ) Die stimmhaften Reibelaute **v** (aus altsächj. **bh**) und **ʒ**, die im Auslaute nach dem I A 3 angeführten Auslautsgesetz zu **f** und **ch** werden, erscheinen im Hochdeutschen als **b** und **g** (im Wortauslaut **p** und **k** gesprochen). **ʒ. B.:**

hd.	nbd.
Dieb — Diebe, Tag — Tage, Weg — Wege	däif — däiv(e),*** dach — daoʒ(e), wech — wäʒ(e).

Anm. Unter β haben wir gesehen, daß nbd. **d** (**r**) hochdeutchem **t** entspricht. Nbd. **d** (**r**), das in **däif**, **braurä**, **Dieb**, **Bruder**, hochd. **d** gleicht, ist in beiden Sprachen aus älterem **dh**, **th** entstanden (vgl. engl. **thief**, **brother**).

* ä = langes a, ä = kurzes a.

ä, ao, äö = langes, offenes e, o, ö, vgl. frz. **père**, **encore**, **heure**.

â = kurzes, sehr weites ä, Zwischenlaut zwischen a und ä, wie a in engl. **hat**.

ʒ = n in bange, ʒ = der stimmhafte Laut zu ch.

** über neuniederdeutsch **r** (**rr**) aus **d** (**dd**) s. II, 6.

*** über Schwund des End-e im Mecklenb. vgl. II, 5.

2. Von späteren Wandlungen im Konsonantenstand hat das Niederdeutsche den Übergang von wortanlautendem s vor l, n, m, w, p und t zu seh nicht mitgemacht. Es spricht also: slimm, snai, smecken, swait, spraken, staon (= stehen).

3. Am Wortende sind alle stimmhaften Konsonanten stimmlos geworden, z. B. hant Hand, lank lang, gif gib, dach Tag, glas Glas.

B. Unterschiede im Vokalismus.

1. Die neuhochdeutschen Doppellaute ei, au, eu (äu) sind in ihrer großen Mehrzahl aus den mittelhochdeutschen langen Vokalen ī, ū, ü hervorgegangen. Das Niederdeutsche hat auch hier die älteren Laute erhalten. Es entsprechen also den hd. Zeit, Haus, Leute die nbd. tīt, hūs, lūr (aus lūde).

2. Wörter wie Brief, Buch, Bücher zeigen, daß auch das Neuhochdeutsche noch die langen Vokale ī, ū, ü besitzt. Diese ī, ū, ü sind zu einer Zeit, als die mittelhochdeutschen ī, ū, ü bereits diphthongiert waren, aus den alten, jetzt noch in bayrischen und alemannischen Mundarten erhaltenen Doppellauten ie, uo, üe hervorgegangen, die ihrerseits aus noch älteren ē und ō entstanden sind. Auf niederdeutschem Boden unterscheidet man ein monophthongisches und ein diphthongisches Gebiet. Das monophthongische Gebiet hat ē, ō, ȝ erhalten. Der größte Teil von Mecklenburg gehört zum diphthongischen Gebiet und spricht ei, ou, öy. Doch ist der Grad der Diphthongierung, die Spannung zwischen den beiden Bestandteilen des Doppellautes, verschieden. Während Westmecklenburg breif, bouk, böykā spricht, die Diphthonge also eng bildet, hat Südostmecklenburg, also auch Stavenhagen, die weiten Doppellaute, spricht also bräif, bāuk, bāykā. Reuter schreibt: Breif, Bauk, Bäuer.

3. Auch Reuters Mundart kennt die engen Diphthongen ei, ou, oy, die allerdings so eng sind, daß man sie besser durch ēi, ōu, ȝü darstellt und auch durch ē, ō, ȝ darstellen könnte, wenn man ē und ō wie a und o im engl. name und nose spricht. Beispiele: klet, gröt, dröch (= trocken). Sie entsprechen altgermanischen ai und au. Wenn es heißt, altgerm. ai und au waren schon im Althochdeutschen im Auslaut und vor gewissen Konsonanten, im Altniederdeutschen allgemein zu ē und ō geworden, so bedarf diese Regel für ē im heutigen Mecklenburgischen einer großen Einschränkung. Der

südöstliche Teil von Mecklenburg spricht in einer großen Reihe von Wörtern denselben ai-Laut, den wir schon als Vertreter des hochdeutschen 'ie' (bräif — Brief) kennen gelernt haben, z. B. äin ein, twäi zwei, häil heil, däil Teil (Neuter: ein, twei, heil, Deil). Im allgemeinen ist dieses äi als i-Umlaut von ö aufzufassen. ö selbst findet sich hauptsächlich vor stimmlosen Konsonanten (söp Seife, klet Kleid) und im Präteritum der starken Zeitwörter (kömen kamen).

4. Es gibt nun noch ein anderes langes e, das Neuter bald e, bald ä schreibt (beter, bäter besser). Es ist seinem Lautwert nach ein offenes ä (spräken sprechen, äl Elle) und ist durch Vängung eines ursprünglich kurzen e entstanden. Wir finden auf dem ganzen deutschen Sprachgebiet in offenen Silben, d. h. in Silben, in denen auf einen Vokal ein einfacher Konsonant vor einem andern Vokal folgt, jetzt nur lange Vokale. Ursprünglich gab es auch kurze Vokale in offenen Silben; sie sind aber schon frühzeitig gedehnt worden. Das Ergebnis dieser Dehnung ist nun außerordentlich verschieden. Während im Neuhochdeutschen aus mittelhochdeutschen väne, nēmen, frīde, böge, zögeren, stübe, lüge Fahne, nehmen, Friede, Wogen, zögern, Stube, Lüge geworden ist, spricht Mecklenburg faon, nämen, frär, boagen, täögän, faogel (aus fugal), fäögel, läögen, also lauter offene Vokale. (Neuter schreibt: Fahn, nehmen, Fred, Wagen, tägern, Wägel, Vägen.)

Da die inlautenden alten t, p, k durch die hochdeutsche Lautverschiebung (A 1 a) ursprünglich in Doppelkonsonanten (bb, ff, chch) verwandelt worden waren, so mußte es kommen, wie es gekommen ist: nämlich daß die Vokale vor den verschobenen Konsonanten im Hochdeutschen kurz geblieben sind, daß sie sich aber vor den unverschobenen Konsonanten im Niederdeutschen glängt haben. Es entsprechen sich also regelrecht:

hb.	nbb.
machen, essen, gegriffen, kochen, Küche	maoken, äten, gräpen, kaoken, kääk.

In anderen sich entsprechenden Wörtern der beiden Sprachen hat die Verschiedenheit der Vokalquantität in offenen Silben eine andere Ursache. In einer Reihe von Wörtern mußten in der Flexion des Nomens und des Verbums vielfach innerhalb desselben Paradigmas Formen mit langem und mit kurzem Vokal entstehen, je nachdem die

Vokale in offener oder in geschlossener Silbe standen. Dieses Verhältnis ist im Niederdeutschen noch vielfach erhalten, vgl. *däch—daog'(e)* Tag—Tage, *gläs—gläs'(e)* Glas—Gläser, *wöch—wäg'(e)* Weg—Wege. Meistens aber ist dieser lautgesetzliche Wechsel zwischen langem und kurzem Vokal dadurch ausgeglichen worden, daß bald die kurzen, bald die langen Vokale durch Ausgleichung beseitigt worden sind (*fat-fätä* Faß-Fässer). Das ist besonders der Fall gewesen bei zweisilbigen Wörtern auf *-el, -er, -em, -en*. Dabei ist nun häufig der Fall eingetreten, daß im Niederdeutschen die Kürze, im Hochdeutschen die Länge gesiegt hat, und umgekehrt. Ich führe als Beispiele an:

hd.	nbb.
Hammel, Hammer, Sattel,	haoml, haomå, saodl,
nakt, Hecht;	naokt, häkt;
Hafel, wieder, Honig, ledig.	häsl, werrå, honnich, lerrich.

C. Beugungsformen.

Die Bildungsweise des Präteritums der starken Zeitwörter im Niederdeutschen weicht in mancherlei Beziehung von der in den hochdeutschen Mundarten ab. Wir fügen folgende Unterschiede an.

Ursprünglich hatte in fast allen Ablautsreihen die Einzahl einen anderen Vokal als die Mehrzahl (vgl. *hd. ward—wurden*). Dieser Vokalunterschied ist heutzutage im Norden wie im Süden ganz aufgehoben worden. Ich selbst aber habe in meiner Kindheit noch alte Leute gekannt, die in den Ablautsreihen ‚nehme, nahm, genommen‘, ‚gebe—gab—gegeben‘ den Unterschied bewahrt hatten. Sie sagten *ik nam, kam, gaf, at, fāgat, sach, sat, was*, aber *wi nēmen, kēmen, gē-m (gaben), ēten, fāgēten, sēgen (sahen), sēten, wiān*. Jetzt ist auch bei diesen Wörtern der Vokal aus der Mehrzahl in die Einzahl gedrungen, und es heißt ausschließlich: *ik nēm, kēm, gēv', ēt, fāgēt, sēg', sēt, wiā (ā=ē', s. I B 3)*. Auch in Reuters Kindheit müssen beide Formen der Einzahl noch nebeneinander erklingen sein. In den älteren Ausgaben seiner Erstlingswerke (*Väuschen, Reif' nah' Vellingen, Kein Hüsung*) gebraucht er die Formen *„ic' lehm, seet, leeg, leef', seeg, wier u. s. f.*, in den späteren Auflagen und den Werken seit 1859 aber *ic' lam, sat, lag, las, sach, was u. s. f.* Er verändert sogar den Text, um die früheren Formen aus dem Reim zu bringen.

In der Ablautsreihe ‚beiß—biß—gebissen‘ ist im hochdeutschen Präteritum der kurze Vokal der Mehrzahl durchgedrungen, während umgekehrt im Niederdeutschen der lange Vokal der Einzahl gefiegt hat: bit—bet—bäten.

Zwischen den einzelnen Ablautsreihen sind auf dem ganzen Sprachgebiete Ausgleichungen eingetreten. Sie sind aber im Niederdeutschen ungleich viel stärker als in den hochdeutschen Mundarten. Im Mecklenburgischen erscheinen im Präteritum aller Ablautsreihen nur noch die drei Vokale ü, ö^ü, öⁱ. In allen Fällen ist, wie schon der Umlaut zeigt, der Vokal des Optativs in den Indikativ getreten. Zu Reuters Zeit müssen die nicht umgelauteten Formen noch neben den umgelauteten bestanden haben. Er schreibt in der ersten Zeit (der heutigen Aussprache entsprechend) ‚sünn, sprünn, bünn, sünn, drünn, stünn, günn, hünn, künn; bröf, dröp, spröf‘ = fand, sprang, band, sann, trank, stand, ging, hing, konnte; brach, traf, sprach, später aber: funn, sprung, bunn, sunn, drunk, stunn, gung, hung, kunn; brof, drop, sprof u. s. f.

II. Das Mecklenburger Platt.

Die hervorstechendsten Züge des Mecklenburger Platt sind:

1. Die hochdeutsche Wortgruppe ‚säen, mähen, nähen, drehen, wehen, Krähe‘ lautet: säien, mäien, näien, dräien, wäien, kräi (Neuter: seihn u. s. f.)

2. e, i vor r + Gaumen-, Lippenlaut und t, s, st sind zu einem a-Laute geworden, und zwar zu einem kurzen vor r + s, st (basten bersten, gasten Gerste), zu einem fast langen vor r + Gaumen- und Lippenlaut, z. B. ba^rk Birke, ma^rken merken, ha^rfst Herbst, a^rften Erbsen, zu einem langen in besonderen Fällen wie ba^ech Berg, wäen werden, wät wird, färⁱch fertig. Vgl. auch 8.

3. ē, ö, ö aus kurzen e, o, ö (s. 8) vor r + Zahnlauten und vor r im Auslaut sind zu ī, ū, ü erhöht, z. B. pī^et Pferd, pū^et Pforte, Dü^et Dörte (= Dorothea), wiä wäre, düä Tor, fūān fahren.

4. Wie sich in einer Reihe von Wörtern vom Hochdeutschen abweichender Umlaut findet (drägen tragen, präy-m proben, rüken riechen, benk Bank, tänn Zahn, döst Durst, wöttel Wurzel, dörp Dorf, gröschenn Groschen u. s. w.), so hat eine Anzahl Wörter im Hoch-

deutschen den umgelauteten Vokal, aber nicht im Plattdeutschen, z. B. traon Träne, aont Ente, bül Beule, swōā schwer, taoch zāhe, fast fest, hülen heulen usw.

5. Wie in allen Mundarten an der Rüste ist auch im Mecklb. End-*e* verloren gegangen. Es heißt also daog' Tage, mīn meine, ol alte, ät esse u. f. f.

6) *d*, *dd* zwischen Vokalen ist zu einem *r*-Laute geworden, und zwar, bevor End-*e* geschwunden war. Es heißt daher lūr Leute, frār Friede, bedüren bedeuten, wāren werden, mirr Mitte.

7. Die Endsilbe *-en* wird außer nach Vokal und in der Verbindung *-ren*, *-len* silbisch, und zwar werden *-pen*, *-bben*, *-wen*, *-men* zu silbischem *m*, z. B. schraopm schrapen, hemm haben, bli-*m* bleiben, ao-*m* Ofen, swemm schwimmen aus mittelniederdeutschen schräpen, hebbēn, bliwen, oven, swemmen; *-gen*, *-ggen* zu silbischem Gaumen-*n*, z. B. woa-*ŋ*, liŋŋ Wagen, liegen, *-ren*, *-eren*, zu *ān*, z. B. staomān stammeln, aus mndd. stamēren, fūān fahren.

8. Infolge unvollkommener Hebung der Zunge wird *r* im Innern des Wortes vor Konsonanten und im Auslaut stark geschwächt gesprochen oder verhallt unter Hinterlassung eines Ersatzvokales ganz. Dabei besteht eine Wechselbeziehung zwischen *r* und dem vorausgehenden kurzen Vokal: je unvollkommener der *r*-Laut gebildet wird, desto länger wird der Vokal. Kurz bleiben bei Erhaltung des *r* *o* und *ö*, z. B. bork Rinde, dōrp Dorf. Die anderen Vokale werden halblang bei geschwächtem *r*, lang bei verhallendem *r*. *r* wird geschwächt gesprochen vor Lippen- und Gaumenlauten, a^rft Erbsen, wa^rk Werk (*a* ist halblang); *r* verhallt als vokalischer Laut unter Dehnung des vorausgehenden Vokales vor ursprünglich stimmhaften Zahnlauten und im Auslaut, z. B. fō^rt Fahrt, pi^rt Pferd, jōā Jahr, wiā wäre (*wa*); *r* vor ursprünglich stimmlosen Zahnlauten (*t* = *hd.* *z*, *s*, *st*, *sk*) ist spurlos verschwunden, z. B. wöttel Wurzel, wust Wurst, basten bersten.

Eine besondere Besprechung verdient noch die Beugungs- und Bildungsilbe *-er*. Sie ist wie einfach auslautendes *r* zu *ā* geworden. Dieses *ā* hebt das Mecklenburgische ab von dem Hinterpommerschen, das *e* spricht, und dem *a* in einzelnen Gebieten Brandenburgs. Es spricht also Mecklenburg: jōā Jahr, fāgāten ver-
gessen, mūrā Maurer; Mittel- und Hinterpommern: jōe, fegāten,

müre; Brandenburg (strichweise): jōa, fagäten, mūra. Neuter schreibt in der früheren Zeit für -er e, für auslautendes r nach anderen Vokalen a oder ah, das im Verse nach Bedarf als Silbe zählt, z. B. Mure, vegeten, goa (= gar), Joah, später Murer, vergeten, gor, Johr.

III. Fritz Reuters Platt.

a) Reuters Schreibung.

Wir haben versucht, in allgemeinen Zügen eine Vorstellung davon zu geben, wie Neuter gesprochen hat und wie seine Werke gelesen werden müssen, wenn sie lautrichtig gelesen werden sollen. Wer sich über die genaueren Einzelheiten unterrichten will, findet jetzt alles Nötige in dem wertvollen Aufsätze von Clara Holst „Zur Aussprache in Fritz Reuters Heimat“, Jahrb. für nbd. Sprachforschung 1907, S. 143 ff. Eine andere wichtige Frage ist nun, wie Neuter sein Platt in der Schrift darstellt, und was er als Schriftsteller daraus macht.

Wir haben schon mehrfach darauf hinweisen müssen, daß Neuter zu verschiedenen Zeiten verschieden geschrieben hat. In den Erstlingsaufslagen seiner Erstlingswerke hat er den Versuch gemacht, seine Mundart möglichst lautgetreu nachzubilden, später hat er andere Grundsätze befolgt.

Er macht anfangs die langen Vokale kenntlich, und zwar i durch ie, die übrigen vor l, m, n, r durch h, sonst durch Verdoppelung. Er schreibt also ‚mien, Dieh, Pierd; kehm, Dahle (= kam, Daler); blaag (= blau), Nap, keek, Dog', truu'; später schreibt er ‚min, Dif, Pird; kem, Daler; blag, Ap, kek, Og', tru'. Er schreibt vor 1859: ‚Näuben (= Rüben), blieben, glöben, schräben (= geschrieben), hebben' (II, 7), nach 1859: ‚Näuwen, bliwen, glöwen, schräwen, hewwen (= haben)'; vor 1859: ‚vestahn, Dochte, dümme, hia, goa, Joah, duat' (II, 8), nach 1859: ‚verstahn, Dochter, dümmer, hir, gor, Johr, duat (= dauert)'; vor 1859: ‚Lühr, bedühren, sähr (sagte, aus säde), Mehr, werre, hahren, würr, Werr' (II, 6), nach 1859: ‚Lüd, bedüben, säb, Ned, wedder, habden, würd, Wedd'; vor 1859: ‚Tit, Wurt, gaut' (I A 3), später ‚Tid, Wurd, gaud'; vor 1859: ‚bäter, bäten, vähl, säten, rären' (I B 4), nach 1859: ‚beter, beten, vel, seten, reden'.

Die Antwort darauf, warum er seine Rechtschreibung so verändert hat, gibt er uns selbst in der vierten Auflage zu Läusehen un Rimels I (1859). Seine Läusehen un Rimels seien ursprünglich nur für seine Freunde und Landsleute bestimmt gewesen. Darum habe er mit den vorhandenen Schriftzeichen des hochdeutschen Alphabets die plattdeutschen Töne seiner Landschaft nachzubilden gesucht und nebenbei zur Erleichterung des Lesens sich in den verwandten Wörtern der hochdeutschen Schreibart angeschlossen. Nachdem sie aber einen größeren Leserkreis gefunden hätten, als er habe ahnen können, habe er darauf bedacht sein müssen, eine Schreibung zu finden, die das Verständnis auch in weiteren Kreisen erleichtere.

Wollte er aber allen seinen Lesern außerhalb seines engeren Heimatlandes entgegenkommen, so mußte er nicht nur auf den hochdeutsch sprechenden Kreis seiner Freunde Rücksicht nehmen, sondern auch auf die Leser, die eine andere plattdeutsche Mundart sprachen als er und denen er gleichfalls schwer verständlich bleiben mußte, wenn er die Eigenheiten seiner Mundart zu stark betonte. Wirklich hat er auch versucht, nach beiden Seiten hin einen gewissen Ausgleich herbeizuführen. Auf welche Weise hat er nun den Angehörigen anderer plattdeutscher Mundarten gerecht zu werden versucht? Er spricht sich darüber in der schon angeführten Vorrede aus dem Jahre 1859 folgendermaßen aus: „Wo die plattdeutsche Sprache aufhörte, Schriftsprache zu sein, muß vernünftigerweise wieder angeknüpft werden“. Damit gibt er als seine Absicht zu erkennen, an die über den einzelnen Mundarten stehende gemeine Schreibweise des 16. Jahrhunderts anzuknüpfen. Das hat er denn auch getan, soweit er konnte, ohne seiner Stavenhagener Mundart Gewalt anzutun. So schreibt er denn von nun ab —r und —er für —a und —e, d, dd für r, rr, bliwen, Räuwen für blieben, Räuben, a, e, o, u, für aa, ee, oo, uu. Auch der von nun ab durchgeführte Gebrauch der nicht umgelauteten Präteritalformen ‚sunn, slog‘ für ‚sünn, slög‘ (I C) erklärt sich wohl z. T. auf diese Weise. Doch wird bei dieser Änderung schon die zweite Rücksicht, die auf die hochdeutschen Leser, mitgewirkt haben. Zu dem Bestreben, seine Rechtschreibung auf seine hochdeutschen Leser einzustellen, äußert er sich noch in einem Briefe ebenfalls aus dem Jahre 1859, den W. Seelmann in seiner trefflichen Einleitung zu seiner kritischen Ausgabe von Reuters Werken

(Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut) Seite 63* anführt: man muß dem hochdeutschen Auge beim Lesen auf einzelnen Stellen zu Hilfe kommen, z. B. bei den durch ,h' gedehnten Silben. Schreibe ich ,Flot' oder ,Flaut', so würde der Hochdeutsche eher an ,Flöte' denken als an ,Flut'.

Er ist dem hochdeutschen Vorbilde zu Liebe nun keineswegs bei dem Dehnungs-h stehen geblieben. Er schreibt seit 1859 ,du willst, fallst, wullst, füllst', obgleich diese Formen fast auf dem ganzen niederdeutschen Sprachgebiete U eingebüßt haben und im Mecklenburgischen ,du wist, fast, wust, süst' lauten. Dem hochdeutschen ,kurz, Wurzel' zu Liebe schreibt er nun ,kort, Wörtel' für ,kott, Wöttel' (II, 8), und scheut sich nicht, auch in das Reimwort zu ,Wörtel' ein ganz unberechtigtes r einzuführen und ,Schörtel' für ,Schöttel' Schüssel zu schreiben (Läuschen I, 46, 56). Er schreibt nunmehr ,beter, sprefen, seten', für das ältere ,bäter, spräfen, säten', ,ward, warden, würd, würden, worden' für ,wad, waden, würr, würren, worren' (= wird, werden, wurde, wurden, geworden), unterläßt aber, auch ,fardig' für ,farig' (= fertig) einzusetzen. In der älteren Fassung des Läuschens ,De Wedd' reimt er der Mundart gemäß ,morrn: worrn'. Mit Rücksicht auf das hochdeutsche Vorbild führt er in der späteren Fassung den unreinen Reim morg'n: word'n, ein. Ich glaube auch, daß die spätere Hinwendung zu den Vergangenheitsformen ,was, kam, sat' (I C) hervorgerufen ist durch den Umstand, daß sie den hochdeutschen Formen ,war, kam, saß' näher stehen als die früher gebrauchten Formen ,wier, kehm, seet'.

Neuter ist sich dessen wohl bewußt gewesen, daß er vor 1859 lautrichtiger geschrieben hat als nach diesem Zeitpunkte. In einer Übersetzung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn, die er im Jahre 1870 für Johann Winklers ,Allgemeen Nederduitsch en Friesch Dialektikon' angefertigt hat, bei einer Gelegenheit also, wo es ihm darauf ankommen mußte, ein möglichst lautgetreues Abbild seiner Mundart zu geben, hat er seine ältere Schreibweise wieder aufgenommen. Wir haben aber schon gesehen, daß auch die ältere Rechtschreibung kein genaues Bild von der gesprochenen Mundart gibt. Wer Neuters Schriften als eine Quelle für die Beschreibung

* Die Einleitung bringt S. 59—65 auch einen wertvollen Beitrag zu Neuters Mundart.

des Laut- und Formenstandes der Stavenhäger Mundart benutzen wollte, würde aus einer trüben Quelle schöpfen. Wir wollen hier nur darauf hinweisen, daß Neuter den langen, offenen ö-Laut (üö) durch ä wiedergibt („Sähn' Sohn, „säben' 7), also durch das selbe Schriftzeichen, mit dem er zuweilen auch den langen, offenen e-Laut (ä) darstellt; daß er für dieses ä auch häufig e schreibt (beter), so daß ‚e‘ den langen offenen und den langen geschlossenen e-Laut bezeichnet: das ‚e‘ in ‚eten‘ essen (für äten) ist ein ganz anderes als das in ‚Sep‘ Seife; daß a kurzes a, langes a (z. B. wät wird) und langes, offenes o (ao) vertritt (vgl. Dag Tag und Dag' Tage). Nur für den, der die Mundart kennt und spricht, sind Neuters Schriften eine reiche Fundgrube auch für sprachliche Untersuchungen.

b) Neuters Stil.

Es will uns scheinen, daß Neuter nicht nur bei der Schreibung seiner Wörter Rücksicht auf seine hochdeutschen Leser genommen habe. Wir meinen vielmehr, daß er auch bei ihrer Auswahl, ihrer Beugung und Abwandlung seinen hochdeutschen Lesern entgegengekommen ist. Nicht als ob wir glaubten, diese Rücksichtnahme sei der einzige oder auch nur der Hauptgrund dafür, daß sein Platt in nicht unerheblichem Maße eine hochdeutsche Färbung hat; wir glauben aber, daß sie neben anderen Gründen, von denen wir später zu sprechen haben werden, bei dieser Erscheinung im Spiele ist.

Denn es ist nicht zu leugnen, Neuters Platt ist nicht immer ein reines, unverfälschtes Platt. Hochdeutsch sind zunächst eine Reihe von Beugungsformen. Wir wissen, daß das Endungs-e, wie überhaupt End-e, im Niederdeutschen verloren gegangen ist (II, 5). Neuter sagt trotzdem: „Dat was dat Grausamste bi dat ganze Verfohren; unsere gerechte Sak; de slichteste Mutter is noch ümmer en vel heiligeren Preister; un nu's Abends in 'n Schummern von Isbarg' und Isboren vertellte; as oll Witt dat bekräftigte (plattdeutsch wäre gewesen: vertellen, bekräftigen ded). Der Wessfall und der Wemfall sind im Mecklenburgischen nur noch in einigen erstarrten Formen erhalten; man kann sagen ‚s' Abends‘, aber nicht ‚mines Wissens‘, ‚min Blimens wir nich hier‘; es heißt noch ‚upm Van'n, in ollen Tiden‘, aber nicht mehr ‚in ruhigeren Tiden‘, ‚in unsern Van'n‘, oder gar ‚mine jizigen Verhältnissen gegenäwer, in

unfern ollen Dagen, in minen kindlichen Zohren, mit de herkömmlichen Fragen, mit groten Schritten, mit harten Würden (= Worten), mit de Würden'. Die starken Endungen beim Eigenschaftswort sind der Mundart verlorengegangen; Reuter schreibt: Zif Besserdichs ehr loses Mulwart, wenn id en schönes, frömbes Kind sei, en sihr schönes Lid, sin kostborstes Stück Möbel, mit en wittes un robes Gesicht, trotz ehr frisches, resoliertes Wesen, hei hadd sei ümmer in purer Ordnung un Rendlichkeit had. Das in den oben angeführten Beispielen mehrfach verwendete ‚unser‘ für ‚uns‘ ist ebenfalls hochdeutsch. Durchaus hochdeutsch ist auch das unbestimmte Fürwort ‚man‘; in einem plattdeutschen Texte ist es ein Fremdkörper. Statt ‚man‘ sagt man ‚einer, ein, ‚n; sei; de Lüð (z. B.: En Dffen möt 'n ut'n Weg gahn; dat seggen 's all = man sagt allgemein). Das weiß Reuter auch, und dementsprechend läßt er Onkel Bräsig sagen: Der Herr Burmeister sagt aber, einer muß da sehr vorsichtig sein. Es laufen ihm aber doch einige ‚man‘ unter, z. B.: Redt man dorvon; ja, fat't man tau rechter Lid de Klink un schuwet dei Scheidwand taurügg; man kunn kein Hand vör Dgen seihn; dei man jo ümmer up en Zohrmarkt findt u. a.

Wir kommen zum Zeitwort. Ganz hochdeutsch muten folgende Formen an: Wat würd min Swester seggen, wenn du fehltest und staats dessen up jugen dämlichen Reformball herümdüfdest. Das Partizipium der Gegenwart ist der Mundart auf rein lautlichem Wege abhanden gekommen: da —nd— überall zu —nn— geworden ist, so lautete nach Schwund des End-e ‚lachende‘ wie der Infinitiv ‚lachen‘. Bei Reuter ist es nicht selten: id herow dat spelend (anstatt: in't Spelen) lihrt, starbend Wurd (= Sterbenswort), en wollmeinend Mann, utreifende Geschäften, en gaubes utreifendes Gehalt, bläuhende Amtböme, unner den bläuhenden Fleder, an den Meistbeidenden, de lopen den Geschäfte, ut de kähle, verständige Rauh was drivende Unrauh worden. Das Partizipium der Vergangenheit wird im Mecklenb. und meistens auch bei Reuter ohne die Vorsilbe ge— gebildet. Nicht selten aber begegnen wir doch auch Formen wie: utgewuffen, ingespunnt, mit dat vorgeschräwene Gesicht, dat blag angestreckene Eskhapp, mit rotgeweinte Dgen. Eine hochdeutsche Flexionsform des starken Partizipiums der Vergangenheit liegt vor, wenn Reuter schreibt: hei läd dat Waszbauk nah de vorhannenen Brüch tausam.

Groß ist auch die Zahl der hochdeutschen Wörter, die Reuter verwendet, und die dadurch nicht plattdeutsch werden, daß er sie in plattdeutsches Gewand hüllt: wohl heißt dunkel ‚düster‘, aber darum ist ‚düsterblond‘ doch ein hochdeutsches Wort. Wir zählen auf an

Hauptwörtern: Influß, Upfluß, Schämer (= Schimmer), Tauschub, Bertellung („en por Dag nah dese Bertellung“), Ankämpling (= Ankömmling), Einförmigkeit, Dädigkeit, Wollädigkeit, Kleinmäädigkeit, Habseligkeiten, Taubauhlichkeiten, Wollfin; Windstot, Wurdwessel, Trostmittel, Heldenmout, Lemenslop, Löwenrachen, Frühjohrsluft, Abendsünnesstrahl, Frühjohrsblindenschatten;

Beiwörtern: jügig, dristig („dristigen Grund“), flüchtig („flüchtiges Glück“), quicklich („quicklichen Drunk“), indringlich, angelegentlich, herkömlich, taubauhlig, mitledig, zärtlich („ehre Dgen verluren ganz den säuten, zärtlichen Utdruck“), wütend, wollertagen (= wohlertzogen), dürricht, vertrut, vertrulich, entfirnt, („hei wull in de Sak of nich den entfirntesten Schin up sik laden“), martert („en marterten Minsch“);

Umstandswörtern: frilich, vörlöpig, snurstracks, koltbläudig, stotwis, beils . . . beils;

Zeitwörtern: starren, bekräftigen, erlennen, verafreden, schädigen, territen (für „intwei riten“), treden.

Er übersetzt aber nicht nur einzelne Wörter, sondern ganze Ausdrücke und Wendungen aus dem Hochdeutschen ins Plattdeutsche. Von herkömlichen zähle ich auf: sonderborer Wis, unnöbige Wis; up dat Snöbste, up dat Empfindlichste; de begründsten Klagen, en unverschuldetes Unglück; uter Acht, Obacht laten, uter Fatung kamen, Gericht ergahn laten; tau sine Vermüenterung, taum Wohrteiken un Andenken an sin flüchtiges Glück; ic bün ehr dorför sihr dankbor; hei was ogenschinlich erfreut; ic heww dat spelend lihrt; sei sungen mit de herkömlichen Fragen an; as en jeder ut den Verlop von de Geschicht seihn ward; hei mahte allerlei verdächtige Anspelungen; sei mahte en verlegenen Knicks; üm sin Daht in en richtiges Licht tau stellen; en lustig Lachen gled äwer sine Minen; tau so 'n Utdreken von Lustigkeit kam hei nich oft; dat kam tau sihr in alle Lüd Munn; hei schüll up de smächtigen Lüd in 'n allgemeinen un up minen Vader in 't besondere. Von Wendungen Reuter'scher Schöpfung führe ich an: De gollenen Flittern von Wollbahnen; hei röp sik de besonderen Umstän'n in 't Gedächtnis und drümk döstig un deip ut den Hoffnungsbefer u. s. f.

So werden wir uns denn gar nicht mehr wundern zu gewahren, daß Neuter auch in syntaktischer Beziehung und im Satzbau hochdeutsches Gedachtes ins Plattdeutsche übertragen hat.

Es ist dem einfachen Manne nicht möglich, verwickelte Denkoperationen beim Sprechen zu vollziehen. Er bestimmt das Hauptwort durch einfache Beiwörter, gelangt aber nicht dazu, das Geschlechtswort von seinem Hauptwort durch ganze Bestimmungsgruppen zu trennen. Darum ist schriftdeutsch, wenn es in der ‚Franzoesentid‘ heißt: „Dei ganze up gegensidige Furcht un Niderträchtigheit von de Beamten gründte Uprechterhollung von den Grafen Hochberg sine Husordnung. Nicht anders steht es mit Fügungen wie: ic habbd fri Utsicht up en swart un witt angestrefenes Schillerhus; un sülwst ut de lütten, apnen Finstern von dat lange, sibe, mit Stroh deckte Pächterhus; so jogen terretene, in de Luft utfaserte Bän'n dörch sinen Kopp; dese in so 'n Umstän'n binah unnatürliche Heldenmaut.

Wie die Volksmundart die kunstvolle Stellung der Wörter im Satze meidet, so sind ihr auch die kunstvollen Satzgefüge fremd. Die Gedanken reihen sich einfach und schlicht aneinander, die Hauptsätze werden bevorzugt, die innere Beziehung zwischen ihnen kommt oft gar nicht zum Ausdruck, „selbst Absicht, Folge, Grund, begleitende Nebenumstände werden gern als gleichberechtigt mit dem Hauptgedanken hingestellt und in die Form einer unabhängigen Aussage gebracht“ (D. Weise, Unsere Mundarten, S. 211). Darum ist die niederdeutsche Umgangssprache viel sparsamer mit unterordnenden Bindewörtern als die hochdeutsche Schriftsprache; echt vollständig sind eigentlich nur ‚dat‘ (das auch ‚damit‘ und ‚so daß‘ vertritt), ‚wenn‘, ‚as‘, ‚so drad as‘ (= sobald als); schon ‚wil‘ (wif dat) und ‚obglif‘ erscheinen aus dem Schriftdeutschen ins Plattdeutsche herübergenommen. Vollends dem Hochdeutschen entlehnt sind die so häufig bei Neuter auftretenden Bindewörter ‚dormit‘, ‚obschonst‘, ‚nahdem dat‘, ‚troydem‘, ‚während, während des dat‘.

Die kunstvolle Verschlingung und Ineinanderarbeitung zweier Sätze, die die Schriftsprache mit Hülfe von Wendungen wie ‚dadurch — daß, deswegen — weil, insofern — als‘ leicht und gern zu Wege bringt, geht über das Vermögen des Mannes aus dem Volke. Darum ist ein Satz wie ‚un argerte em nu gegen ehren Willen dordörch, dat sei in ehre Red Französch mit rinnebröckelte‘

(Dörchlächting) hochdeutsch gedacht. Man kann auch beobachten, daß Satzformen, die Meuter in seinen hochdeutschen Schriften mit einer gewissen Vorliebe verwendet, in seinen plattdeutschen wiederkehren. In ‚Meine Vaterstadt Stavenhagen‘ heißt es: ‚ich war zu wenig unter elterlicher Zucht, als daß mir ihr Auf- und Niederkwackeln nicht den köstlichsten Spaß gemacht hätten‘, oder ‚die Verwarnungen meiner Tante waren noch zu lebendig, als daß ich schon an unserer Haustür derselben hätte uneingedenk sein können‘. Ebenso heißt es in der ‚Stromtid‘: ‚hei was tau sihr taufreden mit sine Lag‘, as dat hei noch hir un dor nah wat Besonders utkifen süll‘, oder ‚Rudolf habbd mit Mining un Lining tau vel afaumaken, as dat hei dat in'n Sitten prästiren künn‘. Und wie es in der angeführten hochdeutschen Schrift heißt: ‚wir beschlossen, mit dem ganzen Schwindel nichts mehr zu tun haben zu wollen‘, so in der ‚Stromtid‘: ‚de Wittfru Rählerten möt rein düricht sin, den Mann frigen tau willen‘, oder ‚ohn dormit dörchlafamen tau können‘, ‚sei müßt also en Hor dorin tau finnen säufen‘.

Damit sind wir zu dem wichtigen Kapitel der Infinitivsätze gekommen. Nichts verleiht einer Satzperiode mehr Glätte und Fluß als schön gefügte Infinitivkonstruktionen. Sie sind aber nur möglich, wenn der Satz durch bewußte Denktätigkeit so gedreht und gewendet wird, daß Hauptsatz und Nebensatz dasselbe Subjekt haben. Geschmeidige Infinitivsätze sind daher immer ein Zeichen dafür, daß die sprachliche Bildung auf einer hohen Stufe steht, und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade das Französische die Infinitivkonstruktionen zu solcher Feinheit ausgebildet hat. Natürlich kennt auch das Niederdeutsche Infinitivsätze, aber sie sind weder so häufig noch so kunstvoll gefügt wie in der Schriftsprache. Es ist daher nicht schlichtes und natürliches Plattdeutsch, wenn es in der ‚Franzofentid‘ heißt: ‚En swor Stück was dat nu, Mamsell Westphalen tau bewegen, mit den ollen Herrn nah 't Rathus dal tau gahn‘, oder ‚Möller Wof hett blot den Franzosen inladen, mit em tau führen un de Nacht in de Gilomsche Mähl tau bliwen‘. Wie das Plattdeutsche sich im letzteren Falle eher ausdrücken würde, zeigt folgende Stelle aus der ‚Stromtid‘: ‚ic let em bidden, wat hei mi nich up 'ne Viertelstunn en beten besäufen wull‘.

Ganz unvereinbar mit dem plattdeutschen Sprachgeiste sind aber Partizipialkonstruktionen wie: „Krawwelnd in den Meß dor sitt

'e" (de Schapfur) oder „un sin Bird neger an Hamermannen ranne drängend, rep hei:" (Stromtid).

Wir müssen also zugeben, daß Reuter in nicht unerheblichem Umfange hochdeutsche Bieungsformen verwandt, hochdeutsche Wörter, Wendungen, Satzgefüge ins Niederdeutsche umgesetzt hat. Jeder Kundige wird herausfühlen, daß viel Schriftdeutsches steckt in einem Satze wie: „Sine Verdreitlichkeit hadd nu frilich wider nicks tau bedüden, denn hei was Johr ut Johr in argerlich, weil hei en Demokrat was, natürlich kein Staatsdemokrat, denn de gamw 't dunn noch nich in Meckelnborg, ne, blot en städtischen, indem hei sich dat vörlöpig tau sine Lewensupgaw maht hadd, den dicknäsigem Bäcker an 'n Markt, den de Burmeister so gruglich begünstigen ded, de Stadtbullen ut de Fingern tau riten" (Stromtid II).

Wie läßt sich dieser hochdeutsche Einschlag erklären? Wie ist Reuter dazu gekommen? Wir haben schon als möglich hingestellt, daß Reuter bestrebt war, wie in seiner Rechtschreibung, so auch in seiner Sprache hochdeutschen Lesern das Verständnis seiner Schriften zu erleichtern. Wir haben aber vermutet, daß noch andere Ursachen und Gründe wirksam gewesen sein müssen. Welches sind diese anderen Ursachen und Gründe? War ihm die reine und unverfälschte Mundart in seinen Universitäts- und Festungsjahren doch etwas abhanden gekommen? Aber seine neunjährige Landmannszeit hat ihm doch wahrhaftig Gelegenheit geboten, sie gründlich aufzufrischen, und daß er sie gründlich gekannt hat, werden wir nachher noch sehen. Es ist ihm aber vielleicht gleichgültig gewesen und bedeutungslos erschienen, ob er ein mehr oder weniger reines Platt oder verkleidetes Hochdeutsch schrieb? Es wird genügen, wenn ich als Antwort auf diese Frage auf folgendes hinweise. In der schon angezogenen Übersetzung des Gleichnisses vom verlorenen Sohne hat er sich in die Aufgabe, der Übersetzung echt niederdeutsche Färbung zu geben, liebevoll vertieft. So übersetzt er ‚Teurung‘ mit ‚düre Tid‘, ‚Hülßen, die die Schweine äßen‘ mit ‚Seih, den de Swin freten, und nicht lange danach‘ mit ‚un't wohrte nich lang, dunn‘, ‚da ward er zornig‘ mit ‚dunn würr hei falsch‘. Und seine Rechtschreibung seit 1859 (S. 46 ff.) wird doch nicht bloß durch stärkere Rücksichtnahme auf das hochdeutsche Vorbild gekennzeichnet. Er sucht in anderen Punkten seiner heimatlichen Mundart gerechter zu werden und schreibt

seit derselben Zeit das sog. reine oder ‚spitze‘ s nicht nur wie schon immer vor s und p, sondern auch vor l, m, n, w, schreibt also nicht mehr ‚schlögen, schmieten, Schniere, Schwien‘, sondern slogen, smiten, Snider, Swin. Und während er in den ältesten Drucken seiner Erstlingswerke die in das städtische Platt Stavenhagens hineingefickerten hochdeutschen Formen und Wörter ‚sich, bloß, treffen‘ ausschließlich gebraucht, führt er seit 1859 durchweg dafür die echt plattdeutschen Formen ‚sick, blot, drapen‘, ein. In dem Läusehen ‚De Webd‘ hat er ‚äweklau‘ (= hd. überflug) durch das echt plattdeutsche ‚nägenklau‘ ersetzt. Das Gefühl dafür, daß dem plattdeutschen Partizipium der Vergangenheit die Vorsilbe ge- nicht ansteht, muß in ihm durchaus lebendig gewesen sein. Mehrfach hat er ge-Formen aus früheren Auflagen herausgebracht. In Läusehen I, 27 hieß es früher „Kuum is hei werre ingeschlapen“, jetzt aber „Kuum slöpt hei webder nu en Happen“; in Läusehen I, 56 liest man in den ersten Auflagen „as dat Stück nu angefungun“, später aber „as dat Stück denn nu ansungen“, und das Läusehen ‚Moy inricht‘ trug früher die Überschrift ‚Moy ingericht.‘ In gleicher Weise hat er in dem Läusehen ‚De Kirschbom‘ das Fürwort ‚man‘ herausgebracht. Erst hieß es: „un wiel man dat nümmermihr mitnehmen kann“, jetzt: „un wil nu doch keiner wat mitnehmen kann.“ Wir sehen also, Reuter ist nicht sorglos mit seinem Platt umgegangen.

Aber dann hat vielleicht das Plattdeutsche ihm nicht Sprachmittel genug geboten, um alles das auszudrücken, was er zu sagen hatte. Es ist ja öfter gesagt worden, die Sprache der Leute auf dem Lande sei wortarm, und es ist richtig, aber mit einer wichtigen Einschränkung. In den Lebensgebieten, in denen der Landmann, der Handwerker wirkt und schafft, in der Vorstellung-, Empfindungs-, Gefühls- und Interessenwelt, in der er zu Hause ist, besonders aber für alles das, was ins Auge und Ohr fällt, ist seine Sprache reicher als die hochdeutsche Schriftsprache. D. Weise weist in seinem Buche ‚Unsere Mundarten‘ auf den Reichtum der Volksmundart an klangmalenden Worten und an Ausdrücken z. B. für die verschiedenen Arten des Sprechens und des Gehens hin. Mit Recht. Wieviel Wörter stehen Reuter nicht zu Gebote, um den Begriff ‚weglaufen‘ auszudrücken: weglopen, utrücken, utneihn (= ausnähen), utriten und sein Intentsativum utritschen (für utritsen), Pahl trekken; wieviel

nicht, um die verschiedenen Arten des Sehens zu kennzeichnen: sehn, fixen, schulen (heimlich oder lauernd von der Seite sehen), glupen (mit großen Augen drohend sehen), pliren (mit halbgeschlossenen Augen blinzeln sehen); wieviel nicht, um die verschiedenen Laute auszudrücken, die ein Hund von sich geben kann: jachern, gänsen, jaulen, janken, blaffen. Was der Brignizer Friedrich Gedike vor mehr als 100 Jahren in den Beiträgen zur deutschen Sprachkunde, Berlin 1794 (S. 320) dem Plattdeutschen nachgerühmt hat, gilt auch noch heute: „Das Plattdeutsche hat einen unerschöpflichen Reichtum an zärtlichen, munteren, launigen, naiven, leidenschaftlichen Ausdrücken und Wendungen. Die mannigfaltigen Schattierungen menschlicher Charaktere, menschlicher Torheiten und Lächerlichkeiten (er hätte hinzufügen sollen: körperlicher Eigenheiten und Gebrechen) finden in ihr die angemessenste Bezeichnung. Ich bin versichert, daß ein Stedbrief, der im Hochdeutschen in Zeichnung und Kolorit sehr matt und flach ausfällt, und aus Mangel an Ausdrücken ausfallen muß, im Plattdeutschen sich weit charakteristischer und sprechender aufsetzen läßt“.

Aber es gibt tatsächlich Gebiete, auf denen die plattdeutsche Sprache versagt: das sind die des abstrakten Denkens und des höheren geistigen, seelischen, staatlichen und religiösen Lebens. Auf allen diesen Gebieten aber hatte Reuter seinen Lesern viel zu sagen. Woher sollte er den Bedarf an Ausdrücken für seine welt- und menschenkundigen Gedanken, seine gemüts tiefen Betrachtungen über der Menschen Streben und Schicksal bestreiten? Blieb ihm etwas anderes übrig, als aus dem für solche Aufgaben seit einem Jahrhundert gesammelten Vorrat der hochdeutschen Schrift- und Gemeinsprache Anleihen zu machen? Er war Schriftsteller und konnte sich berechtigt halten, das schaffen zu helfen, was es nicht mehr gab, was es aber wohl sicher gegeben hätte, wenn das Niederdeutsche die Sprache der Kanzel, der Schule, des Gerichts geblieben wäre, eine niederdeutsche Schriftsprache.

Hiermit hängt noch ein anderes eng zusammen. Ein auf der Höhe der Bildung stehender Niederdeutscher, mag er sonst auch im Plattdeutschen jung und groß geworden sein, kann gar nicht mehr ein solches Platt sprechen wie der Mann aus dem Volke. Ich spreche mit den Bauern meines Heimatdorfes noch immer Platt. Ich bin aber nicht davor sicher, daß mir nicht ebenso wie Reuter gelegentlich ein Ausdruck ent schlüpft wie ‚bi passender Gelegenheit‘ oder ‚staats

tau antwurten' oder ,man möt ok bedenken', oder ein Nebensatz mit ,trozdem' und ,obglif'. Somit hätte Reuter streng genommen sogar ein gewisses Recht gehabt, Leute wie Dörchläuchting und dessen Schwester, den Amtshauptmann Weber, den Bürgermeister Reuter und den Bürgermeister von Rahnstädt, die ,lütte Fru Pastorin', den Konrektor Apinus, ebenso ein ,gebildetes' Plattdeutsch sprechen zu lassen, wie er Moses und David ein besonderes Platt sprechen läßt. Dazu kommt, daß Reuter hauptsächlich gebildete Leser vor Augen haben mußte.

Dann aber hätte Behaghel recht, wenn er in seinem schönen Buche ,die deutsche Sprache' urteilt: „es ist kaum zuviel gesagt, daß bei Reuter selbst in den erzählenden Abschnitten jedes fünfte oder sechste Wort kein echt niederdeutsches ist, sondern ein Wort der Schriftsprache, das man in niederdeutsches Gewand gehüllt hat“; hätte Ph. Wegener recht, wenn er in Pauls Grundriß² S. 1480 behauptet, daß Reuter „unbewußt das syntaktisch-stilistische Gerüst der hochdeutschen Schriftsprache auf den Dialekt übertragen habe“; hätte Richard M. Meyer recht, wenn er in seiner deutschen Literatur des 19. Jahrh. S. 256 sagt: „Reuters Sprache war unrein; größtenteils waren seine Sätze aus dem Hochdeutschen in das Plattdeutsche zurückübersetzt“?

Nein, sie haben nicht recht, sie haben wenigstens in dieser Allgemeinheit nicht recht. Diese Urteile stimmen nneingeschränkt nur für die Teile, in denen Reuter für sich selbst spricht und den ganzen Reichtum seiner Gedanken und Gefühle in der ihm eigenen etwas blumenreichen Sprache vor seinen Lesern ausschüttet. Da finden sich Sätze wie ,je wider hei süht, desto trüwer un dunstiger ward dat', oder ,Gott segne de Lüüd, de mi taum irsten Mal in dat wille, weuste Lewen de rauhige Anterstääd för de Taufkunst wesen hewwen', und es ist gewiß kein Zufall, daß gerade die ,Franzoesentid' reich an solchen Stellen ist. Sie stimmen aber schon nur unter starker Einschränkung für die einfach erzählenden Abschnitte. Hier überwiegen denn doch einfach und schlicht aufgebaute Sätze wie: ,De oll Herr gung in de Stuw' rüm und rew sich den Kopp und lek den Möller denn mal wedder so recht irnsthaft an, und de Möller lek em wedder an, un endlich säd hei: oder: „Ach, ick bün mal bi 'ne ordentliche, slitige Börgerfru duntaumalen in de Stuw' kamen, dat Mittageten stunn up den Disch, un de hungrigen Rinner stunnen

herümmer, un as id in de Dör kam, smet de Fru en Dauk äwer de Schüttel, un as sei ruter gahn was, ehren Mann tau raupen, böhrte id dat Dauk tau Höcht, un wat sunn id? — gefakte Lüftenschell“. Und die angeführten Urteile stimmen ganz und gar nicht für die Abschnitte, in denen Reuters Menschen miteinander sprechen, und diese Abschnitte nehmen, wie jeder weiß, einen breiten Raum in seinen Schriften ein. Immer wenn das wackere Geschwisterpaar Hawermann und Fru Nüßlern, wenn Mamsell Westphalen und ihr Fritz Sahlmann, wenn Möller Voss mit Frau, Kind und Knecht Friedrich, immer wenn Dürten Holzen und Stining und Halsband, ja selbst immer wenn Amtshauptmann Wewer und die übrigen Gebildeten, nicht zuletzt der Konrektor Apinus, zu Wort kommen, dann sprechen sie ein so echtes und unverfälschtes Platt, daß dem plattdeutschen Manne das Herz dabei lacht, dann strömt der Quell der Volksmundart in so herzerfreuender Reinheit und Frische, daß jeder, der aus ihm trinkt oder auch nur sein Klauschen hört, erquickt und erfrischt wird.

Denn Reuter kannte sein Plattdeutsch wie selten einer, er kannte es bis in seine feinsten Verästelungen und Sproßformen hinein. Wer ein Mecklenburger Idiotikon schreiben wollte, könnte an Reuters Schriften ebensowenig vorübergehen, wie an denen Brinckmans. Sicherlich hat Reuter es den neun Jahren seiner ‚Stromtid‘, seines Landlebens, mit zu verdanken, daß er so heimisch in der Vorratskammer der Volksmundart geworden ist, daß ihm all die Bezeichnungen der abgelegensten und kleinsten Dinge, die derben und launigen Wendungen der Sprache der Bauern und Handwerker, Tagelöhner, Knechte und Mägde auf dem Lande so vertraut sind. Sie tauchen alle auf, der ‚Mökerbähn, der Wimen, de Auken‘, die ‚Hefeltinnen‘ (Zinken der Flachshechel), und ‚de Meßhör‘, ‚de Mäuserfüll‘ und ‚de Knüttelsticken‘, ‚dat Snundauk‘ und ‚de Snurrbüdel‘ (Bettelsack). In de ‚Ausflöst‘ ward düchtig wat ‚upschöttelt‘, un wenn einer so ’n ‚Giper‘ und ‚Giwel‘ up ‚Klütermelk‘ hett, brukt hei nich ümfüs tau -lickmün’n. In ’n ‚Schummern‘ gist ’n schön ‚Hopphei‘ up ’m ‚Brink‘. Dor scheiten de ‚Flaschköpp Koppheister‘ un ‚ampeln‘ mit de Wein in de Luft, dat sei ganz ‚ut dei Pust‘ kamen. De ‚Twaschen‘ (Zwillinge) un ehr ‚Annerbäulenkinner‘ (Nachgeschwisterkinder) sünd middenmang. Weck hewwen sief en Pott up ’m Kopp ‚stülpt‘, weck scheiten mit de ‚Slätelbüß‘ (ein aus einem großen hohlen Schlüssel gefertigtes Schießrohr). Dat würd Mutting, de so lang in de Käf

‚rümmerpuffelt‘ un framt habb, doch tau ‚stripig‘, sei rep dat lütt ‚Görentüg‘ in ‚t Hus un säb: Kin mit jug, dat is ‚Taubeddgahnstid‘, is jo all ‚stüendüster‘. Äwer Krijschan was ‚steinpöttig‘ un ‚krätig‘ un kem mit ‚Wedderwürd‘ tau Kum‘ un wull ‚utritschen‘. Äwer Mudding ‚bädelt‘ achter em her un kriecht em bi ‚n ‚Rockslip‘ tau faten, sei will em dat mol düchtig ‚infnöpen‘ un em all mit ‚n ‚bägten Schacht‘ mang de Schullern keddeln, man Badding ‚begäuscht‘ sei wedder u. s. f. u. s. f.

Wir wollen aber auch im einzelnen zeigen, wie sehr Neuter all den Eigenheiten der Volksmundart gerecht wird.

Die Redeweise des Volkes ist frisch und lebendig. Daher gibt das Volk auch der direkten Rede vor der indirekten den Vorzug. Es verwendet ohne Bedenken die direkte Rede auch dann, wenn die Worte eines anderen nicht wörtlich wiedergegeben werden. Der Sprecher weiß aber dem Hörer doch stets fühlbar zu machen, daß die Worte eines Abwesenden nur berichtet werden. Das geschieht dadurch, daß unzählige Mal für ‚e (sagte er) eingeschoben wird. Mir ist schon als Kind dieses immer wiederkehrende ‚für ‚e‘ mehr als einmal aufgefallen. Es muß auch Neuter aufgefallen sein. In der „Festungstid“ heißt es: Oh, säb ick, ick meinte in de Mibb en rechten schönen Altor mit Eja bewuffen, „um die Dauer der Liebe auszudrücken“, säb ick; up den Altor en brennend Hart, „um die Blut der Liebe auszudrücken“, säb ick; un äwer de Flamm en Bor verslungene Hän'n, „um den geschlossenen Bund auszudrücken“, säb ick. Und Kutscher Sehann berichtet Läusehen I, 64 folgendermaßen:

Dunn säb einmal de Graf tau mi:
Sehann, min Sähning, säb ‚e, mache dir
Ganz fixing p'rat, wir wollen
Noch heut nach Tet'row räwer sprütten;
Treck dir, säb hei, de nigen rod un witten
Kledaschen an un of de gelen Büxen,
Denn süh, min Sähning, säb ‚e, wir,
Wir wollen heut den ollen Blüchert halen:
Wenn nu nich allens proper wäre,
Das wär en Schimp un Schande, säb ‚e.

Die Sprache des Volkes hat auch ein eigenartiges Mittel, um direkte Reden einzuführen oder der indirekten Rede aus dem Wege

zu gehen. Statt ‚ic dacht‘, ‚hei säb‘ heißt es: ic dacht so, hei säb so. Auch diese volkstümliche Redeweise ist Reuter nicht entgangen. Ich führe folgende Beispiele an: „un ic dacht of so: Wotau?“ „Denn sühst du, ic dacht of so: dat Fauder is di knapp“ u. s. f.

Der Lebendigkeit der Rede kommen auch die schall- und lautnachahmenden Wörter zu gute, an denen die Volkssprache so reich ist. Sie werden im Sätze verwandt, um die Plötzlichkeit und Schnelligkeit einer unerwarteten und überraschenden Bewegung oder Handlung durch das Geräusch, das sie verursacht, sinnfällig zu machen. Es ist mir noch, als wenn ich es höre, wie einmal ein Kuhjunge mir erzählte: Dun halt ic ut un haut em — baax — an 't Mul. Man höre nun Reuter: „un — swabb — leg de Bastet in 'n Graben“; un sett 'te sic — b aff — up en Staul dal; „de Möller dreichte sic — snubbs — üm“; „bauß — johrt de Schau gegen de Dör“; un — snart — slöpt hei los“; „Katsch — föllt em en Druppen up den kahlen Kopp; „wupp — hemwen em de Husoren bi de Slafitten“; „Naps! Naps — tellt Schultenvader jeden en richtig Dußend in de Tack“; „Glauben Sie denn, daß die junge gnedige Frau Sie so — b aff — vor den Kopp fragen wird?“ fragt Onkel Bräsig, dessen Hochdeutsch ja ein klares Spiegelbild des Plattdeutschen ist.

Aber die Volkssprache begnügt sich nicht mit einfacher Lebendigkeit, sie ist derb und drastisch, sie liebt es stark aufzutragen und zu übertreiben. Es ist in der Mundart nicht so, daß nur das Tier frißt und säuft, eine Schnauze und ein Maul, Fell, Klauen und Brägen hat (das nicht nur ‚Hirn‘, sondern auch ‚Stirn‘ bedeutet). Von ‚Rindfleisch un Blumen‘ sagt selbst der Bürgermeister: Herr Ratsherr, ne! Wo wull 'n wi dorin freten. Es hat gar nichts Aufsfälliges, wenn Frau Mühlern zu Tochen sagt: „Gnad di Gott, wenn du mi äwer de Gäuf' dat Mul updeihst“, oder wenn es vom Pastor Gottlieb heißt: „de Swinsuhren von sin Pöfelsfleisch fratt hei ganz allein“. Wenn einer ‚en Grotmul‘ ist, und ‚dic deihst‘, denn ‚ward em dat Mul stoppt‘. Es kann aber noch schlimmer kommen. Heißt es doch: ‚den irsten, de so wat vörbringt, sleiht hei mit de Schüpp äwer 'n Bregen‘. Wenn einer hinfällt, fällt er in 'n Dreck oder up dei Snu t. Vom Dreck und vom Mist wird ebenso unverblümt gesprochen wie vom Bullen, vom Floh und der Laus. Es ist echt volkstümlich, wenn es von der Mühlerns Art heißt: „denn so lang

habb en jeder fast up finen Meß seten, oder einer dem andern ‚upspuckt‘ und ihn ‚astinken‘ läßt, und es ist auch volksmäßig, wenn es heißt: „hei för sin Bart wull leiver Flöhhäuden gahn“, oder „ic dacht, ic wull em noch so 'n Johr vör Bull rümmer gahn laten“, oder „ic denk, mi lust de Ap“.

Ein Kennzeichen des einfachen Mannes ist es, daß er sich leicht erregt und sich nicht beherrschen kann. Das zeigt sich deutlich auch in seiner Sprache. Mit Schimpfworten, Flüchen und Verwünschungen ist er schnell bei der Hand, sie sprudeln ihm in großer Mannigfaltigkeit von den Lippen. Diesem Zuge trägt Reuter denn auch gehörig Rechnung. Der Knecht Friedrich Schult, der die ‚Schultenbochter‘ heiraten will, wird von dem ‚Schwiegervater‘ ebenso wie von Möller Boß, seinem Herrn, ohne weiteres ‚Snurrer‘ genannt. „Nu fik dat Aas an“, ruft der Tagelöhner Willgaus, als ihm Frau Pomuchelstopp bei den Haaren kriecht. „Verfluchter Hund“, nennt Bauer Hagen den Barbier, der ihn mit seinem ‚Söhlingsmeß‘ behandelt, un „Hal jug verfluchten Kirks de Deuter“, ruft der Amtmann den Korls, Krischans und Jehanns zu, die den Fischdiebstahl nicht eingestehen wollen. Damit stehen wir schon mitten in den Verwünschungen und Flüchen. ‚Dat Dunnerweder sall em regieren‘, ist im Volk und bei Reuter geläufig, der ‚Deuwel‘, ‚Düwel‘ oder ‚Deuter‘ spielt bei beiden eine große Rolle. Vier Seiten nehmen die bei Reuter vorkommenden Wendungen mit Deuwel, die häufig nur eine Verwunderung ausdrücken, in dem Buche von C. F. Müller, der Mecklenburger Volksmund in Fritz Reuters Schriften (Leipzig, Hesse) ein. Wir können uns mit einer kleinen Auswahl begnügen: ‚de Deuwel mak di 'n Poor Stulpstäveln vör söß Daler‘, ‚Nams (Namen), de kein Deuwel schriwen lann‘, ‚Sei hadden 't der Deuwel hal dahn‘, ‚Liggt minentwegen taum Deuwel‘, ‚mi het kein Düwel wat tau befehlen‘. Einen würdigeren Abschluß kann auch hier niemand machen als Onkel Bräsig, der sich zu Axel von Rambow also vernehmen läßt: ‚Warum ritt Ihre selige Frau Mutter der Deuwel un ließ Ihnen erst Leutnant werden‘.

Nur in einem Punkte ist Reuter der Volkssprache nicht gefolgt. Beim Ausdruck irgend welcher ärgerlichen Stimmung spielen Wörter, die sich auf die natürlichen Verrichtungen des Körpers und deren Organe beziehen, leider eine nur allzugroße Rolle; aber sie werden auch in der alltäglichen Sprache ungeniert und ohne den Beigeschmack des

Säßlichen gebraucht. Heißt doch in Reuters Heimat der Kohlweißling ‚Kupenschiter‘ und die Ameise ‚Mig’emk‘. Reuter selbst aber meidet es durchaus, es hierin dem Volke gleichzutun. Nur an einer Stelle ist mir ein derartiges Wort aufgefallen, und da kommt es vor in einem Zitat aus der Schlußstrophe eines plattdeutschen Liedes des 18. Jahrhunderts, das den Kampf zwischen David und Goliath besingt. Und es wäre schade, wenn Onkel Präsig die köstlichen Verse an der Stelle, wo sie stehen (Stromt. II, 26), nicht angeführt hätte. Ich kann mir nicht versagen, sie hierher zu setzen, schon deshalb nicht, weil sie so recht zeigen, wie unbedenklich solche Wörter dem Volke erscheinen:

So geiht ’t de Prahlhäns’ alle Tid,
Un wenn sei mein’n, sei stahn,
Denn ligg’n sei in de Schit.

Wenn aber der Schriftsteller dem Volke hierin nicht nachgibt, wenn er peinlich darauf bedacht gewesen ist, seine Schriften von jeglichem Unflat fern zu halten, so freuen wir uns darüber und empfinden es als ein Zeichen jener sittlichen Reinheit, welche die Kaiserin Friedrich ihm in dem schönen Briefe nachrühmt, den sie nach seinem Hinscheiden an des Dichters Witwe schrieb.

Aber nicht nur derb und drastisch drückt sich das Volk aus, sondern auch anschaulich und plastisch. Der herkömmliche Ausdruck reicht ihm nicht aus, er holt einen Ausdruck aus einem andern Vorstellungskreise, in dem er und seine Hörer zu Hause sind, immer mit dem Bestreben, den Gedanken derb und kräftig, anschaulich und sinnfällig oder doch witzig zum Ausdruck zu bringen. Schnarchen wird ihm zum ‚Sägen‘, und für ‚Bellkartoffeln abschälen‘ sagt es lieber ‚den Landeskindern die Jacke ausziehen‘. Reuter wandelt wiederum treulich auf den Spuren des Volkes. Es kann sich kein Schriftsteller im volkstümlichen Sinne anschaulicher und bilderreicher ausdrücken als er. Ich kann mich hier, wie in den folgenden Abschnitten, um so mehr mit einer Auslese begnügen, als C. F. Müller in seiner schon angeführten Schrift fleißig und umsichtig gesammelt und geordnet hat, was Reuter an Metaphern, Vergleichen und sprichwörtlichen Redensarten dem Volksmunde abgelauscht hat. Bleiben wir noch in dem Vorstellungskreise, dem das ‚Sägen‘ angehört. Wenn das Schnarchen den Höhepunkt erreicht hat, so heißt es bei Reuter

wie beim Volke: „nu kümmt 'e an 'n Knast' (=Knorren). Dem Gebiete der Holzarbeit ist auch entnommen: „mit einen in de Karw hauen'. Küche und Hof haben Wendungen hergegeben wie: „ic bün üm all min Pött' (ich habe alles verloren), „de Pott is intwei', „hei lett sic nich an 'n Wagen führen, nich vörbi jagen', Kleidung und Nahrung Ausdrücke wie: „de Dgen upknöpen', „enen wat in de West knöpen'; „dit Mal hest du dei Wust up 't richtig En'n ansfeden', „em is wat in de Supp regent'. Zahlreich sind die bildlichen Ausdrücke, die dem Leben der Haustiere entnommen sind: „hei let sic nich hissen un locken', „hei möt kuschen', „de Katt an 'n Start faten', „de Katt licht em de Släg' nich af', „Müs' marken', „nu was dat Kalw in 't Dg slan', „up so 'n Gausshandel lat ic mi nich in'. Will einer etwas nicht tun, „denn treden em 24 Bier nich hen', ist jemand begriffstuzig, „denn is hei mit'n Dumbbüdel slan', hat er alles verloren, „denn möt hei mit 'n witten Stock davon gahn' u. f. f. u. f. f.

Neuter aber hatte eine staunenswert reiche Phantasie, und so weiß er nicht nur landläufige Metaphern wirksam zu gebrauchen, er prägt auch neue. Auch von diesen kann rühmend gesagt werden, daß es durchweg gesunde Metaphern sind, deshalb gesund, weil sie dem Vorstellungskreise seiner Menschen entnommen sind. So, wenn es in der *Franzoesentid'* heißt: „un wenn de noch drei un en halw Johr up preuß'ische Festungen inpöfelt ward, denn ward hei woll en beten tag (zähe) wesen, oder wieder: „ic was 't nich, dei den Surdeig in den Backeltrog smet“, oder: „un as de Tappen man irst ut de Tunn treckt was, dunne pruste dat of bi uns schön herut'. Ein Beispiel aus *Dörchlächting'* mag diese Reihe schließen: „de oll Frik floppte den meckelnbörgschen Mehlbüdel ut, so lang hei noch jichtens stöwen deb“.

Mit den Metaphern sind die Vergleiche nahe verwandt. Auch sie sind dem Manne aus dem Volke ans Herz gewachsen, so ans Herz gewachsen, daß er im Eifer der Rede wohl schon „as' sagt und nun abbrechen muß, weil ihm kein Vergleichungsgegenstand einfällt, oder daß er, nur um zu einem Vergleich zu gelangen, Dinge zusammenstellt, die nach Menschenermessen nichts miteinander zu tun haben, so, wenn er sagt: „hei is so dun as 'n Sprütt, so dumm as 'n Stint.' Es zeugt daher von feiner Beobachtung volkstümlicher Sprechweise, wenn Neuter Onkel Bräsig sagen läßt: „kurzum, es is 'ne

Zucht as — na, wo soll ich sagen — as in Sodom un Gomorrha“, oder Onkel Herz: „Dor weit hei grad so vel von as . . . as . . . Als sei un id, Herr Ratsherr“, säd oll Müller Bock, oder auch, wenn er Onkel Bräsig auf Frau Mühlers Frage: „Ränen Sei en Geheimnis bi sief behollen“, antworten läßt: „as 'n Säw' (Sieb), wenn 'n Lock in is“. Neuter kennt sie alle, die landläufigen Vergleiche „grinen as'n Pingstoch“, „pusten as 'n Adber“, „stahn as Botter an de Sün'n“, „slapen as 'n Rott“, „sin 'n Willen hewwen as de Lus in 'n Schorf oder as de Hund in 'n Sod“, „danzgen as de Snider up de Mehlpamp“, „so vel Französch verstahn as de Rauh von 'n Sünndag“, „rofen, as wenn de lütt Mann backt“, „langsam as de düre Tid“, „stim as 'n Pal“, „lang as Beverenzen sin Kind“. Es ist echt volkstümlich, wenn er sagt: „dat ganze Gesicht sach ut as Frier un Fett“, „hei hett 't in de Würd as de Räteiler in 'n Swanz“, „id künn dor ankamen as de Säg in 't Judenhus“, „ein achtern anner as de Gäuf in den Gasten“ u. s. f.

Doch Neuter müßte nicht Neuter sein, wenn er sich mit den im Volke umlaufenden Vergleichen begnügt hätte. Von den Vergleichen eigener Prägung aber kann daselbe gesagt werden wie von den Metaphern eigener Schöpfung: sie sind echt volkstümlich. Neuter war eben auch ein Mann aus dem Volke, und wußte scharf zu beobachten wie ein Mann aus dem Volke. Wer jemals mit Gänsen zu tun gehabt hat, muß schmunzeln, wenn er in „Meine Vaterstadt Stavengagen,“ liest: „und sie (die Dienstmädchen) stehen, solange ihre ‚Herrn‘ im Handel sind, zusammen in der Ecke und recken den Hals und wiegen den Kopf hin und her wie die Gänse, wenn sie etwas Neues in ihrem Troge finden. Ist das nicht ebenso anschaulich, wie der volkstümliche Vergleich: ‚hei kel mi an as de Rauh dat nige Dur‘? Daselbe läßt sich aber von plattdeutschen Vergleichen sagen wie: ‚Madam Mühlern, säd Bräsig und höll sine beiden Parpendifel (Beine) an un stunn vör Fru Mühlern, as hadd de Klock vull slagen‘; ‚un dat olle lütte Kröt von Aurelia lachte in Muttern ehr fettes Lachen so hell und säut mit mang, as wenn mang Sminksmolt Bursdörper Appel bradt warden‘. Wer will den eigenen und den landläufigen Vergleich unterscheiden in der Stelle, wo es vom Amtshauptmann Weber heißt: ‚un was sin Gesicht of von Bocken terreten, un hadd de Düwel of sin Kröten dorup dösch, dat hei utfach, as hadd hei mit dat Gesicht up en Ruhrstauhl feten‘?

Ich kann mir nicht versagen, von der feinen Beobachtungsgabe Reuters hier noch ein weiteres Beispiel anzuführen, obgleich es nicht eigentlich in das Gebiet der Sprache gehört. Wer auf dem Lande groß geworden ist, weiß, daß der Bauersmann leichter die Pferde vor dem Wagen erkennt als die Menschen auf dem Wagen. Ganz dem entsprechend heißt es in der ‚Franzoesentid‘: ‚dat is jo den Inspekter Nikolain sin Brun, un de dorup sitt, ist jo woll gor de Stembäger Burmeister.

Die Volkssprache kennt aber noch ein anderes Mittel als die Vergleiche, um zu unterstreichen und wirksam hervorzuheben. Es wird mit einem ‚dat‘-Satz die Folge des Geschehens, des Vorgangs angegeben, aber nicht die einfache, natürliche Folge, sondern eine angenommene stark übertriebene oder gar unmögliche Folgeerscheinung. Die herkömmliche Form dieser Ausdrucksweise ist etwa: ‚wie hewwen rokt, dat 't man ümmer so knastern ded‘, oder: ‚nu willn wi Licht anstikken, dat 'n seihn kann, wat 'n spricht‘, ‚nu slapt man, dat ein Og dat anner nich süht‘. Reuter hat sich diese wirkungsvolle Ausdrucksweise natürlich nicht entgehen lassen. Man höre: ‚sei verbrüderden sich mit de lütten smucken Börgerdöchter, dat dat man ümmer so 'n Ort hadd‘; ‚ick malte, dat dat ümmer so stöwen ded‘; ‚un smet em den kollen Umslag in dat Genick, dat dat man so knallen ded‘; ‚hei lacht, dat em de Ogen tranten‘; ‚hei schrew, dat em de Fingern knackten‘; ‚un snorkten (logen), dat sich de Balken böigten‘; ‚un wenn of so vel Franzosen in 'n Lan'n wiren, dat ein dor Swin mit jaudern künn‘; ‚. . röp Bräsig, dat de Kalk von de Wand föll‘. Und in dem schon angeführten alten Liede von David und Goliath heißt es: „Sei nam de Gluder in de Just und smet em an den Bregen, dat 't man so prust‘“.

Dem Volke „aufs Maul“ geschaut wie Luther hat Reuter auch darin, daß er so reichen Gebrauch von sprichwörtlichen Wendungen macht. Die Volkssprache ist ja an sprichwörtlichen Redensarten, diesem Niederschlag der Volksweisheit und des Volkswizes, ungemein reich. Nach meinem Empfinden hat Behaghel nicht recht, wenn er in bezug auf sie in seinem Buche ‚Die deutsche Sprache‘ (S. 98. 154) meint, der Ungebildete und Halbgebildete bewege sich aus Mangel an geistiger Anspannung mit Vorliebe in sprichwörtlichen Ausdrucksweisen und sei froh, wenn er das übernehmen könne, was bereits fertig zu Gebote stehe. Behaghel scheint mir doch weder den

Gefühlswert noch den Situationswert dieser Sprüche richtig zu würdigen. Gewiß ist es bequem, solche Sprichwörter zu beliebiger Verfügung zu haben, aber es ist bei ihrem Gebrauch immer auch eine innere Freude an dieser Erbweisheit der Väter mit im Spiele; man ist sich bewußt, daß man etwas Besonderes sagt, und man gebraucht sie auch eigentlich nicht so sehr bei der Arbeit und Mühsal des Alltags, als vielmehr in den Stunden der Ausspannung und bei besonderen Gelegenheiten, des Sonntags im Wirtshaus, bei der ‚Aufköst‘, dem ‚Kindelbier‘, den Hochzeiten. Es muß sich eben doch jeder einzelne erst die Weisheit, die in den Sprichwörtern liegt, zu eigen machen, sie mit seiner eigenen Erfahrung in Einklang bringen und erkennen, daß sie für diese einen treffenden Ausdruck bieten; es gehört doch auch immer eine gewisse Selbsttätigkeit dazu, den Einzelfall als unter einen allgemeinen Satz fallend zu erkennen und so in einen höheren Kreis der Erkenntnis zu erheben. Die sprichwörtlichen Ausdrucksweisen sind für den Mann aus dem Volke, was für den Gebildeten die Zitate sind. Ein schlagendes Zitat zur rechten Zeit am rechten Orte zu gebrauchen, ist etwas mehr als eine Frage der Bequemlichkeit.

Die Ausdrucksweise ist selten so abstrakt, wie in folgenden sprichwörtlichen Wendungen bei Reuter: ‚Dat Besinn‘ is dat Best bi 'n Minschen‘, ‚Nimm di nicks vör, denn sleiht die nicks fehl‘, ‚Verseihn is of verspält‘. Meistens ist die Vorstellung, die zur Bildung des Sprichwortes verwendet wird, wie bei den Bildern und Vergleichen, aus dem Schatze scharfer Beobachtungen der Umgebung und der täglichen Arbeit entnommen, so wenn es heißt: ‚Alt en Swinshuhr lett sick mindag kein siden Geldbüdel maken‘, ‚de rugsten Fahlen warden de glattsten Pird‘, ‚en Ossen un en Fäuder Häu möt einer ut 'n Weg gahn‘. Wir würden uns wundern, wenn nicht gerade auch in diesen Sprichwörtern sich die schon oft gewahrte Freude des Volkes am derben Ausdruck oder am launigen Wiß offenbarte. Wir führen folgende Beispiele an: ‚Wat tausam fall, kümmt tausam, un füll 't de Düwel mit de Schumtor tausam karen‘, ‚Wo 't Mod is, ritt einer up 'm Bullen tau Stadt‘, ‚de nigen Moden gellen, as Kriechan Schütt säd, dunn tömt hei sinen Brunen bi den Start up‘.

Mit dem letzten Beispiel sind wir bei den volkstümlichen Sprichwörtern angelangt, die man wohl als ihre Blüte bezeichnen kann, den sog. apologetischen Sprichwörtern. Ihr besonderes Kenn-

zeichen ist, daß ein Wort oder Satz (der übrigens keineswegs ein Sprichwort zu sein braucht) einer bestimmten Persönlichkeit in den Mund gelegt wird, und zwar bei einer bestimmten Gelegenheit, die gleichsam als Beispiel angeführt wird. Eine drollige oder wichtige Wirkung wird dadurch erzielt, daß diese das Beispiel bildende Veranlassung zu dem erläuterten Worte paßt wie die Faust aufs Auge oder wie der bildliche Ausdruck zum eigentlichen. Reuter läßt es an Beispielen solcher echt volkstümlichen Redeweise nicht fehlen: „Kendlichkeit is 't halwe Lewen, säd de Fru, un segt den Disch mit 'n Bessen af'; Ei is 'n Ei, säd de Köster, dunn langt hei nah 't Gaußei'; dei Sak is in 'n Swung, as de Düwel säd, dunn habbd hei Gottswurd in de Pietesch bunnen und swenkt 't sich um den Kopp rüm'; „Is man 'n Elwergang, habbd 't de Wofß seggt, dunn hadden 's em dat Fell äwer de Uhren tagen'.

Wir sind am Ende unseres Raumes, aber nicht am Ende dessen, was zu sagen wäre. Reuter hat im Verein mit Klaus Groth, John Brinckman und anderen eine neue Blüte der niederdeutschen Literatur herbeigeführt, und das nicht allein durch den Gehalt seiner Schriften, sondern auch durch seine Sprache. Möchten diese Ausführungen noch manchen anregen, den Eigenheiten, Feinheiten und Schönheiten der Reuterschen Sprache liebevoll nachzugehen. Daß trotz des starken hochdeutschen Einschlages Reuters Schriften „den Erdgeruch der mecklenburgischen Lande unverfälscht und kräftig ausströmen“ (C. F. Müller), dürfte sich schon jetzt ergeben haben. Wahr bleibt das Wort, das Klaus Groth dem Verstorbenen nachgerufen hat:

„Keen harr uns Norddütsche so int Hart kelen as he!“



Der Humor bei Fritz Reuter.

Dr. Augustin Wibel.

Manche schöne Gabe hat die Muse ihrem Liebling aus dem Mecklenburgerlande beschert: er versteht zu schildern und zu gestalten, kunstvoll aufzubauen, zu spannen, zu verwickeln und zu lösen, ein zartes Naturverständnis, reiche Menschenliebe, starkes Gerechtigkeitsgefühl, ethische Kraft spricht aus seinen Werken; aber all dieses erklärt nicht den großen, zündenden, jubelnden, noch immer lebendig fortlebenden Erfolg, der weit über das Sprachgebiet des von ihm gebrauchten Idioms hinausgriff. Die Muse hatte ihm den goldenen Zauberstab in die Hand gelegt, dem die Herzen bereitwillig sich öffnen — den Humor.

Wie sollte der Mensch das Leben ertragen, hätte Gott ihm nicht das Lachen gegeben! das helle, befreiende Lachen, das die Wolken des Trübfinnis scheucht und das Joch der Arbeit lüftet, das neue Spannkraft in die müde Seele legt, das sie für einen Augenblick hinaufträgt in die olympische Höhe heiterer Überlegenheit und innerlicher Freiheit. Wer uns lachen lehrt, wer das echte, quellklare Lachen hervorlockt aus dem Grunde des Herzens, den segnen wir als einen Wohltäter der Menschheit. Wir lieben ihn, denn dies Lachen ist gesund, ist schön und heilig, und wer es uns schenkt, ist ein reicher und gütiger Mann, er macht die Menschen glücklicher und besser.

Der Humor hat ein uraltes Heimatrecht im Lande der Dichtung, nicht bloß insofern, als er von altersher in besonderen Gattungen der Poesie gepflegt wurde. Er betritt den höchsten Gipfel des Parnassus, und alle Musen sind ihm hold. Er geht um in Goethes großer Menschheitsdichtung und wirft seinen mildernden Schein über die Teufelsfrage des Mephisto, Shakespeare hat den unsterblichen Falstaff geschaffen und das tief sinnige Geschlecht seiner Narren, und beim Altwater Homeros zittert der ganze Olymp vom Göttergelächter.

Selbst die religiöse Poesie läßt den fecken Gefellen mitunter durch ihre Hallen huschen. So führt Calderon den Grazioso in seine geistlichen Autos, und die mittelalterlichen Mysterien verschmähen den Spaß nicht, selbst der Sänger der Göttlichen Komödie, dem ein granitener Ernst aus den Zügen und aus den Versen spricht, wirft hier und da einen drastisch-humoristischen Zug in das flammende Gemälde seiner Hölle. Könnte man einen absolut humorlosen Dichter auf die Dauer ertragen? Liebgewinnen würde man ihn sicher nicht. Der Humor hat aber nicht bloß als Würze der Poesie seine Berechtigung, er hat sich Formen geschaffen, in denen er herrscht, und schon im klassischen Altertum hat er in der aristophanischen Komödie einen Gipfelpunkt der Weltliteratur erreicht. Molière und Shakespeare stellen sich mit ihren Lustspielen dem ungezogenen Liebling der attischen Muse ebenbürtig zur Seite; aber weiter und reicher noch breitet der Humor sein Reich in der Epik aus, angefangen von Cervantes, dessen Ritter von der traurigen Gestalt auch in unserer unromantischen Zeit noch nicht gestorben ist, bis auf den greisen Meister Raabe, der noch lange im Licht des Tages wandeln möge. Wenn die Komödie, die mehr von Witz und Satire lebt, dem romanischen und hellenischen Geiste mehr entsprach, so hat das germanische Gemüt den echten Humor, dem die epische Form besser paßt, zur reichsten Blüte entfaltet.

Der Humor hat mehrere Geschwister: den Witz, der seine scharfen Schlaglichter auf die Dinge wirft, um verborgene Beziehungen plötzlich aufzuhellen, die Satire, die mit spitzen Strichen Schwächen und Laster zeichnet und immer ein wenig zur Karikatur neigt, die Ironie, die mit lächelndem Munde und höflichen Worten spottet und in der Selbstironie ihre feinste und liebenswürdigste Form erreicht, die Komik, die mit äußerlichen Mitteln arbeitet und leicht in niedrige Mäuren verfällt — sie alle aber sind mehr Kinder des Verstandes, der wahre Humor ist ein Kind des Herzens, und er ist der König unter ihnen.

Der echte Humor ist niemals feicht und oberflächlich, niemals kalt und verlegend. Er lächelt über die Torheit der Menschen und spottet über ihre Schwächen, aber er liebt die Menschen mit tiefem Verständnis und warmem Mitleid. Er ist voll Güte und Milde, stille Wehmut liegt auf dem Grunde seines Lachens, so hell und golden es klingt. Sein Auge blinzelt, weil eine Träne an der Wimper

hängt. Der echte Humor hat einen tiefsinnigen Blick, er hat viel erfahren, bis er reif wurde. Vielleicht mußte er durch die dunklen Abgründe des Pessimismus hindurchschreiten, bis er die Höhe erreichte, die vom Lichte ruhiger, heiterer Klarheit umspielt wird.

Diesen echten Humor besitzt Reuter. Man sage nicht: es ist zu verwundern, daß er in den herben Schicksalen seiner Jugend den Humor nicht verloren hat; diese Gottesgabe hält nicht bloß stand im Leid, wenn sie echt ist, sie läutert sich wie Gold im Feuer und gewinnt erst dadurch ihre volle Kraft und Reife, ihre edle, herzbezwingende Milde. Weil Reuter schwer gelitten hat — und nicht bloß in den Jahren der Gefangenschaft und des Umherirrens — darum hat sein Humor den hellen Klang reinsten Güte und Menschlichkeit und zugleich den tiefen zitternden Unterton verhaltener Wehmut.

Nicht immer steht Reuters Humor auf dieser höchsten Höhe. In den Läusehen un Nimels hat er sich selbst noch nicht gefunden, es ist ein erstes Tasten, und neben den jungen Lichtern goldenen Humors flackert der Witz und die Komik mit ihrem mehr blendenden als erwärmenden Scheine. In Dörchläuchting schaut die Satire oft dem Humor schalkhaft über die Schulter und die Urgeschichte von Meckelnborg ist reine Satire, freilich ganz köstliche, keine herzlose, verletzende, die Satire eines Humoristen. In Kein Hüsung schweigt der Humor, das Lachen verstummt; da wird die Satire zur flammenden Anklage, da blutet das gütige Herz des Dichters in brennenden Tropfen. Am reinsten leuchtet der Humor in den großen Erzählungen Stromtid, Franzosentid und Festungstid, hier hat er seine volle männliche Kraft, die in den Versdichtungen noch nicht erreicht ist, in der Reise nach Konstantinopel schon ein wenig erlahmt.

Reuters Humor ist deutsch, näherhin niederdeutsch, ein bodenständiges Gewächs seiner mecklenburger Heimat. Die Nationalität und der Stammescharakter geben dem Humor eine eigentümliche Färbung. Wie echt englisch ist der behaglich gemessene, satte Humor bei Dickens, wie amerikanisch der barocke, großkarrierte Humor bei Mark Twain, wie französisch der elegante, graziöse, ein wenig an die kokette Pose streifende Humor bei Daudet! So hat auch der süddeutsche Humor seine spezifischen Nuancen. Jean Paul schwärmt in phantastischem Überschwang und wucherndem Reichtum, seine, leiser-ironische Töne klingen an bei Meister Gottfried (im Grünen Heinrich)

und in einigen Erzählungen der Ebner (in den Gemperlein), bei Mörike treibt schalkhafte Anmut ihr neckisches Elfenpiel. Der niederdeutsche Humor ist derber und schwerblütiger, aber auch tiefer und wärmer.

Man könnte glauben, im rauheren Norddeutschland bei den herben, verschlossenen Menschen würde der Humor nicht gedeihen, aber das wäre ein großer Irrtum. Wenn auch der leichte, weinselige, sangesfrohe Sinn der milderen Landstriche hier nicht zu Hause ist und das tägliche Leben einen ernsteren Anstrich hat, so ist doch der Humor ein Grundzug des niederdeutschen Wesens, ein kerniger, trockener, mitunter wortkarger Humor. In Niederdeutschland hat das humoristische Tierepos in Reineke Vos klassische Gestalt gewonnen, und hier ist das Schwankbuch vom Eulenspiegel dem dichten Volksgeiste entsprossen. Niederdeutschland hat den trefflichen Lichtenberg hervorgebracht und in Raabe und Reuter die beiden größten Humoristen Deutschlands. In Raabe hat der niederdeutsche Humor seine feinsten Blüten getrieben, indem er aus ungewöhnlich tiefem Gemüte spricht und mit höchster Kultur sich eint; aber Raabes Humor klingt gedämpft und wird nie populär werden, da er zuviel voraussetzt. In Reuter hat der niederdeutsche Humor seine glänzendste und frischeste Verkörperung gefunden, höheren Ansprüchen ebenso gewachsen, wie weiten Volkskreisen zugänglich. Raabe gibt mehr, aber Reuter gibt mehreren; er labt nicht bloß das resignierte Alter mit lächelnder Weisheit, sondern füllt auch das junge Herz mit sonniger Freude. Reuters Humor ist ursprünglicher, mehr aus dem Volke, besonders aus dem naturwüchsigem Landvolke erwachsen und gleicht in dieser Hinsicht dem Humore des biederben Schweizer Gotthelf, der sich jedoch durch seinen polternden Ton und die stark hervortretende moralische Tendenz wieder unterscheidet. In den Derbheiten, die sie sich gestatten, können der Mecklenburger und der Schweizer wetteifern; dieser Zug liegt sowohl in dem Milieu ihrer Dichtungen begründet, als auch in der poetischen Treue und Wahrhaftigkeit, die beide Männer auszeichnet. Empfindsame Gemüter mögen diesen und jenen Zug fortwünschen, es wird ihnen aber bei allen großen kraftvollen Humoristen so gehen. Ein gesunder Sinn nimmt daran keinen Anstoß.

Spezifisch niederdeutsch ist das innige Verhältnis Reuters zur Natur, besonders zur Tierwelt, die humoristische Vermenschlichung, wie sie schon im Reineke Vos durchgeführt wird und wie sie

uns bei Neuter oft begegnet, am ausgeprägtesten in Hanne Müte. Wie köstlich weiß er das Leben und Treiben der Vögel zu schildern! Auch durch Beseelung der leblosen Naturdinge versteht er reiche humoristische Wirkungen zu erzielen. Viel gutes Material bietet ihm der alte Spruchschatz des Volkes, und schon das Idiom, die niederdeutsche Sprache in ihrer kernigen Gestalt, ihrer frischen Anschaulichkeit und originellen Bildkraft gewinnt unter den Händen eines Meisters gleichsam unwillkürlich einen lachenden Klang. Eine besonders ergiebige Quelle köstlichen Humors hat Neuter sich erschlossen in dem Missingsch, in der hoch- und plattdeutschen Mischsprache, deren unsterblicher Vertreter Onkel Bräsig ist. An kräftig ausgeführten Tonmalereien hat der Dichter seine helle Freude, doch liebt er bloße Wortspiele nicht; sein Humor ist viel zu sachlich, zu ursprünglich hervorquellend, um sich in geistreichen Listelceien zu gefallen. Unerfchöpflich ist sein Vorrat an drastischen Vergleichen, seine reiche Phantasie trägt ihm immer neues Material herzu, aus dem er mit fester Hand und sicherem Griff zu wählen weiß. Die Situationskomik versteht er weiblich auszubenten, und wenn er anfangs auch wohl mit äußerlichen Mitteln arbeitet, so streift er das Possenhafte mehr und mehr ab, so daß in seinen reifen Werken die Situation ihre humoristische Kraft vornehmlich aus dem Kontraste schöpft. So die berühmte Rendezvouszene in der Stromtid aus dem Kontraste zwischen Stellung und Charakter der Personen und ihrer Situation. Daß die würdige Frau Pasturin in Person im Watergraben sitzt, um den entfamten Windhund abzufangen, oder daß in der Kirschbaumzene der ehrenwerte Entspektor Bräsig im Kirschbaum sitzt und den Schutzengel spielt, das ist gerade der „Humor von der Sache“. Damit kommen wir dem Kernpunkte des Neuterschen Humors näher: es ist der psychologische Humor. In dieser innerlichsten, vertieftesten Art ist der Dichter ein unübertrefflicher Meister, in der humoristischen Menschenschilderung, besonders in der humoristischen Selbstcharakterisierung seiner Personen. Und die vollkommenste, abgerundetste Gestalt, die er geschaffen, ist der Entspektor Bräsig. Er braucht den Mund nur zu öffnen, so geht ein wohliges Behagen, ein innerliches Lachen durch unsere Seele; alles, was er sagt, ist durchtränkt von Humor, aber man muß ihn erst philosophieren hören! Da erreicht er seine Höhe. Ganz unvergleichlich ist der alte Knabe, wenn er Frau Mühlern auseinandersetzt: „Was die Liebe ist, Frau Mühlern, die

spinnt sich meist in'n Dunkeln an —“ oder wenn er seinen Freund Hamermann tiefsinnig fragt: „Korl, was ist das menschliche Leben! —“ Und dabei erwacht in uns eine warme Sympathie, wir gewinnen ihn lieb, so sehr wir über ihn lachen müssen. Das gerade ist die Kunst des Dichters, daß er dies köstlich gemischte Gefühl in uns zu wecken weiß. Unübersehbar reich ist die Galerie der Charakterfiguren, die Reuter uns vorführt; fast auf alle läßt er das Licht seines goldenen Humors fallen. Aber wie nur wenige Personen seiner Dichtungen gänzlich humorlos sind — und diese sind die schwächsten, selbst wenn sie wie z. B. Lomising des Dichters besondere Lieblinge sind — so sind auch nur wenige rein komische Figuren. Als solche könnte man Friß Triddelsitz und Jochen Nühler vielleicht bezeichnen. Sonst weiß Reuter immer zu den komischen auch ernsthafte Züge verschiedener Art hinzuzufügen und das Ganze einheitlich zu verschmelzen, so daß die mannigfaltigsten und anziehendsten Nuancen entstehen. Wie seltsam gemischt aus Lächerlichkeit und Erhabenheit ist nicht der Jude Moses, und doch wie echt und glaubhaft und originell, mag er auch eine leise Verwandtschaft mit dem weisen Nathan nicht verleugnen können.

Noch einen Blick werfen wir auf Onkel Bräsig, diese reinste Inkarnation des Reuterschen Humors. Wie Cervantes den Don Quixote, und Shakespeare den Falstaff, so hat Reuter den Bräsig geschaffen, und dieser mecklenburger Gutsinspektor darf sich mit seinen gelben Stulpstiefeln an den utwärtsigen Beinen getrost neben den hageren und den dicken Ritter stellen, er selber in wohlgefälliger Komplettheit eine Art Mittelstück. Diese prächtige Gestalt hat sich erst allmählich gerundet im Geiste des Dichters. In den „Briefen des Inspektor Bräsigs“ ist er noch etwas oberflächlicher charakterisiert, in den „Abendteuern“ verzieht sein Bild sich ein wenig ins Possenhafte, in der „Stromtid“ aber steht er vor uns als eine unvergleichlich lebensvolle und lebenswürdige Gestalt, ewig jung in köstlicher Komik und herzerwärmendem Humor. Nur aus deutschem Stamme, nur auf niederdeutschem Gebiete und nur aus autochthonem Bauernstande konnte diese Gestalt erwachsen. Hätte uns Reuter weiter nichts geschenkt als seinen Bräsig, so müßten unsere Herzen ihm immer dankbar bleiben, und die Literaturgeschichte dürfte seiner nie vergessen.



Fritz Reuter als Politiker und Patriot.

Von Prof. Dr. Ernst Brandes.

Durch die rasche und glänzende Entwicklung Kurbrandenburgs zum Königreich Preußen und zum ersten Staat in Norddeutschland war Mecklenburg, das früher auch einmal die Anwartschaft auf eine solche führende Stelle gehabt hatte, immer mehr in die zweite und dritte Reihe gedrängt worden, zumal innere Wirren seine Konzentration stetig hemmten. Es bestanden freilich noch die alten Erbverträge, und man hatte sie auch erneuert; aber der politische Gegensatz, der sich im achtzehnten Jahrhundert zwischen beiden Staaten mit zunehmender Schärfe herausbildete, erstifte bald jedes freundschaftlichere Verhältnis und ließ Friedrich den Großen, als der siebenjährige Krieg ihn in mancherlei Not brachte, mit größter Unbefangenheit in dem gegnerischen Mecklenburg fouragieren und rekrutieren: der volle „Mehlsack“ gab, gut geklopft, immer wieder etwas her. Man hat die preußischen Rücksichtslosigkeiten und Räubereien — wenn der Ausdruck bei der Lage der Dinge nicht doch zu stark ist — viele Jahrzehnte lang nicht verwinden können und mit slavischer Zähigkeit an seinem Preußengroll festgehalten. Trotzdem versagte sich der bedeutendste Herrscher Mecklenburgs: Friedrich Franz I., als Napoleons Heeresmacht 1812 in Rußland vernichtet worden war, dem preußisch-russischen Bündnisse nicht, sondern verließ schon am 25. März 1813 als erster Fürst den Rheinbund, dem er seinerzeit als letzter und nur unter dem Zwange der Verhältnisse beigetreten war. „Als 't in Preußen losbrok, was Meckelborg dat irste Land in Dütschland, wat folgen ded'. So is 't west, un so möt 't ok bliwen“, sagt Reuter im 11. Kapitel seiner „Franzosen tid“ und hat für die großen Zeiten, für 1866 und 1870, damit recht behalten. In den Jahren freilich, die den Freiheitskriegen folgten, wurde das Verhältnis Mecklenburgs zu Preußen

immer gespannter, da es dem 1828 gegründeten Zollverein zusammen mit einigen andern norddeutschen Staaten nicht beitrug und an seinem Widerstand auch späterhin noch festhielt, als Hannover, Oldenburg und Braunschweig sich 1851 gefügt hatten. Die Ritterschaft litt das nicht, und auch der kleine Mann an der Grenze empfand (und empfindet zum Teil noch heute) Preußens Nähe als geldraubend. Erst im August 1868 fiel endlich diese nördliche Mainlinie, die immerwährende Schmugglerkriege und viele kleine Erbitterungen hervorgerufen hatte.

Die Spannung zwischen Preußen und Mecklenburg in den dreißiger und vierziger Jahren des verfloßenen Jahrhunderts erklärt nun vielleicht auch manches in Fritz Reuters Schicksal und macht es verständlicher, daß Preußen seine Auslieferung nach Mecklenburg jahrelang verweigerte, mit der offiziellen Begründung freilich, er sei in Preußen festgenommen worden und habe auch den Preußenkönig beleidigt und gegen ihn konspiriert. Noch viel begreiflicher ist es allerdings, daß infolge seiner Behandlung ein besonderer Preußengroll in Reuter erwuchs und ihn lange Zeit beherrschte¹⁾. Die Lebensnot hat den vierzigjährigen Mann dann wieder nach Preußen zurückgeführt und einen kümmerlichen Unterschlupf dort finden lassen. In dem preußischen Städtchen Treptow gewann er nun aber auch eine festere Lebenshaltung und reifte zum Dichter heran, zu einem Dichter, der sagen konnte, nicht, was er litt, sondern was er gelitten hatte. Die Art und Weise, wie er dies in seiner „Festungstädt“ getan hat, würde

¹⁾ In Kap. 25 der „Festungstädt“ (Anfang) macht Reuter der preuß. Regierung den Vorwurf, daß sie ihn, den Mecklenburger, trotz dreimaliger Aufforderung seiner Landesregierung nicht ausgeliefert habe (vgl. meine Anmerkung dazu im 4. Bande der Ausgabe des Bibliographischen Institutes S. 517), dagegen „de Slezwiger un Holsteiner . . . , wörschijnlijk, wil Dänemark gegen Preußen dat Mul wid upreten hadd, grad as nu“ (1861). Das Folgende enthält dann noch einen weiteren gereizten Ausfall auf Preußen, das „de ganze Karr, de mit alle Kraft un Gewalt, mit Haw un Gaud, mit Tran un Bland von dat Volk ut den französischen Sump ruterreten was, dünn in en Grawen smeten in den einzelnen mit Ungerechtigkeit un Grausamkeit vervolgt“ habe. Zwei ähnliche Stellen finden sich bereits in der 1859 erschienenen „Französentid“ (Kap. 20; Ausg. d. Bibliogr. Instit. Bd. 3, S. 426 u. 439): „ . . . dat is taum Weinen, dat so 'ne Tid so selten in dütschen Landen wedder künmt, dat so 'ne Tid kein anner Folgen hatt heit, as de lesten vixtig Johr uptaawisen hewwen“ und von derselben Zeit 1813/15: „ . . . de Wunden von 't Minschenhart wiren von de Hoffnung verbunnen mit en Balsam, den sei Freiheit heiten. Vele sünd naht wedder upbraken, denn 't mügt woll nich de richtige von den Himmel stammende Balsam wesen.“

ihm von vornherein schon und ganz abgesehen von seinen anderen Werken mit den ersten Platz unter allen Humoristen der Weltliteratur sichern. Sie beweist aber auch für seine Persönlichkeit; denn nur ein Mann mit einem großen und weiten Herzen konnte eine böse Leidenszeit so verklären, ein Mann aber auch, der über den angestammten Mecklenburger und den naturalisierten Preußen hinaus ferndeutsch und ein echter Patriot war.

Des Dichters Jugend fällt in die Jahre nach den Freiheitskriegen, als Welt und Menschen sich überall enger zusammenzogen, erschöpft von Krieg und Kriegslasten und deshalb auch wirtschaftlich bedrückt. Die Erinnerung an die große Zeit der Befreiung vom Franzosenjoch glimmte freilich unter der Asche der oft trüben und beschränkten Verhältnisse weiter, auch in Reuters Vaterstadt Stavenhagen, wo Onkel Herse und noch mehr der aus der „Franzosenzeit“ wohlbekannte Friedrich Schulz dem kleinen Fritz mancherlei von vergangenen Tagen zu erzählen wußten. Das hat den patriotischen Sinn unseres Dichters frühzeitig geweckt und gestählt, wie seine eben genannte Meisternovelle aus viel späterer Zeit bestätigt¹⁾. Von nicht geringer Bedeutung ist es auch, daß der sechsjährige Knabe von seinem Vater nach dem nahen Zvenack mitgenommen wurde und dort den alten Blücher sah²⁾; die markanten Züge und die Gemütlichkeit des alten Helden, der im Kreise vieler vornehmer Herren behaglich seine kurze Pfeife rauchte, haben sich Reuter tief eingepägt und erscheinen in seinen Dichtungen des öfteren wieder. Weitere patriotische Anregungen verdankte er seiner Gymnasialzeit in Friedland und Parchim. Besonders die Friedländer Anstalt hat sich dadurch verdient gemacht, daß sie, Jahns Vorbild nachahmend, 1814 das Turnen einführte und, wie das noch jetzt erhaltene Turnbuch ausweist, den wackeren Turn-

¹⁾ Vgl. die in Anm. 1 angeführten Stellen aus der „Franzosenzeit“ und außerdem Kap. 11 (Bd. 3, S. 348 u. 349): „ . . un wat dunn kamm, weit jedes kind up de Strat, un süll 't dat nich weiten, denn is 't dütsche Mannespflicht för sinen Vader, em dat so intauremsen, dat hei 't sindag' nich vergett.“ — In der „Festungzeit“ (Kap. 19, Schluß; Bd. 4, S. 402) betont Reuter, daß Leute, die sich (in der napoleonischen Zeit und namentlich 1813/15) etwas versucht gehabt und gewußt hätten, wie es in der Welt herginge, die armen Festungsgefangenen als Kommandanten nie gequält hätten: „Un noch hüt un desen Dag freut sid min Hart, wenn 't so 'n ollen witten Snurrbort tau seihn kriggt, dörch den de Wind von Anno drüttein mal weht is — mag 't nu General oder Kappetal wesen.“

²⁾ Gädery, „Im Reiche Reuters“ (Leipzig 1905), S. 88.

vater auch mehrfach zum Besuche des Friedländer Turnplatzes veranlaßte¹⁾, das war für die Zeit der zwanziger Jahre, als Reuter dem Gymnasium angehörte, eine große und heilig gehaltene Tradition; sie ließ den Betrieb des Turnens und die Pflege vaterländischer Gesinnung nicht erkalten, auch nicht, nachdem in Preußen die Turnerei längst als demagogisch verdächtigt und unterdrückt worden war. Frisch, fromm, fröhlich, frei lautet das Motto manches Blattes in Fritz Reuters Stammbuch aus seiner Gymnasialzeit. Größere Turnfahrten und Wanderungen führten den Gymnasiasten denn von Friedland und Parchim aus nach dem Wallfahrtsorte der mecklenburgischen Patrioten, nach Wöbbelin, zu dem Grabe des Sängers von Leier und Schwert. Wie jeder deutsche Junge einmal, so hat auch Reuter für Theodor Körners Heldentod und Heldenlieder geschwärmt; seine jugendliche Begeisterung hallt in einem Liede nach, das er 1863 zur Körnerfeier in Eisenach dichtete und in dem auch der alten Turnfahrten gedacht wird:

Wir Knaben, wir zogen zu seinem Grab,
Die Tränen, sie rollten die Wangen hinab,
Mit blitzendem Auge, mit Druck der Hand,
So schwuren wir Treue dem Vaterland;
Durch die Seele zuckte es hell und licht:
Nein, nein, den Schwur, den brechen wir nicht!

Ein „Vorbild seiner Jugend in jeglichem ehrenwerten, vaterländischen Tun“ aber war ihm Ernst Moritz Arndt, wie ein Brief aus dem Jahre 1857 sagt; Reuter sandte damals dem treuen und kernhaften Manne, der in früheren Jahren mancherlei soziale Mißstände in niederdeutschen Landen mutig und scharf gerügt hatte, seine soziale Tendenzdichtung „Kein Hüßung“, weil Arndt „mit gerechter Hand jedem das Seine gegeben und gezeigt habe, daß die Unfruchtbarkeit und die Fäulnis des Baums ihren Grund nicht in der Vererbtheit des Stammes, sondern in den geilwuchernden, schmarozenden, unfruchtbaren Wasserreisern“ habe²⁾. Auch andere Kleinigkeiten bezeugen, wie hoch unser plattdeutscher Dichter seinen alten Stammesgenossen jederzeit verehrt hat.

¹⁾ Gäderh, ebenda Seite 110 ff.

²⁾ Ausgewählte Briefe von Fritz Reuter, herausgegeben von A. Wilbrandt, Ottobausgabe, Bd. 15, S. 134 f.

So hat sich Reuters Jugend in stiller Zeit und in kleinen Städten an großen Taten und ihren tüchtigen Männern erwärmt und gebildet. Der Krieg von 1813/15 und einzelne hervorragende Persönlichkeiten, Rufer im Streit damals und später, hielten meist durch die Begeisterung für sie den nationalen Gedanken wach: ein großer idealer Gewinn!

Alle Versuche freilich, welche die jugendlichen Stürmer und Dränger machten, um diesen Gedanken nun auch zu verwirklichen, mußten zunächst an den Verhältnissen scheitern, da die Zeit noch nicht erfüllt war. Freiheit, Ehre, Vaterland war die Losung der Burschenschaft, deren edles Streben namentlich in den ersten Jahren nach den Freiheitskriegen alle Anerkennung verdient, und diese Losung hallte auch auf dem kleinen, mecklenburgischen Gymnasium wieder, wie uns die Stammbücher Reuters und seiner Freunde überall zeigen. Kein Wunder, daß dann die meisten auf der Universität in die Burschenschaft eintraten. Auch Reuter ist bekanntlich in Jena erst Armine, dann Germane geworden, vielleicht weniger aus sich selbst heraus, als weil seine besten Freunde sich diesen Verbindungen angeschlossen. Die deutsche Burschenschaft hatte mittlerweile aber ihren früheren harmlosen Charakter längst verloren und schon 1830 „die Vorbereitung zur Herbeiführung eines freien, gerecht geordneten, volkstümlichen, durch Staatseinheit gesicherten Volkslebens im deutschen Vaterlande“ als ihr Ziel ausgesprochen. Dadurch, daß man im Herbst 1831 auf den Antrag gerade der Jenenser Germania das Wort Vorbereitung strich und die unbedingte Herstellung eines freien und einigen Deutschlands verlangte, wurde die Tendenz noch mehr verschärft und zu einer revolutionären gemacht, besonders da gleichzeitig jedem Burschenschafter die Pflicht auferlegt wurde, ausbrechende Aufstände mit den Waffen zu unterstützen. Der Stuttgarter Burschentag im Dezember 1832 ging sogar darüber noch hinaus und setzte als Zweck der Burschenschaft ohne weiteres die Erregung einer Revolution fest.¹⁾ Das konnten sich die Regierungen wirklich nicht bieten lassen. Aber die Art und Weise, wie sie nun eingriffen und namentlich die Strafen, mit denen sie jugendliche Überhebung und Unreife züchtigten, machten ihr anfängliches Recht schließlich zu einem schlimmen Unrecht, trotz aller juristischen Paragraphen. Vielleicht am

¹⁾ Vgl. P. Baillet, „Fritz Reuters Universitäts- und Festungszeit“; Deutsche Rundschau, 1885, S. 388 und 391.

meisten von allen hat Friß Reuter darunter zu leiden gehabt, weil ihm das fröhliche Singen und Trinken im Kreise der Bundesbrüder in der Tat viel mehr gegolten hatte als die politisch-praktischen Ziele der Burschenschaft und weil er, in Preußen aufgegriffen, nun auch nach preußischen Gesetzen verurteilt wurde, und zwar zum Tode, unter gleichzeitiger Begnadigung freilich zu dreißigjähriger Festungsstrafe. Seine Freunde sind in Mecklenburg unvergleichlich viel glimpflicher davongekommen; andererseits steht es auch fest, daß die preußische Regierung verhaftete schleswig-holsteinische Burschenschaftler alsbald an Dänemark ausgeliefert hat, während Reuter erst ein Jahr vor der allgemeinen Amnestie — noch dazu unter erschwerenden Bedingungen — nach Dömitz überführt wurde, also fast sechs Jahre in preußischer Untersuchungshaft und auf preußischen Festungen sitzen mußte. Der Dichter hat in bezug auf sich selber gewiß recht, wenn er an einer Stelle seiner „Festungstid“ (Kap. 10, Schluß) sagt: Als wir eingesperrt wurden, waren wir keine Demokraten; als wir herauskamen, waren wir's alle. Er hat auch die Verbitterung gegen das Preußen der dreißiger Jahre sein lebelang nicht verwinden können,¹⁾ obgleich er mit seinem Groll über die sieben verlorenen Jugendjahre später in der „Festungstid“ fertig zu werden versuchte und bei seinem herrlichen Humor bis zu einer gewissen Grenze auch fertig geworden ist.²⁾

Reuter kehrte nach seiner Festungszeit bald wieder in die Enge der mecklenburgischen Verhältnisse zurück und wurde Landwirt, ihm und uns zum Segen. Aber seine Aussichten waren gering, und so faßte er denn, nachdem er sich ein Jahr vorher mit Luise Runke verlobt hatte, anfang 1848 den Plan, sich in Stavenhagen eine

¹⁾ Außer den in Anmerkung 1 bereits angeführten Stellen sind ganz besonders charakteristisch für Reuters nachhaltigen Bohn über Preußens Demagogenhese in den dreißiger Jahren die von Wäders, „Reutertage“, Bd. 1³, S. 155 ff. mitgeteilten Gedichte, die Reuter wohl für Franz Zipperheides „Lieder zu Schuß und Truß“, vierte Sammlung, bestimmt hatte.

Demagogen, Demagogen! reep dat hier und allentwegen,
Königsmörder! schallt dat wider, reep uns jeder Lump entgegen. . .
beginnt das erste Gedicht, dessen Schärfe vom vierten aber noch weit übertroffen wird. In diesem klingen als bitteres Leitmotiv des Ganzen die Namen Mühler, Rochow und Brehm, der Ministerialkommission für die Demagogen, immer wieder durch.

²⁾ Vgl. meinen Aufsatz: „Friß Reuters Festungszeit in seiner Dichtung“; Sonntagsbeilage der Voss. Zeitung, 1906, Nr. 41, S. 326 ff.

Existenz als Privat- und Turnlehrer zu gründen,¹⁾ die anderthalb Jahre, die er in seiner Vaterstadt zugebracht hat, ohne sein bescheidenes Ziel zu erreichen, sind zunächst deswegen von Wichtigkeit, weil sie uns Reuter in einer gewissen politischen Betätigung und als mecklenburgischen Patrioten zeigen. Der gemäßregelte Burschenschaftler schloß sich nämlich bald dem freisinnigen Zweigverein in Stavenhagen an, der zu den sogenannten Reformvereinen gehörte, und wurde als eifriges Mitglied, mehr wohl noch wegen seiner politischen Vergangenheit, schließlich sogar zum Abgeordneten für den außerordentlichen Landtag in Schmerin gewählt. Reuter ist dort freilich nicht hervorgetreten, denn er war kein öffentlicher Redner und noch darüber hinaus: kein eigentlicher und praktischer Politiker, sondern nur ein Mann der Idee und des allgemeinen Freisinns. Für die Literaturgeschichte ist allerdings seine Teilnahme an diesem kleinpolitischen Leben und sein Wirken im Stavenhagener Reformverein von größter Bedeutung geworden; wir verdanken dem die köstlichen Kapitel im dritten Teile der „Stromtid“ und Bräsigs große Rede von der Pöwerteh.

Erst in seinem vierzigsten Lebensjahre gelang es Reuter, von dem benachbarten Gut Thalberg aus, wo sein Herzensfreund Friß Peters wohnte, in Treptow a. T. ein Unterkommen und eine Art von Lebensstellung als Privatlehrer zu finden. Sie war kümmerlich genug, aber schließlich doch der feste Punkt für den Umherirrenden, wo er ausruhen und in bald geschlossener, glücklicher Ehe seine Kräfte sammeln konnte. Auch die Begeisterung seiner Jugend für Jahn kam ihm jetzt zu gute; er wurde der „Turnreuter“, weil er das von Preußen übrigens längst wieder freigegebene Turnen in Treptow einführte und mit seinen Schülern auf höchst anregenden, zum Teil nächtlichen Turnfahrten die nähere und weitere Umgebung des Städtchens durchwanderte. Hier lag auch der Schwerpunkt seiner pädagogischen Wirksamkeit: er wollte — etwa nach Jahnschem Muster — die ihm anvertrauten Kinder zu freien, geistig und körperlich starken Menschen und zu guten Staatsbürgern erziehen, wie ein tüchtiger Lieblingsjünger des Dichters sich später einmal geäußert hat.²⁾ Reuter wurde bei diesen Gelegenheiten sogar öfter zum Redner

¹⁾ Vgl. W. Seelmann in der Reuterausgabe des Bibliogr. Institutes, Bd. 1, Einleitung, S. 35.

²⁾ Karl Otto (bei Gaderß, Aus „Friß Reuters jungen und alten Tagen“, Bd. 3, S. 62 ff); er hat Reuters Persönlichkeit, wie sie war und wurde, mit am besten begriffen.

und vermochte seine Turnerschar durch Ansprachen, die von Arndtschem Geist durchweht waren und auch die vaterländischen Ziele der Turnerschaft berührten, hinzureißen und zu begeistern. Er war also ein patriotischer Jugendbildner im Sinne der Freiheitskriege, deren letzter Glanz ja noch auf seinen Knaben- und Jünglingsjahren geruht hatte. Ein eigentlicher Schulmann mit einem bedeutenderen Einprägungsvermögen, mit wissenschaftlichen Interessen und größerer geistiger Anregung war er nicht.

Auch daß er kein eigentlicher Politiker war, zeigte sich wieder hier in Preußen. Neuter war nach unserem Staate, trotzdem er ihn von seiner Untersuchungs- und Festungszeit her noch immer haßte, durch äußere, zufällig erscheinende Fügungen gekommen: sein Freund Peters hatte dem Halt- und Heimatlosen ein Asyl auf seinem Gute Thalberg bei Treptow angeboten. Als dann die Versuche des Dichters, sich in seiner Vaterstadt Stavenhagen eine Lebensstellung zu gewinnen, endgültig gescheitert waren, wandte er sich, der Not gehorchend, nicht dem eignen Trieb, in gleicher Absicht nach dem preußischen Treptow. Seine Naturalisation als Preuße erfolgte dort allerdings erst am 22. März 1851, nach einigen Weiterungen, die ganz persönlicher Art waren und die Öffentlichkeit nicht berührten. Sie hingen also nicht etwa mit der „Urfehde“ zusammen, welche Neuter im Juni 1839 vor dem Graudenzcr Landrat hatte schwören müssen: bei einer Zuchthausstrafe bis zu zwei Jahren Preußens Boden nicht wieder zu betreten, sondern hatten ihren Grund darin, daß aus dem schriftlichen Nachweise seines väterlichen Vermögens die bekannte Testamentsklausel fortbleiben mußte, der Sohn solle sein Erbteil von 4750 Talern erst dann ausgezahlt bekommen, wenn er sich drei Jahre lang des Trinkens enthalte.¹⁾ In seinem Gesuch vom 12. März hatte Neuter unter Einreichung seines Tauffcheines und des mecklenburgischen Freilassungsscheines hervorgehoben, es sei sein Wunsch, in den preußischen Untertanenverband aufgenommen zu werden und sich in Treptow niederzulassen, um hier auch ferner „der Wissenschaft und Kunst zu leben.“ In der Tat hatten ihn ja, wie er in einem späteren Briefe einmal betont,²⁾ nur äußere Umstände

¹⁾ Gädery, „Neutertage“, Bd. 2, S. 134 f. und Bd. 3, S. 70—8, besonders S. 74.

²⁾ Brief an Friedrich Franz, Großherzog von Mecklenburg-Schwerin, vom 26. März 1863. (Ausgewählte Briefe bei Witbrandt, Bd. 15, S. 158.)

gezwungen, ein Preuße zu werden, und sein Herz fühlte sich immer wieder nach Mecklenburg gezogen. Der Zwiespalt seiner Seele äußerte sich jetzt kurz nach seiner Naturalisation in einer mehr herben als humoristischen Parodie des Preußenliedes und ein paar anderen scharfen politischen Bemerkungen:

„Ich bin ein Preuße, kennt ihr meine Farben?
Sie schwanken zwischen Finsternis und Licht!
Wenn für die Freiheit meine Väter starben,
So stirbt man dafür heutzutage nicht!

. . . Unsere Grenzen schützen ‚Mein herrliches Heer‘ und der Adler der Grenzpfähle, drinnen herrschen weise Polizeiräte und fromme Manteuffel, und über alles breitet sich die christlich germanische Huld einer königlichen Natur.“ — Er lebte sich indes bei seinen kleinbürgerlichen Neigungen in dem gemüthlichen Honoratioren- und Bürgerkreis des Ackerstädtchens bald fest ein und mochte sich nun auch den Treptowern nicht versagen, als sie ihn 1853 zum Stadtverordneten und 1855 zum Wahlmann machten. Der Dichter hat die kleinen Erlebnisse seiner Wahlreise nach Ackermünde in drei humoristischen Briefen des Unterhaltungsblattes an seinen politischen Freund Reinhard beschrieben und sie dann auch noch unter dem wortspielerischen Titel: „Wie der Graf Schwerin schwer in die Kammer kam“ als Broschüre veröffentlicht.¹⁾ Das hübscheste an diesen Wahlbriefen ist die in der Schilderung einiger humoristischen Szenen gipfelnde echt Neutersche Kleinmalerei; dagegen mutet der satirische Parteigeist des Ganzen, der im Grunde freilich harmlos und nur allgemein freiheitlich und patriotisch ist, deshalb weniger an, weil er oft schwülstige Redewendungen und Bilder zeitigt. Die Wahlbriefe beweisen, was auch sonst feststeht, daß Neuter zwar ein eifriger Zeitungsleser, aber kein wirklicher und eigentlicher Politiker war; er lebte in dem patriotischen Ideenkreis seiner Jugend und seines Burschenschaftertums, versuchte es aber, wie uns bezeugt ist, in Treptow nie, irgend eine politische Rolle zu spielen oder überhaupt nur für seine fortschrittlichen Gedanken irgendwie stärker zu agitieren, im Gegensatz zu manchem von seinen alten Festungsgenossen, der in Wahlversammlungen oder als Volksvertreter die Reaktion jetzt scharf bekämpfte. Nur mit der Feder und in einer Dichtung ist er einmal

¹⁾ Gädery, Neuterausgabe (Reclam), Bb. 12, S. 199—214.

wenigstens sozialpolitisch hervorgetreten, nicht besonders glücklich, wenn man von allem Poetischen absieht und allein die Idee des Epusses — „Rein Hüfung“ — ins Auge faßt. Neuter mag hier von dem reinen und edlen Gedanken ausgegangen sein, die Notlage, namentlich der mecklenburgischen Landarbeiter, an einem besonders schlimmen Beispiel schildern zu wollen; aber man merkt doch bald die Absicht und die Tendenz, welche gegen die dem Dichter verhaßten und auch sonst von ihm scharf angegriffenen mecklenburgischen Rittergutsbesitzer gerichtet ist, und diese Absicht verstimmt, wenn auch manches faul im Staate Mecklenburg gewesen sein mag. Auf der anderen Seite zeigt diese Dichtung aber auch, daß Neuters Patriotismus eigentlich immer noch ein ziemlich beschränkter war, und daß ihn im tiefsten Innern die Zustände seiner engeren Heimat mehr bekümmerten als die des großen deutschen Vaterlandes.

Dies engere Heimatsgefühl zog ihn dann wohl schließlich auch 1856 nach Neubrandenburg, eine Tatsache, die übrigens wieder gegen den Politiker in Neuter spricht. Denn wenn dieser stark gewesen wäre oder auch nur stärker, als er wirklich war, so würde der Dichter schwerlich aus dem politisch lebhaften Preußen, wo sich alle Kräfte und alle Parteien regten, gerade ins Mecklenburgisch-Strelitzsche gegangen sein, das unter den deutschen Ländchen wohl am meisten politisch zurückgeblieben war. Für Neuters dichterische Entwicklung ist diese patriarchalische Ruhe allerdings von großem Werte gewesen, denn in Neubrandenburg sind fast alle seine Meisterwerke entstanden. In einzelnen von ihnen finden sich zwar politische Anspielungen, aber schärfer treten sie nur in der „Festungstid“ hervor, die des Dichters Märtyrertum für die Ideen der Burschenschaft schildert und während der bösen Konfliktzeit entstanden ist (vgl. oben Anm. 1). Das war also mehr persönlicher Art. Wesentlicher ist es und für Neuters Lokalpatriotismus bezeichnend, daß er hier in Neubrandenburg den Plan zur „Urgeschicht von Meckelnborg“ faßte. „Alles, was mir halbverrückte Laune und zur Hand liegende Satire auf unsere sozialen, politischen, kirchlichen Zustände eingibt, kleide ich in historische Fakta“, schrieb er im Jahre 1860 an den Schweriner Advokaten und Dichter Eduard Hobein.¹⁾ „Das Ganze ist aber nicht gegen eine Partei gerichtet, sondern gegen alle Übelstände, die die Menschen sich selbst

¹⁾ W. Meyer, Briefe von Fritz Neuter usw. (Berlin 1909), S. 10.

geschaffen haben. . . . Viel Lokales wird darin zu tadeln sein, läßt sich aber nicht vermeiden und wird allenfalls durch seine Frische entschuldbar werden; im ganzen tröste ich mich mit der Originalität der Idee.“ Das Werk ist nie fertig geworden und nach mehreren neuen Ansätzen schließlich liegen geblieben, weil sich später in Eisenach Reuters politischer Horizont über die kleinen mecklenburgischen Verhältnisse hinaus erweiterte und die Stürme in dem Wasserglase seiner Heimat ihm neben den gewaltigen Ereignissen von 1864 und 1866 doch gar zu unbedeutend vorkommen mochten, vielleicht auch, weil sein Sinn größer und verfähnlicher geworden war. So besitzen wir denn von der ganzen Urgeschichte nur das, was Adolf Wilbrandt aus dem Nachlaß des Dichters veröffentlicht hat; aber das ist genug, um das rein Mecklenburgische des Ganzen zu erkennen. Die Satire ist — in der uns vorliegenden Gestalt — ziemlich harmlos und richtet sich eigentlich nur gegen die mecklenburgischen Landtage und die Privilegien der Ritterschaft, das politische ceterum censeo des Dichters, solange er nur ein Mecklenburger war.

Natürlich interessierten auch die bedeutenderen politischen Bewegungen in der Reaktionszeit den alten Burschenschafter, namentlich die allmählich wiedererwachenden freiheitlichen Regungen, die darin ihren Ausdruck fanden, daß man sich in großen Vereinen zusammenscharte und auf stattlichen Tagungen nach alter deutscher Weise begeisterte Reden hielt und fröhliche Feste feierte. Das war immerhin etwas und zeigte doch wenigstens, was weite Kreise des Volkes und vornehmlich die Gebildeten dachten und wollten. So hatte der 1859 gegründete Nationalverein die freiheitliche Entwicklung Deutschlands und die Verbreitung nationaler Ideen zum Ziele. Schon bald nach seiner Stiftung trat Reuter ihm in Neubrandenburg bei (in Mecklenburg-Schwerin war er verboten) und nahm 1862 an dem ersten großen norddeutschen Nationaltage in Lübeck mit Begeisterung teil. Auch die Turnvereine hatten damals eine größere politische Bedeutung gewonnen, und ihre Feste konnten, zumal in größeren Städten, als eine Heerschau des Liberalismus und als eine Art von Massendemonstration zugunsten aller freiheitlichen Gedanken gelten. So beteiligte sich denn Reuter auch nicht bloß als alter Turner an dem großen Turnfest, das im August 1861 zur Erinnerung an das fünfzigjährige Bestehen der deutschen Turnerei in Berlin gefeiert wurde und das „trotz vieler Vorbehalten, die sich hauptsächlich in der schrecklich

übertriebenen Anzahl von Reden breit machten, einen Zukunft verheißenden Charakter“ hatte. „Es ist viel geredet und viel Bier konsumiert worden“, so faßt der Dichter schließlich in einem Briefe an Julian Schmidt,¹⁾ das Ergebnis zusammen; „aber es war doch ein schönes Fest und seine Wellen sind sogar über unsern konservativen mecklenburgischen Wall geschlagen. . .“

Ein ganzer deutscher Patriot ist Fritz Reuter indes erst, nachdem er seine mecklenburgische Heimat verlassen hatte, in freieren Verhältnissen und in größerer Zeit geworden. Er war 1863 nach Eisenach gezogen, um — wie er später einmal gesagt hat — dem politischen Elend Mecklenburgs zu entlaufen; vorläufig allerdings nur auf zwei Jahre. Aber das schöne Thüringer Land ließ ihn nicht wieder los. Er lebte dort auch im Mittelpunkt der Dinge und empfand von Jahr zu Jahr die politische Rückständigkeit seiner alten niederdeutschen Heimat deutlicher und schwerer. Seine persönliche Beteiligung an der Politik, auf die Neubrandenburger Freunde einige Hoffnung gesetzt zu haben scheinen²⁾, blieb seinem Charakter entsprechend freilich gering. Er war allerdings Mitglied des Turnvereins und des Nationalvereins, aber nach seinem eigenen Zeugnis doch nur ein ziemlich lässiger Teilnehmer. Wichtiger ist es, daß Reuter zur Körnerfeier in Eisenach am 26. August 1863 ein stark fortschrittliches Gedicht verfaßte, und auch vortrug, dessen zweite Hälfte — nach einer bitteren, aber doch etwas rhetorisch gefärbten Klage über die Festungszeit — ziemlich scharf ausführt, daß aus dieser Not (der Konfliktzeit) keines Königs Stimme und kein Herrschergebot rette, sondern daß „der Zukunft goldner Schein im Volke allein leuchte . . .

Und wär' der Kampf auch riesengroß,

Du siegst darin — Mein Volk, drauf los!“

Eine merkwürdige, aber wahrscheinlich doch so gewollte Parallele zu Körners bekanntem Aufruf, deren schroffe Demokratie darin ihre Erklärung und zum Teil auch ihre Entschuldigung findet, daß das Abgeordnetenhaus im Kampfe um die Budgetfrage und die Armee-reorganisation am 27. Mai des Jahres vertagt worden war (am 3. September wurde es dann aufgelöst), und daß das Ministerium bald

¹⁾ Brief vom 18. August 1861 bei Gädert, „Reuterreliquien“ S. 122 ff.; vgl. „Festungstid“, Bd. 4, S. 335 (Kap. 12, Anfang).

²⁾ Brief an die Gebrüder Voll vom 2. Okt. 1863; Gädert, „Reuterstudien“ S. 143.

darauf — für einige Zeit — auch die Pressefreiheit stark beschränkt, ja fast aufgehoben hatte. Reuter war in der That damals ziemlich radikal: das zeigt auch sein politischer Verkehr. Schon im August 1862 hatte er in Berlin die Bekanntschaft des ebenso doktrinär einseitigen wie persönlich liebenswürdigen Führers der Fortschrittspartei: Waldeck gemacht und einen angenehmen Abend in seiner Gesellschaft verlebt. Dazu kamen später, als die Generalversammlung des — jetzt bald sinkenden — Nationalvereins im November 1863 in Eisenach tagte, v. Bennigsen, Schulze-Delitzsch, Miquel, Wiggers, Moritz Busch u. a., die alle eines Mittags, vom Dichter geführt, ins Reuterhaus einfielen und dort ein heiteres Mahl verzehrten. Dafür waren Reuter und seine Frau im Februar 1866 um die Zeit, als Bismarck mit der Verlesung der Thronrede den oppositionellen Landtag wieder schloß, einmal Mittagsgäste der Fortschrittspartei im Hotel de Sage und erweiterten dort den Kreis ihrer politischen Bekanntschaften besonders um v. Forckenbeck, v. Sauken und Overbeck. Sie wohnten auch beide der interessantesten, letzten Sitzung vom 23. Februar bei und erhielten durch die Liebenswürdigkeit des Präsidenten Grabow sogar Vorderplätze in der Präsidentenloge.¹⁾

Mehr aber noch als die politische Lage seinen Freisinn, empörte seinen Patriotismus die andauernd willkürliche Behandlung, die Dänemark gegen die Verfassung und gegen alle Verträge seinen beiden Herzogtümern angedeihen ließ, bis Oesterreich und Preußen sich 1864 endlich aufrafften und die schleswig-holsteinische Frage mit dem Schwerte lösten. Reuter begrüßte das mit Jubel und sandte auf eine dringende Bitte aus den bedrängten Herzogtümern den Kämpfern in Schleswig-Holstein drei plattdeutsche Lieder: seine erste patriotische Tat. In anderer Weise, aber noch energischer, beteiligte sich sein Herz und seine Tatkraft an dem deutsch-österreichischen Kriege, den er mit Zittern und Zagen herannahen sah, weil „Deutschlands ganze Zukunft an Religion, Bildung, Wissenschaft, Freiheit und Einigkeit in den Würfeln lag.“²⁾ Er erließ am 10. Juli 1866

¹⁾ Reuterkalender 1908, herausgegeben von Gädery, S. 57; f. außerdem S. 36, 54 f. und Gädery, „Reuterstudien“, S. 160.

²⁾ Ausgewählte Briefe bei A. Wilbrandt, Bd. 15, S. 209; vgl. dazu den Brief vom 1. September 1866 an Professor Tackampf (ebenda S. 207 f.): „— — — ich für meine Person muß bekennen, daß ich mit dem Ausgang des Dramas sehr zufrieden bin, hauptsächlich in Anbetracht der Zustände, die über uns sicherlich hereingebrochen wären, wenn der Gegner gesiegt hätte. Wehe

zusammen mit dem ihm befreundeten Buchhändler Erhard Quandt in Leipzig einen plattdeutschen Aufruf an seine „leimen Landslüd' un gauben Frün'n“, schilderte das Elend der verwundeten Preußen und Hannoveraner in den Lazaretten zu Langensalza, Dermbach und Salzungen in schlichten, aber ergreifenden Worten und hatte die große Freude, daß ihm von allen Seiten Geld und Liebesgaben zuflörmten, im ganzen fast 20000 Mark und an Lebensmitteln und dergl. wahrscheinlich noch weit mehr. Außerdem nahm er einen Münsterländer Gymnasiallehrer ins Haus und pflegte ihn mit seiner Frau in aufopferndster Weise acht Wochen lang, freilich ohne Dank zu ernten. Die häufigen Truppendurchzüge brachten auch viele Einquartierung mit sich, die „gerne aufgenommen, auch nach Kräften und zur Zufriedenheit“ verpflegt wurde. Bei dieser Gelegenheit lernte Neuter die vortreffliche Kriegszucht der Preußen kennen und bewundern; die Folge war, daß er sein früheres Urteil und seinen Spott über das „herrliche Kriegsheer“ ganz aufgab und das sehr gute Betragen seiner ehemaligen Widersacher ehrlich und voll anerkannte. Sein Herz frohlockte und jubelte, daß nun die Geschichte endlich den alten Burschenschaftlern „ein schönes Zeugnis dafür ausstellte, daß sie doch nicht die idealen Toren und Schwärmer gewesen seien, wozu sie die abscheulich lederne, Metternich-russische Epoche der preußischen Geschichte unter Friedrich Wilhelm III. so recht mit Behagen habe stempeln wollen.“¹⁾

Aber noch eine andere Wandlung vollzog sich jetzt in Neuters Seele, eine politische. Noch im Juli 1866 hatte er die Furcht eines alten Schulkameraden vor einer „Bismarckschen und Junkerregierung“ geteilt, obgleich der große Staatsmann bei einem günstigen Verlauf des Krieges dem Volke doch wohl Konzessionen machen müsse, um die Mittelstaaten zu versöhnen; schlimmstenfalls wäre sein Regiment doch nur ein vorübergehendes Unglück, und die Einheit und die Macht Deutschlands dem Auslande gegenüber würde doch errungen

dann dir, Deutschland! Wehe dann dir, Protestantismus! Mindestens 200 Jahre kräftigen Ringens nach Einheit und Freiheit, nach Licht und Wahrheit wären vergeblich gewesen! Und das Mittelalter, nicht das romantische, sondern das echtjunkerliche, das päpstliche wäre im Geleit der verdienten Verachtung aller fortschreitenden Nationen über uns hereingebrochen.“ —

¹⁾ Brief an Wachsmuth vom 21. Januar 1867, bei Gaderp, „Neuterreliquien“, S. 158.

sein¹⁾. Aber es dauerte nicht lange, so war er mit dem Zustand der Dinge sehr zufrieden und mußte dem gehaßten Bismarck seinen Bruch mit der Junkerpartei hoch anrechnen.²⁾ Schön spricht sich dann des Dichters innerstes Einverständnis und seine Herzensdankbarkeit in einem längeren Briefe an seinen alten Festungsgeossen, den „Kapteihn“ (Justizrat Schulze in Meseritz), vom 14. Dezember 1866 aus: „— — — mit welchem Jubel habe ich die preußischen Waffentaten begrüßt, wie habe ich mich gefreut, als Bismarck mit unendlicher Mäßigung die Ernte dieser Siege einheimste und das Recht der Abgeordneten durch die Bitte um Indemnität anerkannte. Da lief mir mein Herz über, ich packte opera omnia mea ein und machte ihm ein Geschenk damit — — —.“³⁾

¹⁾ Gädery, „Fürst Bismarck und Fritz Reuter“ (Wismar 1898), S. 9.

²⁾ Reuterkalender 1909, S. 65 (Brief vom 11. Sept. 1866). Noch ausführlicher und deutlicher sagt dies ein Brief vom 5. Okt. 1886, den Gädery (Fürst Bismarck usw., S. 19 f.) in einer sehr wichtigen Stelle nachträglich (vgl. Reuterstud. S. 170) ergänzt hat: „— — Nicht die Siege der preußischen Waffen — sie konnten schreißlich mißbraucht werden — sondern das Entgegenkommen gegen die liberale Partei, der Zwang, den er auf den alten König ausübte, der Bruch mit der Junkerpartei, das Zurückziehen des obsoleten Herrenhauses und das Jammergeschrei unserer kleinen Dynasten, das sind die wahren signa temporis, die wohlbenutzt uns weiter bringen können und werden. Mir ist ein ordentlicher Stolz ins Herz gezogen, daß wir Deutsche doch nicht nötig haben, fürder uns von jedem hergelaufenen Hanswurst von Franzosen und Bullbogg von Engländer auf der Nase tanzen zu lassen.“

³⁾ Es ist nicht uninteressant, die Antwort seines alten Freundes zu hören, die Gädery, Fürst Bismarck usw., S. 13 f., mitteilt: „— — — Es ist und bleibt — — eine wichtige historische Urkunde (nämlich Bismarcks Brief), insbesondere zur Charakteristik des Mannes, der fortan der Geschichte angehört und der bisher und, wie ich offen gestehe, auch von mir so vielfach verkannt worden. Ich finde wie viele außer mir die größte Ähnlichkeit zwischen ihm und Cabour, und es kann keinen verderblicheren Irrtum geben, als in ihm nur das Werkzeug der Junkerpartei zu erblicken. Daß er mit ihr, außer einer vernünftigen konfessionellen Grundlage, nichts gemein hat, wird sich nur bald aus den Machinationen erkennen lassen, die sie heimlich und offen zu seinem Sturz anwenden wird — — —. Welcher Triumph liegt nicht für uns in jenen Zeiten, durch die der größte Staatsmann — — unseren jugendlichen und nun mit Erfolg gekrönten Bestrebungen seinen Beifall schenkt.“ Das sind auch Reuters Ansichten gewesen, der sich mit seinem „Kapteihn“ bald auf dem Boden der nationalliberalen Partei zusammensand und damit die Wandlung vieler sehr überzeugter und sehr heftiger Fortschrittsmänner durchmachte. Aber manche sind doch auch stehen geblieben und einige noch weiter nach links gegangen, z. B. der von unserem Dichter mit Recht besonders geschätzte, hochbegabte Ludwig Reinhard, der schon als Redakteur der Arbeiterzeitung in Koburg den Sozialdemokraten nicht mehr allzuerne gestanden haben kann und dessen politischer Freund, der Vaurat Demmler in Schwerin, dann wirklich ein erklärter Sozialdemokrat geworden ist.

Neuters Brief an den Grafen Bismarck lautet wörtlich:

„Es treibt mich, Ew. Excellenz, als dem Manne, der die Träume meiner Jugend und die Hoffnungen des gereiften Alters zur faßbaren und im Sonnenschein glänzenden Wahrheit verwirklicht hat, ich meine die Einheit Deutschlands, meinen tiefgefühlten Dank zu sagen.

Nicht Autoren-Eitelkeit, sondern nur der lebhafteste Wunsch, für so viel schöne Realität, die Ew. Excellenz dem Vaterlande geschenkt haben, auch etwas Reales zu bieten, veranlaßt mich, diesem Danke den Inhalt des beifolgenden Packets beizufügen.

Möchten Ew. Excellenz diesen meinen etwas zudringlichen Kindern ein bescheidenes Plätzchen in Ihrer Bibliothek gönnen, und möchten die dummen Jungen im Stande sein, mit ihren tollen Sprüngen Sie auf Augenblicke die schweren Sorgen und harten Mühen Ihres Lebens vergessen zu lassen.

Gott segne Sie für Ihr Thun! Sie haben sich mehr Herzen gewonnen, als Sie ahnen, so zum Beispiel auch das
Ihres ergebensten

Fritz Neuter, Dr.

Eisenach, den 4. Sept. 1866.

Darauf erwiderte Bismarck: ¹⁾

Berlin, den 17. September 1866.

Euerer Hochwohlgeboren sage ich herzlichsten Dank für die freundliche Sendung, mit welcher Sie Ihre inhaltsvolle Zuschrift vom 4. d. M. begleiteten.

Als alte Freunde habe ich die Schaar Ihrer Kinder begrüßt und sie alle willkommen geheißen, die in frischen, mir heimathlich vertrauten Klängen von unseres Volkes Herzschlag Kunde geben.

Noch ist, was die Jugend erhoffte, nicht Wirklichkeit geworden; mit der Gegenwart aber versöhnt es, wenn der ausermählte Volksdichter in ihr die Zukunft gesichert vorschaut, der er Freiheit und Leben zu opfern stets bereit war.

(gez.) v. Bismarck.

¹⁾ Beide Briefe sind schon von A. Wilbrandt in der Ostavausgabe, Bd. 14, S. 85, veröffentlicht worden; jetzt bei Gaderß, Fürst Bismarck usw., S. 11 f.

Reuter ist in der That ein „eifriger Bismärcker“¹⁾ geworden und — was vielleicht bei ihm noch mehr sagen will — ein Verehrer und Bewunderer Preußens und der preußischen Politik; er konnte es der „sich liberal und liberalst nennenden Partei“ nicht verzeihen, daß sie „aus dummem Preußenhaß sich in die Arme des saubern empire werfen wollte.“²⁾ Nun mußte sich seine alte Heimat den Spott von ihm gefallen lassen, den er allerdings schärfer und nicht so harmlos — früher nur für Preußen hatte:³⁾ „Meine guten Mecklenburger machen mir mit ihren Wahlverbüsterungen vielen Spaß. Das kommt vom Dunkel her! Sie machen's grade so, als die Bauern zu Ziegenderf — auch im Lande Mecklenburg —, die wollten sich einmal bei einer Bowle Punsch einen frohen Abend machen. Es geschah; aber als sie recht selig und selbstzufrieden um ihre Bowle (die Fleischtöpfe in Mecklenburg) saßen, kam der Nachtwächter hinein und verlangte, sie sollten wegen der Polizeistunde (Norddeutscher Bund) ihre Bowle verlassen; als sie sich dessen weigerten, schlug der Nachtwächter ihnen die Bowle vor der Nase entzwei. Das konnten sie natürlich nicht leiden: ‚Willen de Lichter utpusten‘, sagte der eine, ‚un denn mill'n wi den Kirl gor tau vel slagen!‘ — Sie taten's und schlugen nun im Dunkeln aufeinander los, jeder in der Meinung, er habe den Nachtwächter unter seinen Fäusten. Dieser Fuchs war ihnen aber zu klug gewesen, er hatte sich zur rechten Zeit unter den Tisch gelegt, und als nun wieder Licht gebracht ward, sahen sich die Bauern mit blutigen Köpfen und blauen Augen an; die Bowle lag in Scherben, und die Bauern gingen von selbst nach Hause. — Der Nachtwächter aber heißt Bismarck.“ — Zu Weihnachten 1867 schrieb Reuter dann auf Bitten eines posenschen Gutsbesizers noch ein sehr hübsches Bismarckgedicht, das dem großen Staatsmann zusammen mit einem fetten Buter anonym übersandt wurde. Der Dichter vergleicht dort den „Kuhnhahn“ mit dem Franzmann, der auch um den deutschen Rhein „bullere“ und den sich einer holen müsse, der Zähne zum Beißen habe:

¹⁾ Brief an die Gebr. Voss vom 5. Oktober 1866 (bei Gädery, „Reuterstudien“, S. 170); in demselben Brief äußert sich Reuter über den Klatsch in kleinen Städten: „Diese erbärmliche Kleinmacht muß Bismarck uns auch noch aus deutschen Landen herauschmeißen.“

²⁾ Brief an Prof. Tellkamp in Hannover vom 11. November 1866.

³⁾ Brief an Hermann Grashof vom 29. Januar 1867; Gädery, Fürst Bismarck usw., S. 20 f.

Du heft s' un wardst nich liden
Den Franzmann sine Rüd:
Dat sünd jikt ann're Tiden
Un't hett en annern Schid.

Und lat Di dat nich beiden!
Brock em wat in de Supp!
Und bliwot hei unbescheiden,
Denn fret em up!¹⁾

Es ist die schönste Freude für unseren Dichter gewesen, daß das, was er hier scherzend aussprach und hoffte, sich drei Jahre später in ungeahnter Weise erfüllen sollte.

Die große Zeit von 1870/1 begeisterte ihn wieder zu einer Reihe von plattdeutschen Kriegsliedern, die sehr viel höher stehen als seine ersten, die Schleswig-holsteinischen Kampfesänge, und die sein Schwanensang werden sollten. Sie begleiten den Soldaten in Schlacht und Sieg oder schildern die bange Erwartung daheim in schlichter, edler Sprache und mit innigster Teilnahme. In einigen Liedern, die seinerzeit nicht veröffentlicht worden sind, schlägt der Dichter einen stark persönlichen Ton an und bedauert, daß alles, wonach er mit seinen Freunden einmal gerungen habe, jetzt ohne sie geschehen sei; immerhin — wofür er Not und Angst gelitten habe, das sei ihm nun bei greisen Haaren als eine Gabe von Gott in den Schoß gefallen, und er rufe nun dankbar aus: Ja, Gott ist groß! Was aber die Hauptsache sei, keiner habe es für möglich gehalten,

Dat grad' von Preußen de helle Stirn
'mal breken würd' dörch de Nacht.

Er pflegte auch wieder Kranke und Verwundete in seiner stolzen Villa am Fuße der Wartburg, und einer von seinen Schützlingen, der damalige Oberst Emil von Conrady, hat aus vielen Gesprächen mit Neuter später bezeugt, daß der Dichter ein glühender Patriot gewesen sei und daß sein warmes Herz in einer Art von Dankbarkeit jeden Vaterlandskämpfer umfassen habe.²⁾ Am ergreifendsten aber klingt das, was er einem jungen Artilleriehauptmann ins Feld schrieb: „— — — Sie bringen mir Ihre Glückwünsche, daß ich die

¹⁾ Milbrandt, Bd. 14, S. 86; jetzt etwas genauer Gädert, Fürst Bismarck usw., S. 15 ff.

²⁾ Gädert, „Neutertage“, Bd. 1, S. 160 f.

Zeit, die das Ideal unserer Jugend war und für die ich gelitten, noch erlebt hätte. Ich bin auf die Kniee gefallen und habe dem lieben Gott, der alles so herrlich hinausgeführt, gedankt. Es ist ja viel schöner und herrlicher gekommen, als wir armen Jungen uns geträumt hatten. Wenn ich jetzt zurückblicke, sehe ich wohl, daß alles, was wir als Jünglinge erstürmen wollten, nach und nach sich entwickeln und zur schönen Frucht heranreifen mußte.“¹⁾ Er hoffte nun auch, daß aus der Einheit Deutschlands auch die Freiheit hervorgehen werde.“²⁾ Sein besonderer Dank aber galt Bismarck, auf den ein anderes Gedicht aus dem oben angeführten (erst später veröffentlichten) Lieberzyklus deutlich anspielt, wenn es in der dritten Strophe heißt: „Gottes Hand — —

Hett uns vörwärts ümmer dremen,
Hett uns bröcht vom Dod taum Lewen,
Helden un Propheten weckt.
Grote Namen künn ic nennen,
Äwer jedes Kind ward kennen,
Wer dat Gottslicht an hett steckt.“

Noch über drei Jahre war es unserem Dichter vergönnt, in dem neuen deutschen Reich zu leben. Er ist nicht mehr hervorgetreten, hat sich aber sein warmes vaterländisches Herz stets bewahrt. So sind die Siebenbürgener Sachsen einmal von ihm gepriesen worden, weil sie sich trotz aller sehr bedenklichen und ernstesten Anfechtungen von seiten fremder Nationalitäten ihr deutsches Sinnen und Denken und ihre deutsche Sprache bewahrt hätten.“³⁾ Auf der anderen Seite beurteilte er als deutscher Mann die Tschechen- und Polengefahr und diese Völker selber ganz richtig, wenn er in seinem vorletzten Lebensjahr von einem Gelichter schrieb, dessen ganzer Patriotismus in nationalen Rücken und Hosens bestände und das wie die Schulbuben sei, die ihren Lehrern mit Undank lohnnten und sie mit Schmutz bewürfen“⁴⁾ — Worte, die auch heute noch sehr beherzigenswert und treffend erscheinen.

¹⁾ Ebenda Bd. 3, S. 190.

²⁾ Brief an Voss vom 15. Juli 1871, bei Gädery, „Reuterstudien“, S. 185.

³⁾ Brief an Dr. Friß Teutsch in Hermannstadt (Siebenbürgen) vom 26. Oktober 1871.

⁴⁾ Brief an J. Popper in Prag vom 28. April 1873.

So ist denn die Eisenacher Zeit, die unter den drei Hauptperioden des Dichters die am wenigsten fruchtbare genannt werden muß und in der seine Kraft schließlich ganz ermattete, für Reuters Entwicklung insofern doch von der größten Bedeutung, weil sie den Mann und Patrioten in ihm ausgereift hat. Gewiß hat unser Dichter recht, wenn er einmal behauptet, er habe stets Farbe gehalten und die Ideen, die den jungen Kopf beinahe unter das Weil gebracht hätten, spukten noch in dem alten fort. Aber die Unklarheit seiner Jugendgedanken hat sich später doch eben geläutert. Aus dem burschenschaftlichen Stürmer und Dränger und dem kleinstaatlichen Mecklenburger erwuchs ein ganzdeutscher Patriot mit einem warmen Herzen für Preußens führende Macht. Reuter hätte vielleicht mit noch mehr Berechtigung als der dänische Dichter Chr. Andersen das „Märchen seines Lebens“ schreiben können: so wunderbar hat sich ihm alles gefügt. Er gelangte nicht bloß zu Ruhm und Ehren, zu Geld und Gut und erlebte darüber hinaus noch die schönste Erfüllung seiner Jugendträume, sondern es war ihm namentlich beschieden, daß sich seine Persönlichkeit ganz ausreifen konnte — und diese ist nach Goethe doch das höchste Glück der Erdenkinder.



fritz Reuter als Erzieher.

Von Dr. Richard Dohse.

Jeder Dichter, sofern er ein solcher genannt werden kann, ist Erzieher. Das gilt von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Wir verlangen von jedem großen, echten Dichtwerk neben seinem ästhetischen zugleich einen tiefen ethischen Gehalt. Die Dichtung soll uns emporheben aus dem Staub des Alltags, sie soll uns den Weg weisen zum Wahren, Guten, Schönen, kurz, sie soll veredelnd und damit zugleich erzieherisch auf uns wirken. Ich sehe hierbei natürlich von der rein lehrhaften Poesie ab, die in Fabeln, Parabeln, Sinnsprüchen oder Lehrgedichten das erzieherische Moment zur ausgesprochenen Tendenz macht, sondern habe lediglich jene Dichtungen im Auge, in die es vom Dichter mehr unbewußt hineingelegt ist, gleichsam als ein Schatz, dessen wir erst recht inne werden, wenn wir aufmerksam danach suchen.

Es ist nun eine besonders reizvolle Aufgabe, nach solchen erzieherischen Werten gerade bei Fritz Reuter zu forschen, bei einer Dichterpersönlichkeit, bei der man gemeiniglich alles andere eher vermutet, als derartige Dinge. Ich höre schon die Einwürfe: Ein „Humorist“, wie sollte der erzieherisch wirken? Was sollen wir bloß — um gleich seine Hauptgestalt herauszugreifen — von dem biedereren Bräsig lernen, den wir nur als den drolligen Späsmacher kennen, als denjenigen, dessen Rede- und Handlungsweise nur eine Fülle von Zug und Fokus ausstrahlt? Und nun erst Reuter selbst, der doch von seinen Werken nicht zu trennen ist, soll der etwa auch als erzieherisches Vorbild gelten?

Ich muß etwas weiter ausgreifen: Aus den bewegten Lebensschicksalen, die Fritz Reuter hin- und hergeworfen und ihm nichts an schwersten Kümernissen und Bitterkeiten erspart haben, ist im Grunde doch etwas Gutes und Großes hervorgegangen: eine Stärkung und Festigung seines Charakters und seiner ganzen Persönlichkeit.

Er hat durch seine Lebensführung, der ganz gewiß auch manche Fehler und Mängel anhafteten, schließlich doch bewiesen, daß es letzten Endes darauf ankommt, sich durchzusetzen, sich hindurch zu ringen und hindurch zu kämpfen nach dem Wort: „Mensch sein heißt Kämpfer sein“, daß man sich vor dem Versinken im Unglück und vor der Verzweiflung bewahren muß, auch wenn Trübsal, Schmerz und Not schier erdrückend auf einem lasten.

Wenn wir nun das eben Gesagte in vollem Umfang gelten lassen — und ohne Zweifel müssen wir es bei einem Rückblick auf das wechselvolle Dasein des Dichters —, so geben wir auch damit ohne weiteres zu, daß Fritz Reuter einen großen erzieherischen Einfluß auszuüben wohl imstande ist.

Ich erwähnte schon, daß in Reuters Leben manches, was hier nicht näher erörtert zu werden braucht, gewiß nicht vorbildlich genannt werden kann. Aber das Wesentliche an Reuters Persönlichkeit und seinem Charakter, das sollte man nicht vergessen: Es ist dies erstlich sein Sinn für alles Klare und Wahre, für alles Gerade und Rechte, für die gerechte Beurteilung aller Dinge im Leben, ein Erbteil, das ihm von seinem Vater überkommen ist, diesem strengen, aufrichtigen Mann, der nach manchen Richtungen freilich nicht gerade bestimmend, sondern eher verstimmend auf den Sohn eingewirkt hat. Reuter haßte alle Winkelzüge; seine Waffen im Lebenskampf waren blank; offen und ehrlich, wenn auch mitunter in äußerster Schärfe, hat er sie geführt, das beweist seine bekannte Streitschrift gegen Klaus Groths Angriffe auf seine Läusepoesie. Seine Gerechtigkeitsliebe zeigt sich weiter deutlich in seinen Leidens- tagen, wo er trotz der vielen Ungerechtigkeiten, die ihm widerfuhr, selbst nicht ungerecht wurde, ja häufig, wie wir aus seiner „Festungs- tid“ wissen, „von den Disteln Feigen gepflückt hat.“

Eng hiermit zusammen hängt Reuters große Nächstenliebe und sein Ausharren und Dulden im Mißgeschick. Wie die Mutter einst ihr Leiden mit größter Demut und Ergebenheit als edle Dulderin trug, wie sie trotz ihrer Lähmung doch immer fleißig und tätig vom Krankenstuhl aus das Hauswesen leitete, ohne je zu verzagen oder gar zu verzweifeln, wie sie sich zu dem menschlich so ergreifend schönen Bekenntnis durchringen konnte: „Wohl mir, daß ich trotz meines Schicksals kummerlos bleibe, weder von der Gegenwart gebeugt, noch von der Zukunft geängstigt! Hätte ja doch so etwas

jedem andern widerfahren können; es ist kein Unglück, aber es edel dulden, ist Glück" — so hat auch ihr Sohn später in schlimmer Leidenszeit der Mutter nachgeeifert und ist ein ähnlicher Dulder geworden, der trotz seines schweren Schicksals „kummerlos“ blieb und seine uns heute schier beispiellos erscheinenden Leiden mannhaft trug.

Hinzu kam Reuters Humor, jene leuchtende Blüte, die in erster Linie Onkel Herse mehr und mehr zum Entfalten brachte, und die dann später Reuters Persönlichkeit in strahlendes Sonnenlicht rückte. Ich meine jene humor- und gemütvolle Betrachtung des Lebens, die den Dichter schon als Junge auszeichnete, und die ihn später immer wieder aufrecht hielt, jene Fröhlichkeit, die tief aus dem Herzen geboren wieder zum Herzen strahlte und später sich nirgends schöner und typischer wiedergespiegelt findet als in der Figur Bräsiggs, von der noch ausführlicher zu reden sein wird.

Endlich muß noch Reuters große Liebe zu seiner Gattin, seine Treue und Anhänglichkeit seinen Freunden gegenüber und seine seltene Heimatliebe erwähnt werden, mit der er an Mecklenburg hing, und die die Grundstimmung zu allen seinen Werken bildet.

Wie nun nach all dem eben Gesagten Reuters Persönlichkeit nach vielen Seiten hin sehr wohl vorbildlich und erzieherisch zu wirken imstande ist, so brauchen wir nur seine Werke im allgemeinen und seine dichterischen Gestalten im besonderen näher zu betrachten, um zu erkennen, wie all das, was den Dichter selber auszeichnet und beseelt, was er alles über die Herzens- und Charakterbildung des Menschen zu sagen und an ethischen Werten zu geben hat, in seinen Büchern gesammelt erscheint gleichsam wie Strahlen, die sich im Brennpunkt der Dichtung vereinigen.

Man könnte, abgesehen von den rein beschreibenden Arbeiten Reuters, wie „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ u. a. und von seinen „Läuschen un Nimels“, in sämtlichen Werken des Dichters diese Strahlen erkennen. Doch würde das einerseits ein allzu umfangreiches, dann aber auch ein naturgemäß allzu gleichmäßiges Material ergeben. Daher darf ich mich hier darauf beschränken, zwei besonders charakteristische Beispiele hervorzuheben und etwas näher ins Auge zu fassen. Es sind dies zwei seiner Hauptwerke: „Kein Hüfung“ und „Ut mine Stromtid“.

Das einzige tragische Werk Reuters „Kein Hüfung“ ist ganz auf ethischer Grundlage aufgebaut. Es ist einerseits eine gewaltige

Anklageschrift gegen die Willkür und falsche Machtvollkommenheit der Gutsherren, gegen Heuchelei und verkehrte Moral; andererseits aber klingt durch das Werk das Hohelied der Liebe in jeglicher Gestalt, der Liebe zwischen Mann und Weib, der Nächsten- und Freundesliebe, der Kindesliebe, der Liebe zu Gott und zu jenem göttlichen Gesetz, das nicht nur aus dem Mund der Priester spricht, sondern das als unsichtbare, aber ewig wirkende Macht im Herzen eines jeden lebt und endlich der glühenden Liebe zur Freiheit, die wie brausender Orgellang die Melodie des Kunstwerks, jene Melodie des Hasses und Grolls, des Fluchs und der Anklage gleichsam adelnd und in reinere Höhen hebend, gewaltig jubelnd übertönt.

„Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei,
Und würd' er in Ketten geboren,“

so heißt es in Schillers eindringlicher Sprache — und „Fri fall hei sin! Fri fall hei sin!“, so lautet der Segen Johanns für seinen Sohn und zugleich seine stolze Antwort auf die übermütigen Worte der Herren: „Wat, Freiheit hier? — Trarah! Trarah! Wi sünd de Herrn, wi sünd de Frien. Lat't doch dat Paß nah Freiheit schrien!“

Das Lied der Freiheit, wie oft hat es die Dichter begeistert und entflammt. Bei Fritz Reuter hat es sich zu übermächtigem Klange gesteigert; es klingt gleich einem sozialen Weckruf, es faust und braust wie junge Frühlingswindsbraut daher. Und wenn es auch damals, als die Notlage der Arbeiter eine weit größere war und sie fast Hörigen glichen, seine besondere Bedeutung und Berechtigung hatte, so kann es doch auch noch heute vielfach seine erzieherische Wirkung tun und den „Herren“ in die Ohren rufen, daß auch der Arbeiter sein Recht auf Freiheit sich mehr und mehr zu erobern gewillt ist. Man höre nur die Anklage, die Johann, als er aus Amerika zurückkehrt und dem alten Daniel seine Meinungen und Ansichten offenbart, gegen den bestehenden Mißstand erhebt, daß fremdes Arbeitervolk sich im Vaterlande einnistete und die Alteingefessenen vielfach vertrieb. Mich dünkt, die Worte haben auch heute noch nichts an Wucht und Eindringlichkeit verloren:

„Is dat nich Fluch? — Sei will'n sück Lüß'
Ut arme Gegend kamen laten.
Vermisquemt Volk, wat 'rinner tüht,
Hett dat en Hart för 't Waderland?“

Mögt dat för Fürst un Volk de Hand,
Wenn los mal brecht de wille Storm,
Wenn mal de Kriegsflaut brecht den Damu,
Un wenn dat störm von Torm tau Torm?
Is dat nich Fluch? — De olle Stamm,
De hier Johrbusend wahn, de fall
Vör Snurrers un vör Fremden wifen?"

Gewaltig klingt auch die Anklage gegen den Herrn selbst, auf den Reuter ein gerüttelt Maß von Untugenden gehäuft hat. Er ist der Typus des Gutsherrn, wie er nicht sein soll: selbstherrlich bis zur Roheit und Gewalttat, oberflächlich und sinnlich, stets nur auf seinen Vorteil bedacht, mitleids- und gefühllos. So ereilt ihn denn sein Schicksal, denn Gott der Herr läßt sich nicht spotten, er sucht die Sünde der Väter heim bis ins dritte und vierte Glied. Der Vater ist schon „in Sün'n un Schan'n vergahn“; nun werden auch dem Sohn seine Sünden heimgezahlt: er erleidet einen gräßlichen Tod durch die Hand Johanns, des Knechtes, den er bis an den Rand der Verzweiflung gebracht hat. —

Als typisches Beispiel für die Heuchelei und falsche Moral führt Reuter die Frau des Herrn an. Alles, was sie tut, geschieht um Gottes willen. Scheinbar ist alles bei ihr auf Frömmigkeit, Beten und Büßen gestellt. Man sieht sie stets mit dem Gesangbuch in der Hand, und sie hat immer den lieben Gott im Munde. Sobald es sich aber darum handelt, echte Frömmigkeit, von der werktätige Nächstenliebe nicht zu trennen ist, zu beweisen, da zeigt sich ihr wahrer Charakter, da zeigt es sich, daß ihre Religiosität nur ein äußeres Brunkstück ist und nichts mit ihrem Herzen zu tun hat. Nichts weiß sie von Mitleid für den Zustand der armen Marie; im Gegenteil, in scheinheiliger Frömmerei gibt sie ihr als erste den Becher „vull Schimp un Schan'n“ zu schmecken, und treibt ihr die Schamröte ins Gesicht. Da trifft Johann die rechten Worte:

„'Ne Fru, de sich up 't Beden leggt
Un fram is word'n in alle Pl,
Wil dat s' nicks Beteres versteiht,
De Ort ward fram ut Langewil;
Dat weit ick of, wat so ein weit;
Un ick segg Di, dat is nich wohr.
Dat is nich wirt, dat ein drüm rohr.“

Und dann hält er weiter bei seinem Versuch, seine Marie zu trösten, den Herren, den Reichen einen Sittenspiegel vor, wie er in seiner Schlichtheit nicht wuchtiger wirken kann:

„Säd f' Di denn gornicks von de Riften
Un von de Herrn in unsern Lan'n?
Vertellst f' Di nicks von de ehr Schan'n?
Un säd f' Di nich, dat de de Sün'n,
De wi ut reine Leiw begahn,
Un wil wi uns nich frigen kün'n,
Ut pure Schändlichkeiten dahn?
Dat ganze Dörper sünd vergift't?
Un wo de Tucht is unnergahn,
Dat dor de Herrn dat angestift't?
Dat wi 't mit Glend büßen möten,
Wenn wi mal Gottes Wurd vergeten?
Un unsre Herren blot mit Geld?“

Doch auch der Pastor, den Neuter schildert, ist einer von den Scheinheiligen. Auch er hat auf Marie in eiferndem Zorn eingeredet und hat ihr sogar damit gedroht, daß sie für ihre schändliche Übertretung des sechsten Gebotes öffentlich vor der ganzen Gemeinde vorm Altar auf dem Schandstuhl sitzen müßte. Schön weiß auch hier Johann das Richtige zu treffen, und wenn er auch in seinem Groll wohl hier und da zu weit geht in seiner Anklage, den Kern der Sache trifft er doch, wenn er von jener zelotischen Religiosität, wie sie der Pastor vertritt, nichts wissen will und sich selber rechtfertigt:

„Ick red man von de Preisteri;
Ick red nich gegen Gott's Gebot,
Dor steiht nicks in von so 'ne Mod',
Dor steiht vel Gauds för Arme schrewen,
Un dat uns' Herrgott vel vergewen.“

Und gleich zeigt er, wie ein rechter Diener des Herrn sein soll, wenn er den alten, verstorbenen Pastor charakterisiert:

„Ja, de was brav; ja, de was gaud,
De habbd nich mit den Schandstauhl draucht.
De habbd en Hart för arme Lüüd'.“

Und Marie stimmt ihm zu:

„Dei habbd mi in 't Gewissen red't,
Un habbd mit mi un för mi bed't.“

Überhaupt die echte, wahre Frömmigkeit und Liebe zu Gott, sie wird immer und immer wieder hervorgehoben als der einzige Trost in Not und Widerwärtigkeit, als der einzige feste Ankergrund im Leben. Marie, ihr Vater und der alte Daniel, sie sind noch von jener schlicht-frommen Art, sie stellen ihre ganze Hoffnung auf den Herrn. „Lat fohren Haß un Grull, Jehann! Versünnig Di nich,“ so redet Marie ihrem Johann ins Gewissen.

„De heilig Schrift is, richtig lesen,
Hir un'n Jug' einzigst Stütt un Staww,
Un wenn Zi nah ehr Börschriwwt wesen,
Denn is Jug' einzigst Trost dat Graww“,

das ist des alten Brand letzter Segen. „Mein ist die Rache! Denk daran, dat is en Trost för uns, Jehann“, so erhebt sich Daniels warnende Stimme.

Doch Johanns Evangelium hat eine andere Färbung: es heißt, wie ich schon sagte, Freiheit! Freiheit aber läßt sich nur erkämpfen durch Arbeit. Und darum ist sein ganzes Leben auf Arbeit gestellt. Ihm sind die unermüdblichen Männer der Arbeit in Amerika leuchtende Vorbilder, von denen er sagt:

„Ick sach s', wo s' stunnen up ehr Land,
Wo s' d'räwer reckten ehre Hand,
Wo s' spröken fri un stolz un stark:
Dit 's unſ'! — Unſ' eigen Hännenwerk,
De Arbeit is unſ' Mark un Zeifen.“

Johann ist der Mann der Tat. Durch Arbeit will er auch seine Schuld sühnen, und wenn ihm seine blutige Tat auch heiß auf dem Herzen brennt, er weiß trotzdem, daß sein Herrgott gnädig mit ihm ins Gericht gehen wird, und daß er in treuer Arbeit nicht mehr für sich, wohl aber für seinen Sohn Segen schaffen wird. Und so scheidet er denn von dem alten Daniel mit den bezeichnenden Worten:

„Lew woll! Unf' Weg', bei scheiden sid.
Ich sit nah vör, Du kichst taurügg,
Du geihst tau Raub in still Geduld,
Ich gah tau Arbeit in min Schuld,
Din Hoffnung raucht in Gottes Nat,
Min in de Taufunft, in de Daht.“

Und es ist, als ob die Schuld in der Tat von Johann abfiere, und als ob es in Erfüllung gehen sollte, was Marie einst ihrem Kleinen von seinem Vater an der Wiege gesungen hat:

„Hei was kein Mürder,
En Kirl blot wir 'e,
Din brave Vader!
Kraft in de Glieder
Un hellen Maud in jede Ader
Un leim un tru;
So ward of Du!“

Auch sonst wird die Arbeit als erzieherisches Moment vielfach hervorgehoben. Die Arbeitslust läßt alles Leid vergessen. Frisch voran mähen und binden Johann und Marie trotz ihrem Zustand, um dann schließlich auf der „Schattendecke“, die der Sommertag gemoben hat, auszuruhen, „dat schönste Küssen ünnern Kopp, de Arbeit, bei mit Lust vollbröcht.“ Die Arbeit ist die einzige Freude, ihr müßt sie verrichten ohne Widerstreben und böse Gedanken, auch wenn ihr mitunter das trotzige Herz dazu zwingen müßt, so predigt der alte Brand. Und wie die Sensen durch das Korn rauschen, und wie die trächtigen Ähren schwer hernieder sinken, da ist es den Leuten, als ob sie mit ihrer Arbeit einen Feind bezwängen und nun laut aufjubeln müßten vor Freude und Lust am Leben.

Wundervoll eindringlich weiß Reuter uns auch den Segen der Liebe zu den Eltern und zum Kind zu schildern. Als Marie am Sterbebett ihres Vaters steht, da überstrahlt die Liebe zu ihrem Vater alle andern Gedanken. Sie hält es für sündhaft, den letzten Willen des Alten außer acht zu lassen. Nachdem dann auch ihr Johann von ihr gegangen ist, weil er vor den Folgen seiner blutigen Tat flüchten mußte, da bleibt ihr nur noch ihr Kind. Das hält sie immer noch aufrecht, und wie sie sich über die Kissen beugt, da weiß sie, daß sie doch nicht ganz verlassen ist, und ob es draußen stürmt

und schneit, sie hat den Frühling im Herzen, sie empfindet es auf tieffte, welche Macht ein klares Kinderauge und ein lachender Kinder-
mund auszuüben vermag. So lacht denn ihr Herz, und die Liebe
webt einen leisen Hoffnungsfaden. Sie weiß nun, wohin sie gehört
und kennt ihre kleine, enge Welt, in die trotz ihrer unglückseligen
Lage nun doch durch ihr Kind ein lichter Schein fällt.

Als dann aber auch selbst ihr Mutterglück ein Ende haben soll,
als es heißt, daß ihr Kind „ausgetan“ werden soll, da bricht sich ihre
Liebe zu dem armen, unschuldigen Wesen in so ergreifenden Worten
Raum, daß man im innersten Herzen getroffen wird.

Auch hier deckt Neuter wieder eine schwere Wunde unserer
heutigen Zeitumstände auf. Wie oft heißt es heute: nur fort mit
dem unehelichen Kind; wie oft wünscht die uneheliche Mutter nichts
sehnlicher, als von ihm befreit zu sein. Hier aber mahnt der Dichter
durch den Mund Marias: Erkennt auch das uneheliche Kind als ein
Wesen an, das sein Recht auf Mutterliebe hat, und das dies um so
mehr hat, als der Vater vielfach sich der Sorge um das Kind auf
irgend eine Weise zu entziehen weiß oder höchstens mit Geld die
mangelnde Vaterliebe zu ersetzen gewillt ist! „Utdahn!“ schreit
Marie in ihrer hellen Angst auf,

„Utdahn! Ist weit Bescheid.

Utdahn, so as ein 't Licht utdeiht!“

Nein, sie wehrt sich dagegen wie eine Verzweifelte, und doch — es
nützt alles nichts; selbst ein letzter Versuch bei der Gutsherrin ist
vergeblich. Die Härte der „frommen“ Frau im Schloß kennt kein
Erbarmen. Da bricht ihr das Herz, und Gott hat ein Einsehen.
Ihre Sinne verdunkeln sich. „Unf' Herrgott hadd en Utweg funnen“.

Endlich klingt in „Kein Hüsung“ auch das Hohelied der
Nächstenliebe in lauten und eindringlichen Tönen. Wieder findet sie
sich ausschließlich unter den kleinen Leuten, und es ist rührend, wie
diese mit ihren beschränkten Mitteln doch einer den andern unter-
stützen. Als Johann ins Elend getrieben wird, da sind der alte
Daniel und die Müllersfrau gleich bereit, ihm wenigstens das Not-
wendigste fürs Leben mitzugeben. Und auch Marie findet Stütze
und Erab bei ihresgleichen. Niemand wird jene schöne Stelle ohne
tiefe Ergriffenheit lesen, wo die alte Toppelsch Marie in allem
behülflich ist und schließlich auch noch mit warmen Kissen und einer

Wiege ankommt. Sie kann die Wiege eigentlich selber kaum entbehren, aber das ist ihr gleich. Die Nächstenliebe siegt über alle etwaigen Bedenken, und der kleine Föching Toppel muß nun wohl oder übel an Stelle der schönen Wiege aus Birnbaumholz mit dem „Bacheltrog“ vorlieb nehmen.

So wirkt und lebt — um es noch einmal zusammen zu fassen — neben der gewaltigen Anklage, die durch das Werk klingt, die Liebe in „Rein Hüfung“. Sie ist die alles besiegende Macht, das Höchste, was der Mensch besitzen kann. Wo sie ihr feines und doch so festes Gewebe spinnst, da ist keine Not, denn:

„Sei wemt in ehr Gewew herinner
Mit goldnen Faden Glück und Segen.
Wo schütt ehr Spaul so lustig 'räwer!
Wo sleiht sei fast de Lad' dorgegen!
De Leiw, dat is en dägten Wewer!“

Nun zur „Stromtid“, dem zweiten großen Werk Reuters, in dem sich der Dichter zugleich als Erzieher erweist. „Rein Hüfung“ und „Stromtid“ gehören hier eng zusammen, ja, sie berühren sich vielfach fast, wobei es für unsere Untersuchungen gleich ist, daß das Thema selbst in seiner Ausführung und namentlich mit seinem in beiden Werken ganz verschiedenartigen Ausgang durchaus unterschiedlich behandelt ist.

Auch in der „Stromtid“ ist dem Gedanken, daß ehrliche Arbeit adelt und treue Pflichterfüllung eine der wichtigsten sittlichen Forderungen für den Menschen ist, berechtigt Ausdruck verliehen. Ja, hier geht der Dichter soweit, daß er der gemeinsamen Arbeit auch insofern einen erzieherischen Wert zumißt, als ihr die Kraft innewohnt, Standesvorurteile zu überbrücken, daß er sie gewissermaßen zum gemeinsamen Bindeglied zwischen dem Adel und den Bürgerlichen macht.

Hawermann ist in der „Stromtid“ der typische Erzieher zur Arbeit. Sein Leben ist ganz auf Arbeit gestellt. Gleich im ersten Kapitel heißt es: „Wat Arbeit ut en Minschen maken kann, dat hadd sei ut dit Holt sneden, un en beteres hadd sei mägliches Wis' nahrends nich sunnen. ‚Arbeit‘ säd sin ihrenwirt Gesicht, ‚Arbeit‘ säden sine trugen Hän'n, dei nu still in sinen Schot legen un in enanner folgt wiren — woll taum Beden.“ „Ora et labora“,

das ist die Richtschnur in dem einfachen Leben Hamermanns. Das Gebet und der Glaube an den Herrgott, der alles, auch das Schlimmste, wieder zum Besten wendet, geben seiner Arbeit erst rechtes Gedeihen. Dann ist ihm erst das Leben wert, gelebt zu werden, denn, sagt er, „mi kümmt dat so vör, as wenn Leven un Arbeiten ein un dat sülwig is.“ Dann wird auch der Mensch vor Verzweiflung bewahrt. Wer arbeitet, kann nicht verzweifeln, und so antwortet Hamermann dem alten Inspektor Wienk: „Is dat Verzwiflung, wenn einer sine Taufkunft fast in't Dg' fat 't un allermeist doran denkt, sin Schicksal tau wen'n? . . . ic möt dormit wedder anfangen, wo ic mal mit uphört herw, ic möt wedder üm 't Brot deinen un min Fäut unner frömd Lü'b' ehrn Disch strecken.“

Noch andere Personen der Dichtung läßt Reuter das Loblied der Arbeit singen: So Franz von Rambow, dem die Arbeit zur zweiten Natur geworden ist, der das Wichtigste fürs ganze Leben gelernt hat — arbeiten. So auch die Frau Pastor, die immer quicke und rege, die wie Quecksilber hin und her eilt, von der Stube zur Küche und wieder von der Küche zur Stube, „as en Parpendifel in de Uhr“, die in ihrem arbeitslustigen Temperament nimmer ruht noch rastet und sich dadurch gesund und jung erhält. So bringt sie nach dem Wort „sich regen bringt Segen“ durch ihre rege Fröhlichkeit, die auch wieder aus ihrer „Allertigkeit“ entspringt, in der Tat eitel Segen ins Haus. Sie weiß auch schon die Jugend zu Arbeit und Ordnung zu erziehen und ihr die Freude am Selbstgeschaffenen klar zu machen: „Ihr glaubt gar nicht“, so ermahnt sie die beiden „Drumwäppel“ und Luise Hamermann, „was es mir jetzt in älteren Tagen für Vergnügen macht, wenn ich meine reine Wäsche in den Leinentoffen lege und bei jedem Stücke weiß, wann ich es gesponnen und wann ich 's genäht habe! Und wie rätlich geht man damit um, wenn man selbst weiß, was es für Mühe gekostet hat.“ — Endlich auch Frau Müßler, die in mancher Beziehung Ähnlichkeit mit der Frau Pastor aufweist und darum sich so gut mit ihr versteht. Sie regiert den ganzen Haushalt und hat alle Hände voll zu tun, denn auf ihren Mann, der seinem Namen alle Ehre macht, ist keinerlei Verlaß.

Doch noch weitere erzieherische Faktoren haben beide Werke gemeinsam: vor allem die Freundschaft und Nächstenliebe. Ja, in der „Stromtid“ klingt das alles naturgemäß noch weit kräftiger an

und — was besonders wichtig ist — Neuter sucht hier mit ganz andern Mitteln zu wirken. Er stellt vor allem den Humor in den Mittelpunkt und läßt namentlich die Hauptgestalt des Romans, Bräsig, dadurch von einer Seite erscheinen, die so garnichts Doktrinäres oder Erzieherisches an sich hat. Und doch: Bräsig ist in Wirklichkeit der geborene Erzieher, nicht im eigentlichen Sinne, nicht bewußt oder gar aufdringlich. Ganz unmerklich vielmehr, gleichsam selbstverständlich wirkt er. Sein gutes Herz treibt ihn so oft ohne weiteres auf den rechten und häufig einzig möglichen Weg, nach dem Goetheschen Wort: „Ein guter Mensch in seinem dunkeln Drange ist sich des rechten Weges wohl bewußt“. — Wer denkt hierbei nicht an die geradezu klassische Rettung Nzel's. Welch bedeutendes erzieherisches Moment spricht hier mit. Wie redet Bräsig in seiner geraden und derben Art Nzel ins Gewissen, und Nzel, der adelsstolze und hochmütige Junker, er beugt sich vor Bräsig und erkennt — wenn auch schweigend — an, daß er gefehlt hat und sich ums Haar vom Schicksal hätte unterkriegen lassen.

Freundschaft, Nächstenliebe und stete Hilfsbereitschaft, das sind die hervorstechendsten Eigenschaften Bräsig's. Mit welcher rührender Freundschaft hängt er an Hamermann, wie weiß er ihm immer wieder durch Rat und Tat zu helfen. Mit welcher eiserner Energie setzt er alles daran, um seinen Freund von dem Verdacht der Unterschlagung und Unehrllichkeit zu befreien und wieder zu rehabilitieren. Wie rührend ist auch Bräsig's Freundschaft und Anhänglichkeit an Madame Nüßlern, an jene Frau, der er allmählich unentbehrlich und eine wahre Stütze im Leben geworden ist, und der er Treue hält bis ans Ende, denn noch auf dem Sterbebette bekennt er: „Frau Nüßlern, ich habe Ihnen ümmer geliebt“. Seine werktätige und hilfsbereite Nächstenliebe kennt keine Grenzen. Er findet stets das rechte Trostwort zur rechten Zeit, er findet auch stets das Mittel, durch die Tat zu helfen. Er ist im Grunde die Triebfeder und der Mittelpunkt des Ganzen. Und mit ihm Hand in Hand gehen Hamermann, Frau Pastor und Madame Nüßlern. Wer denkt hierbei nicht an das schöne 45. Kapitel des dritten Teiles der „Stromtid“, wo die drei, in Gemeinschaft mit Moses, Nzel von Rambow aus seiner Geldnot zu retten versuchen.

Hier sehen wir auch klar und deutlich, daß Nächstenliebe ohne weiteres gepaart ist mit Redlichkeit, Rechtlichkeit und einer reinen

Menschlichkeit. Auch hierfür ist Bräsig das leuchtendste Beispiel. Ihm ist nichts Menschliches fremd. Er erkennt in seinem redlichen Sinn sofort, was gut und böse ist am Menschen, was Schlechtigkeit ist oder was bloß aus mangelnder Erziehung oder irgend welchen äußeren Gründen entsprungen ist. Er sieht aufs Herz und weiß, daß dies rein bleiben muß wie die Natur draußen, wenn die Sonne mit ihren warmen Strahlen hernieder scheint. „Dat Hart möt mit de Natur stimmen, dat möt klor un uprichtig för den Sünnenstrahl apen dorliggen un mit beipe Sehnsucht de grüne Ird un den blagen Hewen un de goldenen Strahlen in sich upnehmen.“

Ehrlichkeit und Rechtlichkeit zeichnen auch Hamermann im höchsten Maße aus, ebenso wie Franz von Rambow und den alten Moses, in dem Reuter den Typus des redlichen, menschlich mitfühlenden Juden geschaffen hat.

Auch der Segen, der in einem friedlichen Familienleben ruht und in der Liebe zum Kind gipfelt, findet einen warmen Fürsprecher in Fritz Reuter. Welch köstliches Verhältnis besteht zwischen den beiden Pastorsleuten. Hier hat der Dichter, als Gegenbeispiel zu „Rein Hüfung“, das Urbild des Geistlichen gezeichnet, wie er sein soll. Und die Frau Pastor, von der ich schon mehrfach reden mußte, steht ihm treu und liebevoll zur Seite. Sie kennt „ihren Pastor“, sie weiß um seine Liebhabereien und kleinen Schwächen und gibt ihnen in weiblicher Klugheit nach. Wie wundervoll und vorbildlich weiß Reuter das traute Familienleben zu schildern in seiner schönsten Entfaltung am Heiligen Abend! — Und dann das Kind, Luise Hamermann. Wenn es auch nicht ihr eigenes ist, sondern nur ihre Pflegebefohlene, so ist doch kaum ein Unterschied. Die Kinderliebe der beiden Pastorsleute treibt hier ihre schönsten Blüten. Mit dem ersten Gang des Morgens ist die Frau Pastor bei Luise, und so geht es bis zum Abend, und des Pastors ganze Freude ist das Wachsen und Blühen der jungen Mädchenknospe: „Hei wachte und lurte Blatt för Blatt up ehr Gräunen un Wassen un gaww ehr en Staww tau Siden un bünn sei an, dat sei steidel nah baben wüß, un wehrte Unkrut un Ungeziefer von ehr af, un wenn hei des Abends tau Bedd gung, denn säd hei vull Hoffnung, as en Kind: „Regina, nun muß sie bald blühen.“ Und was für eine prächtige, vorbildliche Erziehung lassen die beiden Luise angedeihen! Da wird in einfachen Worten, ohne viel Federlesens, eine Summe von Nachahmens- und Beherzigens-

wertem ausgesprochen, vieles, was heute in der modernen Erziehung, namentlich der Töchter, häufig ganz und gar verloren gegangen ist. Ich sprach schon einmal kurz davon, wie gerade die Frau Pastor es versteht, Kinder auf den rechten Weg zu leiten. Sie ist immer die resolute und niemals, trotz ihres warmen und weichen Gemütes, in Mühseligkeit verfallende Frau. Sie erzieht zur Liebe, zur Dankbarkeit und Gutmütigkeit. Sie hält aber auch zu gleicher Zeit auf Arbeitslust und Tüchtigkeit im Leben. Und wie köstlich weiß sie diese verschiedenartigen Dinge mitunter in ein paar Worten zusammen zu fassen. So sagt sie einmal beim Zubettgehn, als sie das Kind so recht gehegt und gepflegt und geherzt hat, gleichsam als ob es nun aber höchste Zeit würde, auch ernstlich an die Pflicht zu mahnen: „Gott segen Di, min Döchtling; äwer morgen früh, Klock siw büst Du mi wedder in de Bein!“ Und dann noch ein Wort, das sie über die Strafen bei einem Kind sagt; es klingt wie eine Mahnung, die sich mancher Erzieher merken könnte, der da meint, mit roher Gewalt, mit Schelten oder gar Schlägen etwas auszurichten: „Kinnerlihrn is wat anners as Predigtmaken: de Ollen helpt dat blot denn un wenn, wenn einer ehr mal irnstlich mit de Höllenstrafen äwer 't Divo kümmt; äwer 'ne Kinnerseel . . . ! Dor brukt einer man blot mit en Tulpenstengel tau winken, dor brukt hei keinen Tunpahl tau“.

Wie wissen die Pastorsleute Luise vor allen Häßlichkeiten der Welt nach Möglichkeit zu behüten. Und doch, sie können es nicht verhindern, daß der Frieden einmal gestört wird, und daß dem Kind das Liebste, was es auf Erden hat, der Vater, von rohem Munde verleumdet wird. Der Pastor aber weiß, es muß so kommen, einmal schleicht sich der giftige Wurm auch an die schönste Menschenpflanze heran, einmal greift die erbarmungslose Welt mit ihrer harten, schmutzigen Hand auch in die Reinheit und Weichheit des Kinderherzens hinein. Er weiß aber auch, daß es hier bei der Erziehung darauf ankommt, diesen ersten großen Widerstreit der Gefühle möglichst weit hinauszuschieben, oder wie Reuter sich so schön ausdrückt, „dat de grötste Kunst för den, de 'ne Minschenseel trocken will, dorin besteht, dat hei so lang as möglich de harte Just von dat weike Hart afwehrt, bet dat ok irst harter worden is, un wenn denn de snöde Griff of weiker deiht, vel weiker, de smutzigen Fingermalen drücken sick doch nich so deip in 't Hart, dat bether noch nicks wüßt hett von den groten, ewigen Strid.“

Köstlich ist auch die Art, wie die Frau Pastor die Kinder aus dem Dorfe zur Ehrlichkeit und zu ruhigem und gesetztem Wesen erzieht. „Wer Appeln stiehlt, kriggt kein taum heiligen Christ“ . . . „wer sich mit andern Jungen vorm Pastorhause prügelt, „der kriegt keine Pfeffernüsse“, und so weiß sie jeden an seiner empfindlichsten Stelle zu treffen. Und doch, ihre Gutmütigkeit siegt gleich wieder, denn als Föching Rührdanz, der die Prügelszene mit Kriskhan Raßbom auf dem Gewissen hat, treuherzig versichert: „Fru Pastern, wi hemmen uns ämer all wedder verdragen“, da ist auch ihm die Missetat verziehen, und auch er erhält seine Pfeffernüsse.

Überhaupt dieser prächtige Heiligabend bei Pastors und dann dem gegenüber die gleich darauf geschilderte Feier bei Pomuchelskopp. Das ist auch so eines von den Mitteln, wie sie Reuter liebt, um das Rechte, das Vorbildliche, das erzieherisch Nachahmenswerte gegenüber dem, wie es nicht sein soll, in recht helles Licht zu rücken. Beispiel und Gegenbeispiel: Hier das gastliche Pastorhaus mit seinem wundervollen Familienfrieden und seiner Festesfreude, die aus allen Gesichtern leuchtet — dort die mürrische Pomuchelskoppfamilie, die Kirchenglocken, Weihnachtslieder und Tannenbäume im Grunde für überflüssig hält. Hier innige Dankbarkeit für jede, auch die kleinste Gabe — dort Unzufriedenheit und Mörgelei bei den Großen und Streit um die Geschenke bei den Kindern. Hier eine feine, mit Güte und Strenge weislich gepaarte Zucht und Erziehung — dort das gerade Gegenteil: der Rohrstock regiert, und „Hühning höll 't Regiment unrecht un halte sich den Gelen achter 't Schapp rut un tagelte Manting irst för sine Missedacht un dunn Philippping un dunn de annern Jungß tau Gesellschaft mit“.

Auch sonst liebt Reuter es, durch Gegensätze erzieherisch zu wirken. Da sind die unterschiedlichsten Typen und Charaktere: Pomuchelskopp auf der einen, Hamermann und Bräsig auf der andern Seite; Axel und Franz von Rambow; Moses und David; endlich auch noch Franz von Rambow und Friß Triddelfiß, die beide so ergötzlich von Bräsig „gemunstert“, charakterisiert und erkannt werden. Hierbei gibt übrigens Bräsig wieder so ganz nebenbei, so mitten im Gespräch, seine große Erfahrung zum besten, und er zeigt sich wieder als ein unübertrefflicher Meister des „ridendo dicere verum“. Lachend sagt er die Wahrheit über die beiden, lachend entwirft er auch das Idealbild des „Ökonomikers“,

bei dem es auf's Aussehen garnicht ankommt, „bloß auf 'ne regelrechte Gangart“, der „nich zu flüchtig“ sein, „sich nich mit Nebendingen aufhalten“ darf und auch „'ne gefezte Fassong“ haben muß. Lachend hält er uns dann gleich das Gegenbeispiel Fritzi Triddelfitz vor Augen, und wir hören, daß einer, der wie Fritzi keine „Aktion in seine Knochen“ hat und an „Ruhheffigkeit“, „Weichigkeit in die Fesseln un Dünnigkeit in die Flanken“ leidet, der „des Nachmittags schläft“, „Bong!“ sagt, wenn ihm etwas aufgetragen wird und dann doch den Auftrag wieder vergißt, daß der zeitlebens „en lauer Hund“, „en richtigen Windhund“ bleibt. — Doch Sawermann gibt die Hoffnung nicht auf, und er entgegnet Bräsig, wiederum sehr bezeichnend für seine Erziehungsmethode, mit der er unermüdblich an Triddelfitz arbeitet: „All sünd wi nich glik, un wenn 't of en beten Mäuh kost 't, warden fall hei doch!“ Er scheut keine Mühe und keine Ermahnung, er hält Fritzi immer wieder zu regelrechter und manchmal auch recht schwieriger, unappetitlicher und wenig „plaisierlicher“ Arbeit an, um ihn von seiner Hochnäsigkeit und lächerlichen Geziertheit zu kurieren.

Auch sonst wird Fritzi auf die verschiedenste Art „gezogen“. Marie Möllers, sein schmuckes „Wurst- und Schinkenverhältnis“, belehrt ihn schließlich, daß die echte Weiblichkeit, die etwas auf sich hält, nicht mit sich spaßen läßt, und daß man nicht ungestraft die weibliche Eitelkeit verletzen darf. — Ja, selbst die Tiere wehren sich gegen den Mißbrauch ihrer Langmut durch Fritzi, und „Bössing“, der Staatsgaul, weiß genau Bescheid, wie er seinen Reiter „erziehen“ muß. Einmal läßt er Fritzi noch halbwegs den Willen, und er rächt sich für unnötiges Reitpeitschen- und Sporengeden und Zagen bloß durch ein paar tüchtige Huftritte in den Psüßendreck, der nun Fritzens prächtigen Anzug von unten bis oben besudelt. Das nächste Mal aber soll's Fritzi, wenn er sein „Herumdrainieren“ nicht läßt, schlimmer ergehen, und der kluge „Bössing“ taxiert seinen menschlichen Gegner ganz richtig: „Is hei dumm, oder bün ick dumm?“ Er philosophiert wie der beste Philosoph: „Ick bün säbenteihn Zohr, un hei is säbenteihn Zohr: ick bün en Semmelvoß, un hei is en Semmelvoß. Ditmal hett hei sinen Willen kregen, dat negste Mal krieg ick em, —“ und er findet auch als geborener Erzieher sofort das richtige Mittel dafür: „Wenn hei mi mit Ribpitsch, Sporen un Stang'tom traktieren will, denn legg ick mi dat negste Mal mit em in 'ne Bütt ganz sachten dal.“

Auf andere, gleichfalls recht handgreifliche Weise weiß auch Bräsig wieder in die Erziehung Fritzens einzugreifen. Er weiß ihn prächtig von den verstiegene Pfaden seiner überspannten, einseitigen Lieb- schaft zu Luise Hamermann abzubringen und ihn von der Eifersucht auf Franz von Rambow zu heilen. Wer kennt sie nicht, die köstliche Geschichte vom „Kangderwuh in 'n Watergraben“, wo Bräsig in Gemeinschaft mit Frau Pastern den verliebten Schwerenöter in flagranti erwischt und ihm nun alle seine Sünden heimzahlt.

Ob Bräsig nun aber bei einer solchen letzten Endes höchst drolligen Gelegenheit erzieherisch eingreift oder in jener todesernsten Lage, wo er Arzel rettet und seine vierschrötige Gestalt zwischen ein Menschenleben und die düstere Pforte des Todes schiebt — immer bleibt dies seiner erzieherischen Weisheit letzter Schluß, daß man sich niemals überheben und ob seiner eigenen Tugend brüsten oder gar den ersten Stein auf den Nächsten, der da gefehlt hat, werfen soll; immer lebt die Erkenntnis in seinem Herzen, die auf dem Grunde jeder Erziehungsmethode geborgen liegen muß und überhaupt das Höchste aller menschlichen Einsicht darstellt, jene Erkenntnis, deren Summe Bräsig mit den Worten zieht: „Wir wandeln hier alle in Bisternis.“

Ich bin am Ende meiner Ausführungen, mit denen ich zeigen wollte, daß die Mittel und Wege, wie Fritz Reuter als Erzieher wirkt, überaus zahlreich und mannigfaltig sind. Ja, man könnte mit nicht allzu großer Mühe ihre Zahl noch beliebig vermehren. Hier jedoch kam es nur darauf an, an ein paar bezeichnenden Bei- spielen zu zeigen, welche tiefen ethischen und damit auch er- zieherischen Werte in Reuters Werken und vornehmlich in „Rein Hüfung“ und der „Stromtid“ verborgen liegen. Wie dunkle Rubinen liegen sie auf dem Grunde der tragischen Erzählung, wie leuchtendes Gold funkeln sie aus den breiten, von der Sonne des Humors be- schienenen Wellen des „Stromtid“-Romans hervor. Und wenn das Gold auch nicht immer frische und neue Prägung aufweist, es ist stets lauter und echt, und wenn es auch mitunter bei oberflächlicher Betrachtung — besonders bei der missingschen Regierung durch Bräsig — so scheinen mag, als ob es in der Tat nur Messing sei, es ist auch hier, und hier in erster Linie, eitel Gold, wenn auch ohne die feine, blinkende Politur und Glätte und ohne den Glanz, den ja so häufig auch falsches und wertloses Metall vortäuscht.



fritz Reuter und die bildende Kunst.

Von Paul Warndt.

Mit tausend Zungen redet die Natur in ihrer Größe und Schönheit zu Dem, der in einer kleinen Stadt oder auf dem Lande seine Kindheit und Jugend verlebt. Die Welt, die seinem Blick sich darbietet, ist eng, aber eben deshalb kann seine Seele sie ganz umfassen, deshalb bringt sein Blick hinein in die Tiefen dieser Welt. Und für sein ganzes Leben trägt er einen köstlichen Schatz mit sich: er hat gelernt, im Kleinen das Große zu sehen, er hat den Blick für das Wesentliche, für das, worauf es ankommt, und weiß das andere auszuscheiden. Tritt er hinaus in die große Welt, so tönt mit sinnverwirrendem Getöse das brausende Orchester an sein Ohr. Er aber weiß aus diesem Gemirr der Instrumente die einfache Melodie herauszuhören, die seine Kindheit auf der Hirtenflöte blies. Er weiß, daß nicht von außen her das Glück kommt, daß es nirgends blüht als in der Menschenseele.

Nein, was nicht in sie hineingelegt ist, das bringt auch das Leben nicht hinein mit all seiner schimmernden Pracht und Mannigfaltigkeit. Sonst würde die Großstadt verhältnismäßig viel mehr tüchtige Meister der Kunst hervorbringen als das Land, während doch eher das Gegenteil der Fall ist. Denn etwas hat das Großstadtkind voraus: Was Menschen Schönes schaffen, das tritt ihm früher und klarer vor das Auge als dem Kinde der kleinen Stadt. Es ist hier heute gewiß auch in dieser Hinsicht anders als früher, und in dieser Hinsicht ist es sogar besser, aber noch vor fünfzig Jahren — was gab es zu sehen in der mecklenburgischen Landstadt an Werken der bildenden Kunst? Und nun gar erst vor hundert Jahren, als Fritz Reuter ein Kind war — wie sah es aus mit Baukunst, Malerei und Plastik in Stenbagen? Was hing an der Wand in den lieben, traulichen Häusern? Vielleicht ein paar mäßige

Wiedergaben mäßiger Gemälde, die das uner schöpfliche Thema vom wiedergefundenen Kind oder von der glücklichen Werbung oder „die Schlacht bei Abutir“ behandelten oder ein paar Silhouetten und Porträtzzeichnungen. In seiner reizenden, hochdeutsch geschriebenen Skizze „Meine Vaterstadt Stavenhagen“ hat Fritz Reuter selbst „über das Wohlbefinden der Künste“ in dem Städtchen gesprochen; er sagt, daß die Produkte der Baukunst nach dem berühmten Kirchenbau von 1790 sich leicht in einigen neuen Wohnhäusern, Ställen und Scheunen aufzählen ließen, und daß die Leitung dieser Bauten drei Brüdern, Dick-Dohmstreich, Scheißbad-Dohmstreich und Tackelbein-Dohmstreich, anvertraut gewesen sei, denen sich später noch Hanne Dohmstreich jun. angereicht habe. Und nun erst die plastische Kunst! Sie war durch Pötter Böttcher vertreten, und auch dieser einzige Künstler offenbarte sein Genie nur einmal, als er für den Tabakskasten des Herrn Rektors einen sogenannten Löwen modelliert hatte, den der jugendliche Unverstand des künftigen Dichters — oder war es seine nachschaffende Phantasie? — für den Pudel Philo ansah.

Eingehender freilich spricht Fritz Reuter von der Kunst des Zeichnens und Malens in Stavenhagen, und wohl mit Recht; er nennt seinen Vater einen vorzüglichen Zeichner, und Onkel Herse konnte, wenigstens nach seiner, Onkel Herse's, Meinung sogar besser malen als der Bürgermeister. Onkel Herse leitete denn auch den Zeichenunterricht, den die Kinder „mit wirklichem Nutzen“ besuchten. Damals gab man, wie Fritz sagt, wenigstens ebensoviel auf eine Zeichnung wie auf einen Walzer; es wurde aber auch noch wirklicher Zeichenunterricht gegeben, „mit welchem der jetzige Dilettantismus sich nicht mehr quälen lassen will, sondern gleich zu Pinsel und Palette greift, um blaue und rote Blumen zu malen, die kein Sinné kennt, und kein Herrgott erschaffen hat.“ „Erst gehen und nachher tanzen“ war des tüchtigen und lebenskundigen Vaters Meinung.

Es sah also besser aus mit der Malerei als mit den anderen Künsten, allein die künstlerischen Vorbilder und Anregungen waren doch kaum sehr eindrucksvoller Art. Sie würden wohl nicht genügt haben, in Fritzens Herzen die Liebe zur Kunst zu entflammen, die ihn zeitlebens erfüllte. Und wenn nicht eben die Natur die beste und stärkste Führerin zur Kunst wäre, wenn nicht unaufhaltsam das Samenkorn zum Licht drängte, vielleicht nie, sicher aber nicht so früh

wäre in Fritz Reuters Brust der Wunsch erwacht, der Jahrzehnte hindurch in ihm lebendig blieb: der Wunsch, ein Maler zu werden.

Die Ansicht, daß nicht nur diese oder jene Kunst, sondern überhaupt alle Kunst im Grunde „brotlos“ sei, war früher und ist vielleicht noch heut in meinem lieben Vaterlande Mecklenburg sehr verbreitet. Und daß eine ausgesprochene künstlerische Begabung, die dem werdenden eigentlich gar keine andere Berufswahl läßt, ein hohes und seltenes Glück ist, das man mit aller Kraft halten, hegen und pflegen müsse, das werden noch heute viele sonst sehr lebenskluge und tüchtige Menschen beitreten. Menschen, die selbst volle, in sich geschlossene, starke Persönlichkeiten sind, halten es zur Bildung einer anderen, neuen Persönlichkeit für nützlich, ja notwendig, ihr das Eigenste und Persönlichste zu nehmen. Kommt aber nicht für jeden Jüngling der Tag, wo es ihm geht, wie dem schon zum Mann gereisten Fritz Reuter, kommt nicht der Tag, wo er das weite, unbekannte Lebensland vor sich sieht: viele Wege führen hindurch, aber welcher ist der rechte? Und ist es da nicht ein Glück, wenn die Natur selbst einen Fingerzeig gibt? Doch vielen erscheint der Pfad der Kunst allzu gefährlich und unsicher; sie meinen, der sichere Weg breiter Behaglichkeit sei vorzuziehen, auch für den, der um jeden Preis ausziehen möchte, die blaue Blume des Märchens zu suchen. Ach, sie blüht nicht auf den Gefilden der Gemütlichkeit, aber den Helden lockt die Gefahr. Allein, es wissen nicht alle, daß jeder Mensch sein besonderes Glück habe, und so hält mancher eine ausgesprochene, künstlerische Begabung eher für ein Unglück. Und etwas wenigstens hat sie ja gemein mit ihm: sie kommt selten allein. Auch bei Fritz Reuter war es so; schon in seiner Friedländer und Parchimer Schulzeit betätigte er die beiden Anlagen, die ihm die Natur geschenkt: er zeichnete und er dichtete. Das Zeichnen überwog; manche Blätter aus dieser Zeit sind uns erhalten. Und auch das andere traf zu bei Fritz Reuter: der in engen Verhältnissen lebende Vater mit seinem nüchternen, auf das Praktische gerichteten Sinn würde trotz aller Lebensklugheit, trotz aller Pflichttreue und Liebe seinen Sohn von vornherein für verloren gehalten haben, wenn dieser den Künstlerberuf ergriffen hätte. Er lehnte daher auch schroff und standhaft alle auf dies Ziel gerichteten, freilich stets nur zaghaft geäußerten Wünsche seines Sohnes ab. Er tat es sowohl während der Schulzeit als auch zu Beginn der Universitätsjahre; er wollte,

daß Fritz den sicher zum Ziele führenden Weg gehen sollte, den er selbst gegangen war. Weder einen Maler, noch einen Baumeister wollte er aus ihm machen, erstens, weil er ihm die Fähigkeit, es auf diesen Gebieten zu etwas Ordentlichem zu bringen, nicht recht zutraute, zweitens und vor allem aber, weil er wünschte, daß Fritz sein Nachfolger werde in seinem Amt und seiner blühenden Landwirtschaft. Denn er würde aus den eben angeführten Gründen sicher denselben Standpunkt eingenommen haben, wenn das Malertalent seines Sohnes weit größer gewesen wäre, als es ihm erschien und auch, als es in der Tat war.

Das spätere Leben seines Fritz hat dem Bürgermeister, leider erst nach seinem Tode, recht gegeben. Anders freilich, als er es ahnen konnte. Hätte Fritz Neuter nach Beendigung seiner Schulzeit sich der Malerei zugewandt, so würde dieser Beruf ihm vielleicht ein leidliches Auskommen und wahrscheinlich Befriedigung und damit Glück gewährt haben, und vielleicht niemals wäre ihm selbst zum Bewußtsein gekommen, zu welch hohen Dingen er berufen war. Die Wege des Schicksals sind ja verschlungen und rätselhaft. „Mich hat die Not zum Dichter gemacht“; hat Fritz später gesagt. Wer mag sagen, ob diese mächtige Fee nicht doch auch den Maler zum Dichter gemacht hätte?

Zahlreiche Zeichnungen, Pastellbilder und Ölgemälde, Porträts und Genrebilder, nach der Natur entworfene Stücke und Kopien hat Fritz Neuter im Laufe der Schüler-, Studenten-, Festungs- und Landmannszeit bis in die Dreptower Jahre hinein hergestellt, und viele sind uns erhalten geblieben. Einige wenige, die ihm zugeschrieben werden, kann man vielleicht, eins aber mit voller Sicherheit, als nicht von ihm herrührend bezeichnen. Das ist eine kleine Federzeichnung, darstellend den Schäfer Lehsten auf Talberg mit seinem Hunde. Hätte die Überlieferung recht darin, daß diese Zeichnung von Neuter herrührt, so könnte eigentlich keins der anderen ihm zugeschriebenen Blätter von ihm gezeichnet oder gemalt sein. Denn in jedem Punkte weicht sie von diesen ab. Die meisten der nach der Natur geschaffenen Bilder Reuters — von den Kopien darf man, da sie zu wenig beweiskräftig sind, absehen — zeigen eine nicht gewöhnliche, ziemlich bedeutende Begabung; die Porträts vor allen lassen deutlich erkennen, daß Fritz neben großer Treffsicherheit auch guten Farbensinn besaß. Aber alle diese Blätter beweisen auch

deutlich das Fehlen jedes wirklich eindringenden Studiums, jeder von außen kommenden oder selbst erworbenen wirklich ernsthaften Schulung. Ohne weiteres erkennt man, daß alle diese gewöhnlich mit fast ängstlicher Sorgfalt durchgearbeiteten Zeichnungen und Gemälde von einem begabten Dilettanten herrühren. Ganz anders liegt die Sache bei dem „Scheper Lehsten“. Dieses Blatt kann gar nicht von einem Dilettanten herrühren, es muß von einem Künstler, und zwar von einem bedeutenden, geübten Künstler, gezeichnet sein. Vielleicht rührt es von Schlöpfe her. Die flotte, eckige Art entspricht nicht der Weise, in der Reuter seine Bilder auszuführen pflegte; das Bild hat alles das, was Reuter zu voller Künstlerschaft noch gänzlich fehlte, vor allem die durch langes Studium erworbene untrügliche Sicherheit, die mit wenigen Strichen so überlegen zu charakterisieren weiß.

Ob Fritz Reuter ein Maler von Bedeutung hätte werden können, wenn sein Leben sich anders gestaltet hätte? Vielleicht. Aber wer vermag es zu sagen? Wie viele Faktoren können bei der Entwicklung des bildenden Künstlers mitsprechen, mit denen niemand gerechnet hat und rechnen kann! Wer weiß? Vielleicht hätte die Not auch noch den Maler zum Dichter gemacht! Aber hätten wir dann unseren Fritz Reuter? Raum! Nicht allein die Not, auch die Heimat, die vertraute Heimat mit ihren prächtigen Gestalten, unter denen, mit denen und in denen er und sein Geist lebten, diese teure Heimat vor allem hat ihn zu dem Dichter gemacht, der er geworden, oder vielmehr: sie hat den großen Dichter zu ewigem Leben erweckt, der in ihm schlief. Der Malerberuf — zumal aber der Beruf eines Bildnismalers — würde ihn wahrscheinlich der Heimat dauernd ferngehalten haben.

Fritz Reuter und die bildende Kunst! Wir würden kaum einen Verlust zu beklagen haben, wenn die meisten, ja, wenn alle von Fritz Reuter geschaffenen Werke bildender Kunst verloren gegangen wären. Wohl aber hätten wir vielleicht einen ungeheuren Verlust zu beklagen, wenn sie nie geschaffen worden wären! Denn die Beschäftigung mit dem Zeichnen und Malen hat Fritz Reuter zum großen Teil mit aufrecht erhalten in trüben, ja trübsten Zeiten seines Lebens; die bildende Kunst ist ihm lebens-, hoffnungs- und mutspendende Trösterin gewesen! Seinem eben künstlerisch ungeschulten Geiste ging auf dem Wege von Dömitz zur Heimat in Ludwigslust

bei dem Hofmaler Lenthe die bittere Erkenntnis auf: „So, dormit büßt du nu of dörch! Du heßt saeben Johr teifent und malt, un nu is dat of man en Quark!“ Aber selbst nachdem ihm diese übrigens kaum ganz begründete Erkenntnis gekommen und damit die während der Leidenszeit gehegte Hoffnung auf den Künstlerberuf ins Wasser gefallen war, hat ihm die Kunst doch wieder und wieder Trost gespendet und — während der ersten, bescheidenen Treptower Zeit — ihm auch den Tisch decken helfen.

Und sie hat seinen Blick geschärft für das, was um ihn herum war. Es war wohl der noch unerkannte Dichter in ihm, der zum Gestalten drängte und ihm zunächst den Zeichenstift in die Hand drückte. Er hatte noch nicht die richtigen Mittel gefunden, um den Menschen zu zeigen, wie sich die Welt in seiner Seele spiegelte. Als er sie aber dann endlich gefunden hatte — was für Meisterwerke der Kunst schuf er uns da! Woran erkennt man den großen Dichter? An der Größe seiner Gestaltungskraft! Daran erkennt man ihn, wie er die Menschen seiner Phantasie vor uns hinstellt. Der hat das Göttliche in sich, der ihnen den Lebensodem einzuhauchen weiß! Und steht nicht Braefig, stehen nicht Jochen Mühlen, nicht Amtshauptmann Weber und Mamsell Westfalen so plastisch, so wahr, so lebensvoll vor uns, wie nur die ewigen Gestalten der Dichtung, wie Don Quichote, Sancho Pansa und Falstaff? Ja, sie leben so gut wie diese, sie werden so lange leben wie sie, und darum reiht sich der plattdeutsche Dichter Fritz Reuter den größten Dichtern aller Zeiten an!

Mit wie großer Berechtigung aber auch Fritz sich mit der bildenden Kunst beschäftigt hat, mit größerer beschäftigte sich nachmals die bildende Kunst mit ihm. Maler und Bildhauer haben gewetteifert, die Züge des Dichters der Nachwelt zu überliefern. Neben der trefflichen Büste von Bernhard Afinger, oder noch vor ihr entstand die von der Hand eines Meininger Bildhauers, über die Fritz an Gisbert von Vincke schrieb: „Sie ist zwar sehr schön, aber sie kann, wenn Du Dir das Haar wegdenkst, ebensogut Bismarck sein, und denkst Du Dir den Schnurrbart weg, so wär's vielleicht Pio nono; hier gilt sie für gewöhnlich mit ihrem sehr ähnlichen Schnurrbart für König Wilhelm.“

Dankbar huldigt ihrem großen Sohn die Heimat. Dankbar huldigt ihm die Menschheit. Ihm ragen Denkmäler in der alten und neuen

Welt; in Chicago und Newyork, in Jena und in Neubrandenburg, und seine Vaterstadt Stavenhagen errichtet ihm ein Standbild im kommenden Jahre.

Wann aber wird endlich auch in der Reichshauptstadt ein Werk der bildenden Kunst an den großen niederdeutschen Dichter erinnern? Wann wird wahr werden, was der Schreiber dieser Zeilen in seinem Neuterbuch schrieb vor zwölf Jahren:

„Un wo lang' ward 't wahren, denn steiht up den Husvagteiplatz tau Berlin en stat'sches Denkmal von den verfluchten Demagogen, un Frizing ward sich dor nich slicht utnehmen mit sine stat'sche Näs', dei hei wat in de Luft höllt, as snüffelte hei so'n beten, un mit so'n gemütlichen Utdruck up sin fründlich Gesicht, as wull hei seggen: „Korl, es is doch ein gewissermaðenes Gefühl, wenn man sich so in ollen Dagen sagen kann: „Sa, Dummheiten aber Slechtigkeiten nich!“



fritz Reuter als Mensch.

Die unter dieser Bezeichnung zusammengefaßten nachstehenden Mitteilungen von Schülern Reuters aus der Zeit seines Aufenthaltes in Treptow an der Tollense werden dazu dienen, den Lesern ein besonders lebendiges und wertvolles Bild des Dichters zu geben.

Der Schriftsteller Herr Karl Otto-Dresden schreibt:

Fritz Reuter in Treptow.

Wer von den waldbefränzten Kreideseffen oder vom heilkräftigen Badestrande Rügens angelockt seinen Weg von Berlin über Stralsund nach Sahnitz nimmt, berührt, hinter Neubrandenburg mecklenburgisches Gebiet verlassend, da wo die Eisenbahn aus dem Tollensetal aufzusteigen beginnt, die Felder von Thalberg, die einst Reuter seinem Freunde Fritz Peters bewirtschaften half. Die Räder rollen über einen kurzen Viadukt, ein stattliches hohes Torgebäude kommt in Sicht, das ist das Brandenburgertor der Stadt Treptow. Nun mäßigt der Zug seine Geschwindigkeit, kurz vor dem Bahnhof den Blick auf die etwas tiefer, friedlich und freundlich hinter Gärten daliegende eigentliche Stadt eröffnend. Ein Aufenthalt von wenigen Minuten und die Fahrt geht weiter durch üppige Fluren.

Soviele fremde Augen wie heute vermochte zu Reuters Zeit das kleine Landstädtchen nicht auf sich zu ziehen; doch lag es dem großen Treiben nicht mehr so fern wie wenige Jahre zuvor, als ihm noch die schmucken Chausseen fehlten. Fast schien das Städtchen vergessen zu sein. Vor den Freiheitskriegen hatte man es noch gekannt als eine der Garnisonen des Regiments „Baireuthische Dragoner“. Aber das Regiment, heute „Pommersches Kürassier-Regiment Königin“ zog nach dem Kriege seine Schwadronen zusammen; Treptow war ihm entbehrlich geworden. Welche Veranlassung konnte bestehen, das Städtchen noch aufzusuchen? Wohl

lag es in der Postlinie Stockholm—Stralsund—Berlin, aber in der Regel war nur mit Kurierpferden die Briefpost zu befördern. Nach dem Friedensschlusse brachte ein berittener Postillon das verschlossene Postfelleisen bis an die mecklenburgische Grenze — in das fremde Land durfte der preußische Postillon in voller Postuniform doch nicht kommen — und übergab es dort auf freiem Felde dem an der Landesgrenze harrenden mecklenburgischen Postreiter. Waren die Wege im Winter vollständig verschneit oder zu anderer Zeit durch Regengüsse tief aufgeweicht, so hatte das Rendezvous seine Schwierigkeiten. Dann soll es vorgekommen sein, daß der zuerst eingetroffene Postkurier, wenn er sich längere Zeit allein sah, das Felleisen, wie für solche Fälle instruktionswidrig verabredet war, an der Grenze zur späteren Abholung unter einen Dornbusch legte.

Als später unter Friedr. Wilh. IV. die pommerschen Provinzialstände auf Betreiben des wirtschaftlich weitschauenden Politikers von Bülow—Cummerow den Bau von Kreischauffeen mit Geldbeihilfen des Staates und der Provinz neben den eigentlichen Staatsstraßen in Anregung brachten, gelang es etwa um das Jahr 1844 auch die Stadt Treptow sowohl mit Demmin und Anklam, wie mit Neu-Brandenburg hinreichend zu verbinden.

War in Treptow die eigentliche Quelle des Wohlstandes auch der Ackerbau, so hätte doch das Einfügen der Stadt in den großen Verkehr schon in wenigen Jahren nach außen hin sichtbare Früchte tragen müssen, wenn nicht das Jahr 1847 außer großem Mißwachs des Getreides weitere Ausbreitung der von Belgien aus eingeschleppten, auf Entartung beruhenden „Kartoffelkrankheit“ gebracht hätte. Das Gespenst der Hungersnot stand vor der Tür. Man war genötigt, das Brotkorn mit Hülsenfrüchten zu vermischen, um die nötige Menge des Mehles zu erlangen, und versuchte selbst die Preßlinge der Leinölmühlen, die sogenannten Ölkuchen, dem Brotteig hinzuzufügen. Das Revolutionsjahr 1848 brachte neue Sorgen. Hatten sich die städtischen Behörden 1847 durch Notstandsarbeiten zu helfen gewußt, so war es jetzt an der Zeit durch schnelle Errichtung einer Bürgerwehr möglichen Unruhen vorzubeugen. Der im ganzen friedliche Sinn der Einwohnerschaft ließ es zu den befürchteten Ausschreitungen glücklicherweise nicht kommen, und als die gesetzgebende Gewalt wieder genügende Kraft erlangte, hatte man an politischem Verständnis und an politischer Reife soviel gewonnen, daß man, die Ruhe

wiedererlangend, sich auch wirtschaftlich besser einzurichten vermochte. Nach mehr als ausreichenden Ernten wurden in der beginnenden Hälfte des zweiten Jahrhunderts nicht nur für die Bodenfrüchte gute Preise erlangt, sondern es stieg auch der Wert des Grundbesitzes in erwünschter Weise. Der Ackerbau erschien im ganzen Lande um diese Zeit als die Stütze aller Wohlfahrt. Dem Boden unmittelbar und der Viehzucht wurde abgewonnen, was man damals zum Leben gebrauchte. Bervielfacht hatten sich die Nahrungsmittel, der Flachsbau rentierte, den Schäfereien entnahm man die von den Tuchfabriken verlangte Wolle und der Rapsbau lieferte nicht nur das Brennöl für die häusliche Lampe, sondern auch das Schmiermaterial für die immermehr in Gebrauch kommenden, beim Eisenbahnbetriebe bereits unentbehrlich gewordenen Maschinen. Man begann hoffnungsvoll und froh in die Zukunft zu blicken.

Mit gleich frischem Mut zog in den ersten Frühlingstagen des Jahres 1850 Fritz Reuter in das Städtchen ein, um, vom Hauch der neuen Zeit getragen, den Beruf eines Landwirtes mit dem eines freisinnigen Pädagogen zu vertauschen. Seine Einbürgerung ging in Treptow schnell von statten. War doch das äußere Leben und Treiben dem in seiner mecklenburgischen Vaterstadt ziemlich gleich, etwas gehoben freilich durch zeitgemäße Fortschritte, wie solche die neuere preußische Gesetzgebung mit sich brachte. Bestanden noch vor wenigen Jahren wie in Stavenhagen auf der Gemeinschaftlichkeit des Besitzes beruhende überlebte agrarische Einrichtungen, forderte, was den Fremden besonders auffiel, noch der Kuhhirte in der Sommerfrühe durch Töne seiner Schalmei und einige Stunden später der Schweinehirt durch seltsame Hornmusik zum Öffnen der Ställe auf, um sich allmählich ansammelnde Herden auf die Stadtweide treiben zu können, so war jetzt nicht zum Nachteil für die Sauberkeit der Straßen die Stallfütterung und der Einzelweidegang eingeführt worden. Die ehemaligen gemeinschaftlichen Weideflächen waren geteilt in das Eigentum der Ackerbürger übergegangen und damit, bessere Rente gebend, unter den Pflug gekommen. Geblieben war aber das Anpassen der häuslichen Lebenshaltung an die örtliche Bodenkultur.

So bestand für jeden Haushalt beim Fehlen einer Marktzufuhr die Notwendigkeit, das unentbehrliche Gemüse in eigenen oder Mietsgärten oder auch auf gepachteten „Kaveln“ genannten, kleinen Ackerparzellen selbst zu ziehen. Dem hatte man schon in alter Zeit bei Dotation

der Amtsstellen Rechnung getragen. Die beiden Geistlichen konnten über große, zu ihren Dienstwohnungen gehörige Gärten verfügen. Einen kleineren Garten hatte man dem Rektor und Frühprediger überwiesen, auch der zu den Theologen zählende Konrektor war nicht leer ausgegangen. Daneben hatte die Stadt in ähnlicher Weise für ihre Beamten gesorgt, nur die nach Aufhebung des Land- und Stadtgerichts an den beiden Kreisgerichtskommissionen fungierenden Richter und Justizbeamten, der Obergrenzkontrolleur und die Beamten des Nebenzollamts, sowie der königliche Forstkassenrendant sahen sich, soweit sie eigene Wirtschaften führten, und nicht etwa Hausbesitzer waren, zur Pachtung von Gärten genötigt. Dieser Notwendigkeit fügte sich auch Fritz Reuter, als er seiner bevorstehenden Verheiratung wegen ein anderes Quartier bezog, und zwar seiner Blumenliebhaberei wegen mit großer Lust. Ende März des Jahres 1851 schrieb er an seinen väterlichen Freund, den als Botaniker ausgezeichneten Apotheker Dr. Grischow in Stavenhagen:

„Ich bin jetzt mit der Anlage meines Gartens beschäftigt und pflanze für die Zukunft Gesträuche und Bäume; das ist eine hoffnungsreiche Arbeit, und daran knüpft sich manche Aussicht, die ohne Mühe und Schwierigkeiten wohl schwerlich erreicht werden wird. Mit der Zeit dürfte diese Aussicht klarer und damit mehr Festigkeit in meine Zukunft erzielt werden.

Es ist schwer, in dieser schlechten Zeit das *utile* und *dulce* zu vereinigen, wenn der Raum zur freien Bewegung fehlt, welches in der gewöhnlichen Sprache weiter nichts heißt, als, wenn das Geld fehlt. Dies merke ich in meinem kleinen engen Garten; da muß ich sorgfältig erwägen, ob da und dort ein Rosenstock oder ein Kohlkopf stehen, ob ich eine Laube oder ein Zwiebelbeet anlegen soll. Ich glaube das so ziemlich jetzt ausgegrübelt zu haben und bedaure nur, daß Sie mir nicht näher sind, um mich etwa mit einigen Abligern Ihrer perennierenden Staudengewächse unter die Arme greifen zu können. Sollten Sie dabei kommen, Ihre Rabatten in Ordnung zu bringen, so bitte ich, wenn es nicht zu störend für Sie ist, Befehl zu geben, mir einige Absenker oder Schößlinge auf weiteres einschlagen zu lassen, ich werde dieselben mir Ostern abholen und auf gut Glück hierher auswandern lassen.“ —

Reuter entzog sich dem alltäglichen Getriebe auch sonst in keiner Weise. Seinen Mitbürgern stand er, mit Rat und Tat helfend,

wo er konnte, bald näher als mancher Einheimische. Das gelang um so leichter, als er sich mit dem herrschenden plattdeutschen Idiom auf das beste abzufinden wußte. Hochdeutsch wurde in Treptow nur in den fremden Beamtenfamilien gesprochen. Beim Verkehr mit dem Gesinde, sowie mit den Dienst- und Geschäftsleuten war auch für diese wenigstens oberflächliche Kenntniß der plattdeutschen Mundart besonders in früherer Zeit unumgängliches Erforderniß. Die Kinder in der Schule sprachen unter sich ausschließlich plattdeutsch; wer sich anmaßte, hochdeutsche Unterhaltung führen zu wollen, wurde als „Berliner“ verspottet.

Es konnte unter diesen Umständen nicht fehlen, daß bei großen Familienfesten, an welchen nach guter patriarchalischer Sitte Hausgefinde und Nachbarn ihren Anteil hatten, die Volksmundart sich gebührend Geltung verschaffte. Das war besonders bei den Volterabenden der Fall. Die hergebrachten festlichen Veranstaltungen und Vorführungen am Vorabend der Hochzeit verlangten, daß die auftretenden Personen ihre Wünsche so darbrachten, wie sie ihnen vom Herzen kamen und das konnte im allgemeinen nur in der Muttersprache geschehen. Wir sehen denn Fritz Reuter auch zunächst als Volterabenddichter, sich der ihm gestellten Aufgabe feinsinnig, mit vielem Takt und herzgewinnendem Humor entledigend.

Die „Läuschen un Rimels“, wie sie in den ersten Teil seiner Werke übergegangen sind, waren für seinen engeren Freundeskreis in der Mehrzahl schon vor dem Jahre 1851 geschrieben, und ruhten als lose Blätter in seiner Mappe, ehe Claus Groth — bekanntlich 1852 in Hamburg — seinen „Quickborn“ erscheinen ließ. Abgesehen davon, daß Groth sich der Reuter nicht geläufigen dithmarsischen Mundart bediente und bei seinen Dichtungen über den Ideenkreis des Volkes hinausging, um außerhalb stehende Leser des hochdeutschen Sprachgebietes zu erfreuen, konnte Groth schon deshalb nicht vorbildlich oder anregend wirken, weil schon der von Reuter bewundernd verehrte Johann Heinrich Voß im echten mecklenburgischen Dialekt vollendeter gedichtet hatte. Voß, der mit seinen zu höchster Vollkommenheit gebrachten, wundervollen Hexametern in der hochdeutschen Sprache den Gipfel der Rhythmik erreichte, konnte bei Reuter mit seinem Versuche, den Hexameter auch bei der spröden Dialektdichtung zu benutzen, nicht Anstoß erregen. Voß führt „Peter“ und „Krischan“ in seinem „De Winterabend“ auf griechischem Nothurn ein, aber Krischan

trägt dann, in die ihm geläufigere Versform verfallend, das von Voß mit glatten Endreimen gedichtete Lied vor, beginnend:

„Wat is 't doch voer en quadlig Ding,
In Wall un Muur to läwen.
Drum hebb' ik mi ok fix un flink
Wol up dat Land begäwen.
Als Landmann läw' ik ganz gewiß
Vergnögter, as de Kaiser is.“

Ähnliche poetische Anordnung finden wir in der Idylle „De Geldhapers.“ Voß hatte die plattdeutsche Welt noch in ungetrübter idyllischer Ruhe gekannt, während Neuter sie schon von modernen Anschauungen angegriffen in bedrängter Abwehrstellung traf. Zahlreiche Konflikte mit der Neuzeit führten die Vertreter des Alten mit oft versagenden Waffen in das ihnen aufgedrungene Gefecht. Man suchte die Kampfmittel des Gegners zu benutzen, dazu fehlte aber die Schulung in der neuen Fechtweise. So treten denn Personen auf, die in ein Raudermelch von Hoch- und Plattdeutsch geraten, oder die man sonst wie den irrenden Ritter von La Mancha in voller Verkennung der Wirklichkeit kämpfen sah. Da setzt nun Neuters unbergleichlicher Humor ein, aber das Satyrspiel wird von Neuter stets so gelenkt, daß wir mit unseren Sympathien auf Seiten der Schwächeren bleiben. Noch gibt es unberührte Inseln in der allmählich untergehenden sassischen Welt. Die sucht Neuter mit voller Herzenslust auf, um uns gemütvollste Stilleben vorzuführen wie es einst Voß gelang, wenn Neuter abweichend sich auch von der heiteren Muse führen lassen wollte.

Aber ernst nahm es Neuter mit sich selbst ganz wie Voß, der gut zu sein und Guten zu gefallen strebte, da kein Dichter tüchtig sein könne, wenn er nicht gut sei als Mensch.

Dabei war Neuter treu, ganz besonders ein treuer Freund. Als er einst seine Schüler durch Wald und Feld führte, wurde bei der Turnfahrt ein Mann aus dem Tagelöhnerstande eingeholt, der eine neue Arbeitsstelle zu suchen schien. Von der Turnerschar noch nicht ganz erreicht, bog er plötzlich vom Wege ab, um einem bei seiner weidenden Herde stehenden Schäfer zuzueilen, der anfangs fremd ihm gegenübertrat, dann aber, einen Freund seiner Jugendzeit erkennend, seine Arme ausbreitete und den Wiedergefundenen an sein Herz

drückte. Den alten Gliedern mochte es an derjenigen Gelentigkeit fehlen, die jugendlichen Turnern auch für solchen Fall unerlässlich schien. Einige wollten daher den Vorgang nicht ganz frei von Komik finden, Fritz Reuter rief aber die Schüler zusammen und benutzte das Ereignis zu einer Ansprache, in welcher treuer Freundschaft hohes Lob gespendet wurde. Die Freundschaft zähle, wie Reuter ausführte, zu den köstlichsten Dingen; sie könne nur edele, gleichgestimmte Seelen verbinden und sei die Quelle ungetrübten Vertrauens bei liebevoller Wertschätzung. Für Hoch und Niedrig sei sie ein unvergleichliches Gut. Achilles und Patroklos, Drestes und Pylades als leuchtende Beispiele vorführend, wünschte er jedem seiner Schüler die Fähigkeit, uneigennützig, treue Freundschaft halten zu können wie die beiden wackeren Männer zur Seite der kleinen Schar. —

Man hätte glauben sollen, daß die Wandelbarkeit seines Loses nach dem mit seltener Schwere in schönster Jugendzeit zerschmetternd über ihn hereingebrochenen Unheil und das bohrende Gefühl des ihm angetanen Unrechts weder Ruhe noch Beständigkeit bei ihm hätte aufkommen lassen, war aber überrascht von der in froher Anmut sich zeigenden Klarheit seines Gemüths, die einstige Trübung nicht mehr erkennen ließ. Er vermochte offenbar jede Stimmung seiner Seele mit Leichtigkeit unter die Vormundschaft seiner Einsicht, seines Gewissens und Willens zu stellen. Vom Zorn hat er sich nie übermannen lassen. Er konnte vergeben und vergessen. Das zeigte sich auch bei seinem politischen Auftreten.

Reuter war am 22. Mai 1851 preußischer Staatsbürger geworden und durfte in Treptow in die Reihe der Urwähler treten, als es galt, den geeigneten Mann in das Abgeordnetenhaus zu senden. Er wurde Wahlmann und gab seine Stimme dem nachmaligen Minister Grafen von Schwerin-Buzar, schloß sich also den Liberalen an. Das sah nicht aus wie haßerfüllte Vergeltung der Staatsregierung gegenüber, die ihn einst verfolgte und gefangen hielt.

Er hatte zuvor an Dr. Grischow in Stavenhagen, datierend „Treptow a. L. den 7. Februar im Jahre der Reaktion 1851“ geschrieben:

„Da Sie selbst in dem Lande der Erbweisheit wohnen, die nach dem Vorschlage der Bülow-Cummerow'schen Partei auf den preußischen Konstitutionalismus gepfropft zu werden verdient, so er-

warten Sie sicherlich keine beherzigenswerten politischen Nachrichten von mir, der als zukünftiger Preuße demütig auf hiesige Einführung des mecklenburgischen Feudalstaates und österreichischer Tabakregie wartet.“

Bülow-Cummerow war geborener Mecklenburger, aber schon seit seiner Jugendzeit naturalisierter Preuße, seit vielen Jahren in Pommern angefahren; ein Mann von großen finanzwirtschaftlichen Verdiensten, u. a. Gründer der „Ritterschaftlichen Privatbank“ in Stettin, aber von den Ereignissen des Jahres 1848 so unbelehrt geblieben, daß er mitten im ärgsten Toben der politischen Leidenschaften den „Verein zur Wahrung der Interessen der Grundbesitzer“ ins Leben rufen konnte. Er blieb der Politiker, der in einer 1823 erschienenen Flugschrift frei und offen aussprach, daß der Adel zur Führung höherer Ämter befähigter sei als der Bürgerstand, und der 1842 in seiner Schrift „Preußen, seine Verfassung, seine Verwaltung, sein Verhältnis zu Deutschland“ für das ständische Prinzip eintrat, die aufstauchende konstitutionelle Theorie verwerfend. Zwar hatte er 1845 in seinem Werk „Die europäischen Staaten nach ihren inneren und äußeren Verhältnissen“ den Grundsatz der Volkspolitik an die Spitze gestellt, aber mit der Einschränkung, daß sie nicht direkt vom Volk ausgehen dürfe. Das war sein, im gemachten Vorbehalt von Neuter verworfenes politisches Bekenntnis.

Die liberale Partei glaubte sich mit der vom Ministerpräsidenten von Manteuffel, dem österreichischen Minister Fürsten Schwarzenberg und dem russischen Gesandten Grafen Meyendorff vereinbarten Politik, der Ende November 1850 abgeschlossenen, einen Sieg Österreichs darstellenden „Olmüzer Punktation“ nicht einverstanden erklären zu können. Das war auch der Standpunkt Reuters, der mit Besorgnis auf das Vorgehen der drei Mächte sah, deren Einverständnis 1819 zu den finsternen „Karlsbader Beschlüssen“ geführt hatte.

Zwar begannen allmählich in der inneren Politik die Früchte des Jahres 1848 nach Reuters Geschmack zu reifen, wie die endgültige Aufhebung der gutsherrlichen Gerichtsbarkeit durch Gesetz vom 22. April 1851 zeigte, aber es waren, als Neuter an Grischow schrieb, schon reaktionäre Bestrebungen da, welche die Publikation des Gesetzes zu verhindern suchten. Neuter stand mit der Annäherung an Schwerin auf dem Boden der wirklich staatserkhaltenden Partei. Will man aus diesem seinem Verhalten einen Rückschluß auf seine

politische Vergangenheit ziehen, so kann man nur sagen: „ein gefährlicher Demagoge ist er nie gewesen“.

Wie er politisch mit den Treptowern eines Sinnes war, harmonierte er auch mit ihnen gesellschaftlich in jeder Weise. Angenehme Umgangsformen, feines Taktgefühl und heitere Geselligkeit waren von seinem Wesen unzertrennbar. —

Wenn bei allen seinen Vorzügen und seinem Dichterruhm die Frage offen bleibt, wie es möglich war, daß er bei Ausbreitung seines Rufes über die Grenzen der engeren Heimat hinaus auch in den Herzen derer Platz finden konnte, die, den alten Zwiespalt zwischen Nord und Süd noch nicht überwunden erachtend, ihm schon der abweichenden Mundart wegen schwer zu folgen vermochten, so können wir auf den Eindruck verweisen, den einst sein großer Landsmann Johann Heinrich Voß auf den ihm durchaus nicht nahe stehenden J. Görres machte.

Es ist die Huldigung, welche der treuen, urdeutschen Gesinnung und der ergreifenden Gemühtiefe der plattdeutschen Volksstämme dargebracht wird, wenn man in der Ferne ihre besonders ausgezeichneten Söhne anerkennt als Interpreten der anheimelnden, nicht immer verstandenen sassischen Sinnesart.

Görres mit Neuter in Beziehung zu bringen, wird denen nicht schwer fallen, die Görres nur als Herausgeber des 1816 unterdrückten „Rheinischen Merkur“ kennen, als den einstigen Verfechter deutscher Freiheit, der für die Liebe zu deutscher Sprache und Sitte, für die Eintracht der Fürsten und Völker, die Erneuerung des Kaisertums, Preßfreiheit und ständische Verfassungen mit flammenden Worten eintrat, wie sie bis dahin in seiner rheinischen Heimat nicht gehört waren.

Görres sagte, Naturell das nennend, was im Grunde tiefer ausgeprägte Stammeseigenart ist:

„Voß war, um sein Verdienst und seine Beschränktheit gleich im Inbegriffe weniger Worte darzustellen, in seinem Naturell wie in seiner Ausbildung, in Denk- wie in Gesinnungsweise ganz der sassische Bauer, wie er damals, als Charakter und Physiognomie der verschiedenen Stämme sich entschieden, dem Norden des Gesamt Vaterlandes sich angeeignet. Dort in der Niederung war seine geistige Heimat; mit dem, was er im Schweiß seines Angesichts sich erworben, hatte er sich in ihrer Mitte angekauft, und nachdem er die

Grenzen seines Besitzes mit der Dornenhecke der Polemik eingefriedigt, in seiner Mitte sich sein Haus gebaut, da saß er nun, überschauend sein Eigentum und mit sorgfamer Pflege es bewirtschaftend, jenen alten Wehren gleich, Priester, König, Hausvater, Alles in Allem innerhalb seines Geheges. Ernst und gründlich in all' seinem Tun, fleißig und unverdrossen in all' seinen Arbeiten, beharrlich in seinen Vorsätzen, unermüdet im Forschen nach seiner Wahrheit und eifrig in ihrer Verteidigung, klar im Denken, scharfsinnig im Unterscheiden und bestimmt entschieden in seinen Ansichten, streng in Grundsätzen, im Leben sittlich, unabhängig in seiner Sinnesweise, belehrend im Umgang, in seiner Häuslichkeit nicht ohne eine anziehende Vertraulichkeit und in seiner unaffektierten Gastfreiheit die Herzen ihm Gleichgesinnter leicht gewinnend: das waren die Tugenden, die schon in diesem seinem Naturell lagen, und die seine isolierte, einsame Lage nun vollends entwickelt und ausgebildet hatte.

Was ihm in der Poesie am besten gelungen, war jenes sassisthe Stilleben, das in den grünen Saaten sich sein Nest bereitet und von da aus in der Morgenfrühe sich zum heiteren Himmel schwingt und wirbelnd über Feld und Flur seinen Gesang austönt.“

Sind das nicht Worte, die ein Görres mit geringer Abweichung auch unserem Fritz Reuter zur Bewahrung seines Andenkens gespendet haben könnte? Worte, wie sie unausgesprochen in den Herzen derer ruhen in Süd und West, die sich gedrungen fühlen, in Übereinstimmung mit den Plattdeutschen dem großen Volksdichter an seinem 100. ‚Geburtstag‘ erneute, wohlverdiente Ehrung zuteil werden zu lassen.

Herr Geheimer Rat Prof. Dr. Richard Schröder-Heidelberg, der Sohn des bekannten Reuterfreundes Justizrat Schröder in Dreptow, bietet in einem längeren Schreiben aus dem Schatz seiner Erinnerungen folgende Ausführungen, die für gewisse Zeiten und Zustände im Leben des Dichters in hohem Grade bezeichnend sind:

„Ich kann nur sagen, daß ich Reuter unendlich viel zu danken habe. Sein Unterricht im Griechischen (er bereitete uns für die Quarta des Anklamer Gymnasiums vor) war freilich jämmerlich langweilig und machte ihm selbst wenig Freude, aber Turnen und Schwimmen lernten wir vortrefflich bei ihm, und er mußte dabei mit

großem Geschick uns männliche Gesinnungen beizubringen. Sein göttlicher Humor, den er mit meinem Vater teilte, ist mir unvergeßlich, und ich erkenne seine Nachwirkungen nicht selten in meinem Charakter wieder. Seine Krankheitszustände waren für uns Knaben natürlich nur erwünschte Ferien. Erst später habe ich kennen gelernt, wie schlimm es damit sein konnte. Es war, glaube ich, im Sommer 1865, als Reuter die Wasserheilanstalt Laubbach bei Koblenz besuchte. Von da aus war er nach Köln gefahren, wo Classen Kappellmann für die oppositionellen Abgeordneten in Berlin ein großes Fest zu veranstalten unternommen hatte. Reuter telegraphierte mir nach Bonn (wo ich damals Privatdozent war), die Kölner Versammlung sei aufgelöst und sie führen nun alle nach Oberlahnstein, ich solle doch in Bonn an den Zug kommen. Da packte er mich dann gleich zur Mitfahrt auf, aber schon unterwegs machten sich die bösen Wirkungen der Festfahrt geltend, indem auf jeder Station Reuter-verehrer mit gefüllten Gläsern zu uns kamen, mit Reuter anzustoßen. Er kam infolgedessen schon in sehr bedenklichem Zustande in Oberlahnstein an, so daß ich uns sofort im Gasthause ein Zimmer geben ließ und ihn zur Ruhe brachte. Daß er alle die schönen Neben, die nun gehalten wurden, verschlief, war ein Glück, denn nun schien er, als ich ihn zum Mittagessen weckte, wieder ganz hergestellt. Aber da kam etwas Neues. Plötzlich erschien Reuters alter Freund Grasshof, dem er die „Festungstid“ gewidmet und den er seit jener bösen Zeit nicht gesehen hatte. In seiner Freude bestellte Reuter sofort vom teuersten Schloß Johannisberger, als dann aber bald unsere Versammlung durch nassauische Truppen aufgelöst wurde, war er fertig, und nur mit Mühe brachte ich ihn mit Dr. Weg aus Hamburg in ein Boot zur Überfahrt nach Laubbach. Dort kam dann, wie immer nach solchen Anlässen, sofort die böse Zeit über ihn. Als er mir bald darauf nach Bonn schrieb, daß er wieder ganz gesund sei, fuhr ich mit den Professoren Eduard Böcking und Karl Simrock, die ihn gern kennen lernen wollten, nach Koblenz. Dort holte Reuter uns ab, und wir gingen dann zu Fuß nach Laubbach. In seiner Wohnung fand er die Visitenkarten zweier Generale, des Gouverneurs und des Kommandanten von Koblenz, vor. Er zeigte sie uns lächelnd und bemerkte: „Früher mußte ich immer dem Festungskommandanten den ersten Besuch machen, jetzt kommen die Herren zuerst zu mir.“ Er war den ganzen Tag überaus frisch, herzlich

und liebenswürdig. Als wir nach Bonn heimkehrten, erinnerte ich Simrock an sein Vorhaben, wegen dessen er zu Reuter hatte reisen wollen. Simrock war nämlich vor Jahren einmal geistesgestört gewesen und hatte von daher zu dem Arzt, der ihn behandelt hatte, ein solches Zutrauen, daß er überzeugt war, der würde Reuter von seinem unseligen Leiden heilen. Das hatte er Reuter selbst sagen wollen, und hauptsächlich deswegen war er mitgefahren. Auf meine Frage, ob er seinen Plan weiter verfolgt habe, erwiderte er: „Das war ja unmöglich bei der Geistesfrische, mit der wir von Reuter empfangen wurden.“

Ähnliches wie in Oberlahnstein erlebte ich mit Reuter, als ich im August 1866 mit meiner Frau sein Gast in Eisenach war. Wie frisch und prächtig war er, als er uns die Wartburg zeigte und zu seinem Bauplatz führte, den der Großherzog ihm geschenkt hatte, und wo sein eigenes Heim nun im Erstehen war! Aber am Nachmittag bekam Reuter von einem auswärtigen Gesangsverein ein Ständchen, die Leute wurden mit Wein willkommen geheißten, und alsbald war es wieder aus mit meinem guten Reuter.

So oft kam er noch von seiner neuen Heimat aus in unser Pommerland. Aber während Fritz Peters und mein Vater ihn nur in der frugalsten Weise bewirteten und sich seiner voll und ganz erfreuen konnten, schätzten andere es sich zur Ehre, ihm sofort Wein vorzusetzen, unbekümmert um die dann unvermeidlichen Folgen.

Politisch gehörte Reuter bis 1866 zur demokratischen, später durchaus zur nationalliberalen Partei. Anfangs gab es oft scharfe Kämpfe zwischen ihm und meinem der altliberalen Partei angehörenden Vater, aber es gab nie einen Mißklang. Mein Vater war ein lebhafter Verteidiger der Todesstrafe, die Reuter aus selbstverständlichen Gründen verabscheute. Er erwiderte meinem Vater durch die bekannte Episode der „Festungstid“: „Worum de Herr Justizrath Schröder in Treptow eigentlich de Meinung is, ik habb köppt warden müßt.“ Dadurch kränkte er meinen Vater sehr, weil der Leser den Eindruck gewinnen könne, als habe mein Vater die von ihm stets als eine Verruchtheit betrachtete Demagogenverfolgung irgendwie in Schutz genommen. Ein anderes Mal war Reuter der Gekränkte. Er bot meinem Vater die Widmung von „Kein Hüsung“ an. Dieser lehnte sie ab, weil er das in dem Werke gegebene Bild von den mecklenburgischen Rittern ungerecht fand. Die krasse Darstellung

Neuters müsse von diesen, zwar in ihrem Urteil vielfach befangenen, aber doch durch und durch gutmütigen und wohlwollenden Klasse eine durchaus verkehrte Vorstellung geben. Häßliche Ausnahmen kämen in allen Kreisen vor, aber in „Kein Hüsung“ sei der Bösewicht gewissermaßen als ein Prototyp seines ganzen Standes hingestellt. Vielleicht daß Neuter dadurch zu gewissen Grundgedanken in seiner „Stromtid“ veranlaßt wurde, wo er dem haltlosen, aber doch nicht schlechten Junker Axel seinen trefflichen Vater und den tüchtigen Vetter gegenüber stellt. Damals war Neuter zunächst empfindlich berührt, er ließ „Kein Hüsung“ ohne Widmung erscheinen, aber dann brachte er seinem alten Freunde den zweiten Band der „Läuschen un Rimels“ mit der bekannten herzlichen Widmung.

Scherzhafte Kämpfe gab es oft mit dem Rittergutsbesitzer Hilgendorf. Der sagte einmal zu meinem Vater: „Nein, mit diesem Neuter ist es doch zu schrecklich, und ich bete jeden Abend: Lieber Gott, gib doch, daß keiner meiner Söhne ein Genie wird.“ Mein Vater beruhigte ihn: „Hilgendorf, wenn deine Söhne nach dir schlagen, dann hast du das Gebet gar nicht nötig.“ Fritz Neuter strafte ihn mit den scherzhaftesten Bemerkungen in der „Stromtid“. Aber alle diese Dinge geschahen ohne Arg, und nie wurde der schöne Zusammenklang, der die Freunde in und um Treptow fürs Leben zusammenhielt, dauernd gestört.

Zu dieser Reise gehörte auch Superintendent Schumacher und Pastor Pieper von Groß-Teßleben, zwei Geistliche besten Schlages, wie Neuter sie uns in der „Stromtid“, der „Reis' nah Belligen“ und „Hanne Nüte“ vorführt. Was er von diesen berichtet, zeugt von dem tief religiösen Leben, das Neuter in seinem Innern hegte. Um so verhaßter war ihm der intolerante, herrschsüchtige Pfaffe, wie er ihn in „Hanne Nüte“ als Kuhnhaß (Kliefoth) schildert und küßlich verhöhnt: „Und Sie, Hochwürden, der der Allerwertste in unsrer sündigen Mitte sind.“

Als Neuter mich 1851 aus seiner Schule entließ, weil ich das Anklamer Gymnasium beziehen sollte, sagte er mir: „Nun will ich dir noch eine Lebensregel mitgeben: Ich rauche ja den ganzen Tag meine Pfeife, und da habe ich mir ausgerechnet, wie viel Zeit ich jedesmal zum Ausklopfen und zum Stopfen der Pfeife gebrauche, und wie viel das im ganzen ausmacht, wenn ich die Zeit zusammenrechne, feit ich angefangen habe zu rauchen. Und dann noch eins: Wenn

du einmal ein alter Mann bist, dann denke daran, daß ich dir einmal gesagt habe, du würdest ein Original.“ Ich mußte zwar nicht, was er damit meinte, aber ich war doch sehr stolz darauf.

Meine Schwester Hedwig ist nachher noch einige Jahre lang seine dankbare Schülerin gewesen. Sie, Anna Schumacher und Lucie Dolle hingen außerordentlich an ihm und haben nie aufgehört, den bei ihm genossenen Unterricht im Deutschen zu preisen. Reuter beabsichtigte später, diese Jahre noch in einem Werke „Ut mine Schaulmeistertid“ zur Darstellung zu bringen, er hat mir davon ausführlich erzählt, insbesondere, daß meiner Schwester die Hauptrolle darin zugedacht sei und er sie sich mit dem Oberkontrolleur Prollius verheiraten lasse. In seinem Nachlasse hat sich nichts davon gefunden.

Ganz prächtige Menschen waren Pastor Franz Boll und sein Bruder Ernst in Neubrandenburg. Ersterer war ehemaliger Schulkamerad meines Vaters vom Neubrandenburger Gymnasium her. Sie waren mit meinem Vater in engster Freundschaft verbunden, und ich zählte es zu den genußreichsten Stunden, wenn wir Bolls besuchten. Der Pastor war ein aufgeklärter Geistlicher von ungewöhnlicher Begabung und ungewöhnlichen Kenntnissen, zumal auf dem Gebiete der Geschichte. Sein Bruder Ernst, von Hause aus Theologe, aber durch seine schwache Gesundheit genötigt, sich mit der Stellung eines Privatgelehrten zu begnügen, war ein hervorragender Naturforscher, zumal Geologe, der aber auch auf dem Gebiete der mecklenburgischen Geschichte Treffliches geleistet hat. Ob Reuter die beiden Boll schon früher gekannt oder erst durch meinen Vater kennen gelernt hat, weiß ich nicht. Jedenfalls trat er mit seiner Übersiedlung nach Neubrandenburg zu ihnen in die engsten Beziehungen, und unsere Besuche dort galten fortan regelmäßig den lieben Dreien. Eine hübsche Geschichte, die ich seinerzeit schon A. Wilbrandt mitgeteilt habe und von ihm in seine Reuterbiographie aufgenommen wurde, möchte ich hier wiederholen, weil sie für Reuter sehr charakteristisch ist. Als Reuter erst kurze Zeit in Neubrandenburg war und wir ihn dort besuchten, erkundigte mein Vater sich nach seinem Ergehen. Er war ganz zufrieden, nur plagte es ihn, daß er anfing, ein berühmter Mann zu werden, und deshalb mit zahllosen verkehrten Zuschriften beglückt wurde. So hatte ihm Dr. Berling aus Anklam ein größeres Manuscript von plattdeutschen Gedichten zugesandt, um

sie auf ihre Druckwürdigkeit zu prüfen! Reuter fand sie sehr mäßig, durfte aber weder zum Druck zureden, weil der Verfasser sich dann auf ihn berufen haben würde, noch davon abraten, weil das als Brotneid ausgelegt worden wäre. In diesem Zwiespalt hatte er dem Verfasser geschrieben:

De Kuckuck singt un of de Sparling,
Sing' Du man düchtig, Dokter Barling.

Die in obigen Mitteilungen erwähnte Schwester des Herrn Geheimrat Schröder, Frau Hedwig Krüger-Bülow, erinnert sich mit besonderer Dankbarkeit des Lehrers ihrer Jugend. Sie schreibt:

„Ich denke mit unendlichem Interesse an meine Jugend zurück, wo der prächtige Fritz Reuter mein Freund und Lehrer war.

Als Reuter aus Dömitz freigelassen war, führte ihn sein Weg nach Thalberg zu seinem Freunde Peters. Dieser hatte ihm geraten, sich an meinen Vater zu wenden, um die Aussichten für seine Zukunft zu besprechen. Ich war damals noch ein kleines Mädel und kam gerade aus der Schule, als Reuter mir begegnete. Er redete mich an: „Kannst Du, Kleine, mir nicht sagen, wo Justizrat Schröder wohnt?“ Ich ergriff seine Hand rief freudig: „Das ist ja mein Vater! Ich führe Sie zu ihm.“ Da war er ganz beglückt und meinte zu mir: „Du bist ja ein liebes kleines Mädchen. Die Kinder haben sonst immer Furcht vor mir, weil der große Bart mein Gesicht so erschreckend macht“. So brachte ich den lieben Reuter in mein Elternhaus, und mein Vater freundete sich gleich sehr mit ihm an, und ich erinnere mich noch genau, wie er über Reuters großartigen Verstand entzückt war.

Mein Vater hatte ihm den Vorschlag gemacht, sich in Treptow als Privatlehrer niederzulassen. Ich bekam Unterricht bei ihm im Zeichnen und in der Literatur, als ich etwas über zwölf Jahre alt war. Ach, so billig war zu der Zeit noch alles, für eine Privatstunde nahm der gute Mann nur 25 Pfennige.

Sein Unterricht war für mich ganz wonnig, und hauptsächlich interessierte es mich, Anregung zum Dichten von ihm zu bekommen. Noch heute besitze ich ein Gedicht, welches seine besondere Zufriedenheit erregte.

Zu lieb war es, wie der gute Reuter sich um die Bildung von uns Mädchen bemühte. In den langen Winterabenden gingen wir in sein gemütliches Wohnzimmer und machten Handarbeiten, und Reuter las uns aus den schönen Werken von Walter Scott vor und sprach dann belehrend mit uns darüber.

Unendlich glücklich war er, als seine Frau sich zu der Heirat entschloß. Als beide zusammen in Brandenburg lebten, arbeiteten sie gemeinsam an der Schriftstellerei, und so gingen sie dem Glück entgegen.

Im Hause meiner Eltern war Reuter ein rechter Hausfreund. Wenn die Eltern ein Diner gaben, so brachte er stets sehr eigenartige Toaste aus, die allgemeine Bewunderung erregten. Auch Schach spielte mein Vater gern mit ihm.

Zu der Silberhochzeit vom Rittmeister Blümke-Mühlenhagen arbeitete Reuter einen höchst drolligen Polterabend. Die ganze Abfassung erregte so vielen Beifall, daß der Ruf von ihm weit hinaus ging, und er von vielen Seiten um Polterabendgedichte ersucht wurde.

Bald danach war auch die Hochzeit meiner Schwester, die war vier Jahre älter als ich, und da dichtete Reuter für mich und Lucie Dolle ein entzückendes Polterabendgedicht. Ich war die Sonne, Lucie der Mond. Reuter bemühte sich, mir den Vortrag eigenartig schön einzuüben. Der Anfang war:

„Mit leichten, geflügelten Schritten
Durchziehe ich Wiese und Feld,
Und mit dem leuchtenden Auge
Verklär' ich die finstere Welt.
Ich schwinge mich auf in die Lüfte,
Verkläre die Wolken mit Glanz,
Ich senk' mich hinab in die Ströme
Und rufe die Wellen zum Tanz.
Ich spiele mit leisem Geflüster
Des Nachts um die Schläfe dein,
Das Reich der Blumen und Farben,
Das Reich der Töne ist mein.“

Ich mußte als Sonne vielen Gästen einen Spruch sagen. So
z. B. dem Arzt Adam:

„Alter Adam, alter Sünder,
Wird's dir nicht von Herzen bang,
Kranke machst du nicht gesünder,
Und Gesunde machst du krank.
Keine Ruhe sollst du haben,
Keine Ruh' bei Tag und Nacht,
Sollst die Toten selbst begraben,
Die du selber umgebracht.“

Dieses Polsterabendgedicht fand so viele Bewunderung, daß es, glaube ich, den Anfang gab zu Reuters Schriftstellerei.

Zum Schluß möge hier noch ein Brief Reuters an den jungen plattdeutschen Dichter Helmuth Schröder Raum finden, der in gleicher Weise bezeichnend ist für sein gutes Herz, wie auch andererseits für die ernste und hohe Auffassung, die er von der Dichtkunst hatte.

Lieber Herr Schröder!

Ihre Zusendung erhielt ich zu einer Zeit der Unruhe und Unbehaglichkeit, wie sie stets mit einem Umzuge und einer neuen Einrichtung verbunden sein muß; daher konnte ich erst jetzt mich mit Ihren Gedichten beschäftigen. Ich habe dieselben gelesen und schreibe Ihnen darüber mein ungeschminktes Urteil. — In einigen der Gedichte finde ich wirklich poetische Anklänge, in anderen, z. B. „Die Tabakspfeife“ vermissen ich dieselben gänzlich; das erstere tritt meistens in den Liebesliedern und in den Gedichten von religiöser Stimmung hervor; das letztere in denen, die das gewöhnliche Leben schildern, es fehlt dort an dem notwendigen Humor, der den Leser für den prosaischen Gegenstand entschädigen muß. Ferner mischen Sie viel zu viel hochdeutsche Wendungen und Wörter (allerdings verplattdeutsch) in Ihre Verse, die dahin weisen, daß Sie hochdeutsch gedacht haben; auch die Reime und das Versmaß sind nicht rein und auf manchen Stellen sind Sie vollständig aus der Construction gefallen. Wenn unsere Sprache auch der strengen Gesetze des Hochdeutschen bisher entbehrt und manche Freiheiten gestattet, so dürfen dieselben doch so weit nicht gehen. — Nach meinem Rathe können

Sie die Sammlung in dieser Form und in diesen einzelnen Nummern nicht herausgeben; wollen Sie es jedoch versuchen, so weiß ich keine andere Verlagsbandlung, die sich damit befassen würde als Schotte & Comp. in Berlin, die schon vieles derartige Lyrisches verlegt haben; aber auf ein irgendwie bedeutendes Honorar werden Sie verzichten müssen. Erstlingsversuche erzielen das in Deutschland nie und lyrische Sachen sind so ungeheuer vertreten, daß auch die renommiertesten Dichter mit einem kleinen Honorar vorlieb nehmen müssen. — Wenn ich eine schriftliche Empfehlung als Vorrede zu Ihrem opus ablehnen muß, so geschieht es, weil ich ein für allemal dies auch Andern schon abgeschlagen habe und ich consequenter Weise hierin keine Ausnahme machen kann. — Diese Art der Empfehlung involviert stets eine Kritik und ich bin kein kritischer Mensch, auch paßt sich das nicht für mich, der ich selbst Gedichte schreibe.

Recht sehr wünsche ich Ihnen Glück mit diesen und ferneren Productionen, aber ich warne Sie auch, nicht jeden äußeren Anlaß für eine dichterische Inspiration zu halten, Sie würden sich viele verfehlten Hoffnungen und viele Kränkungen auf den Hals ziehen.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Eisenach, den 6. Julii 1863.

Fritz Reuter.



Reuter-Bibliographie.*

Von Wilhelm Seelmann.

Reuters Beiträge für Werke Anderer.

- Cambrurger Wochenblatt für alle Stände, Nr. 13 vom 29. März 1833. Darin: Beleuchtung der Mottoverse.
- Meklenburgisches Volksbuch für d. J. 1846. Hamburg, Hoffmann u. Campe. 1846. S. 136—164. Die Feier des Geburtstages der regierenden Frau Gräfin ꝛ. (Anonym).
- Meklenburg. Ein Jahrbuch für alle Stände. Hrg. vom Advocaten W. Raabe. Jg. 1847; ebd. 1847. S. 135—148. Potpourri. (Dei Gedankensünd'. Das abderijirte Meklenburg. Die Kirchenrohne. Die Qual der Wahl. Hans Dumm, der kluge Bauer. Wurst wider Wurst. Krafow's Götter. Plattdeutsche Wiegenlieder. Wie Petrus den Heiland verleugnet. Drenkhahn und Broihahn.) — S. 148—170. Öffener Brief an die meklenburgischen Landwirthe. — S. 171—204. Die Feier des Geburtstages ꝛ. — S. 205—211. Plattdeutsche Redensarten und Sprichwörter. (Sämtlich anonym. Über Reuters Verfasserchaft vgl. W. Seelmann, Ndb. Korresp.-Blatt 24, S. 74 f.)
- Dasselbe. Jg. 1848. Hamburg, Voigt. 1848. S. 167—185: Das Turnen. (? Anonym.)
- En poa Blomen ut Annmariek Schulden ehren Goahrn von N(Iwine) W(uthenow). Hrg. von Fritz Reuter. Greifswald u. Leipzig, C. N. Koch. 1858. S. I—VI Vorwort.
- Plattdütische Volks-Kalenner för 1859. Herutgeben vun Friedr. Dörr. Berlin. S. 80—82. Wenn 't kümmt, denn kümmt 't mit Huupen.
- Kostocker Zeitung vom 14. Mai 1861. Nachruf für Grischow, gest. 17. December 1860.
- Grenzboten. Jg. 21, Bd. 4 (1862). S. 501—506. Ein Heimatlofer in Meklenburg. (Anonym.)

* Von der Verzeichnung blieben ausgeschlossen alle Sonderabdrücke aus den Gesamtausgaben, die Nachdrucke, die fremdländischen Übersetzungen, in Tages- u. ä. Blättern erschienene Aufsätze sowie eine Anzahl belangloser Einzelausgaben neuester Zeit. Die wichtigsten Bücher über Reuter und die wichtigsten neueren Ausgaben sind durch vorgesezte Sternchen ausgezeichnet.

- Schleswig-Holsteinische Zeitung. Altona. Jg. 1864. Nr. 1.
Politisches Gedicht in plattdeutscher Mundart. — Nr. 19. 31. Wi
herw'n en dütsches Hart. — Nr. 33. Lat di nich verblüffen. —
Nr. vom 4. März. Kaiser und König.
- Vom Ostseestrand. Belletristisches Jahrbuch aus Mecklenburg. Hrsg.
von Ed. Hobein. Hoftock, Stillcr. 1868. S. 176—179. Drei
Anekdoten.
- J. Winkler, Algemeen nederduitsch en friesch dialecticon. Deel 1. 's
Gravenhage, Nijhoff. 1874. S. 50 f. De gelijkenis van den ver-
lorenen zoon in den tongval van de Stad Stavenshagen. Medegeedeeld
door den heer Fritz Neuter te Eisenach. November 1870.
- Lieder zu Schutz und Trutz. Gaben deutscher Dichter aus der Zeit
des Krieges im Jahre 1870. Gesammelt und herausgegeben von
Franz Lipperheide. Dritte Sammlung. Oktober bis Dezember
1870. Berlin, Lipperheide. 4^o. S. 68—79. Et 'ne lütte Gaw'
für Dütchland.
- Ebd. Vierte Sammlung. Februar bis Juli 1871. S. 55—59.
Großmütting, hei is dod! (Nach der Handschrift Neuters autographiert.)

Ältere Ausgaben der Werke Reuters.

- Läuschen un Niemels.** Plattdeutsche Gedichte heiteren Inhalts in mecklen-
burgisch-vorpommerscher Mundart von Fritz Neuter. Treptow an der
Tollense. Im Selbstverlage des Verfassers. 1853. (X, 293 S.) —
2. Aufl. ebd. Selbstverlag. 1854. — 3. durchgef., verb. u. verm. Aufl.
Anclam, Druck u. Verlag von W. Diege. 1856. — 4. ganz neu
überarb. u. verm. Aufl. Wismar, Hinstorff. 1859. (XXI, 309 S.)
— 5. Aufl. ebd. 1859. — 6. u. folgg. Aufl. siehe Werke Bd. 1.
- Unterhaltungsblatt** für beide Mecklenburg und Pommern. Redigirt
von Fritz Neuter. Nr. 1—40. Neubrandenburg, den 1. April bis
30. December 1855 (160 S.). — Desgleichen Nr. 1—13. Neu-
brandenburg, den 6. Januar 1856 bis 30. März 1856 (52 S.). 4^o.
- Die Reif' nah Delligen,** poetische Erzählung in niederdeutscher Mundart von
Fritz Neuter. Treptow a. d. L. 1855. Im Selbstverlage des Ver-
fassers. (In 4 Heften; XVI, 328 S.) — Die Reif' u. in der in
Mecklenburg und Vorpommern gebräuchlichen niederdeutschen Mundart.
2. unveränd. (Titel-) Aufl. Selbstverlag (Anclam 1858). — 3. un-
veränderte (Titel-) Aufl. Anclam, W. Diege. 1858. — Folgg. Aus-
gabe s. Werke Bd. 3.
- Polterabendgedichte** in hochdeutscher und niederdeutscher Mundart von Fritz
Neuter (Auf dem Umichlage: Zulkapp!!) Treptow. Im Selbstverlage
des Verfassers. 1855. (IV, 164 S.) — Neue (Titel-) Ausgabe.
Wismar u. Ludwigslust. 1862. — 2. sehr verm. Aufl. Schwerin,
Hildebrand 1863. (IV, 188 S.).
- Der 1. April 1856** oder Onkel Jakob u. Onkel Jochen. Lustspiel in drei
Acten. — Blücher in Teterow, dramatischer Schwank in einem Act
von Fritz Neuter. Greifswald und Leipzig, C. A. Koch's Verlags-

- buchhandlung, Th. Kunze. 1857. (181 S.) — Des alten Blücher Tabackspfeife, vaterländischer dramatisirter Schwank in 1 Act. Von Fritz Reuter. Neubrandenburg. 1858. Als Manuscript gedruckt . . . durch A. Heinrich in Berlin zu beziehen. (20 S.)
- Als Manuscript gedruckt. Allein und ausschließlich durch den Theateragenten Herrn A. Heinrich in Berlin auf rechtmäßige Weise zu beziehen. — **Die drei Langhänse.** Original-Lustspiel in drei Acten. Von Fritz Reuter. Berlin. 1858. (27 S.)
- Rein Hüfung.** Von Fritz Reuter. Greifswald und Leipzig. C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung, Th. Kunze. 1858. (223 S.) — Folgg. Ausgaben s. Werke Bd. 11.
- Abweisung** der ungerechten Angriffe und unwahren Behauptungen, welche Dr. Klaus Groth in seinen Briefen über Plattdeutsch und Hochdeutsch gegen mich gerichtet hat; von Fritz Reuter. Berlin. 1858. Rudolph Wagner. (51 S.)
- Läuschen un Nimmels. Neue Folge.** Plattdeutsche Gedichte heitern Inhalts in mecklenburgisch-vorpommerscher Mundart von Fritz Reuter. Neubrandenburg. Im Selbstverlage des Verfassers. 1859 (4 Bl., 302 S.) — 2. Aufl. ebd. Selbstverlag 1859. — 3. Aufl. Wismar, Hinstorff. 1861. (X, 287 S.) — Folgende Ausgaben siehe Werke Bd. 2.
- Alle Kamellen.** Zwei lustige Geschichten von Fritz Reuter. 1. Woans if tau 'ne Fru samm. 2. Ut de Franzosentieb. Wismar und Ludwigslust. Druck und Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung. 1860. (1 Bl., 341 S.) — 2. Aufl. ebd. 1860. — Folgg. Ausgaben siehe Werke Bd. 4.
- Hanne Nüte un de lütte Pudel.** 'Ne Bagel- un Minschengeschicht von Fritz Reuter. Wismar und Ludwigslust. Druck v. der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung. 1860. (2 Bl., 331 S.) — Andere Ausgaben s. Werke Bd. 7.
- Schurr-Murr.** Wat tausamen is schrap ut de hochdütsche Schöttel, Ut den plattdütschen Pott un den missingschen Ketel. Von Fritz Reuter. Wismar und Ludwigslust. Verlag der Hinstorff'schen Hofbuchhandlung. 1861. (3 Bl., 335 S.) — Spätere Auflagen s. Werke Bd. 6.
- Sämmtliche Werke** von Fritz Reuter. Bd. 1 ff. Wismar und Ludwigslust (später Wismar). Hinstorff. 1862 ff.
- Bd. 1. Läuschen un Nimmels. 6. Aufl. 1862. — 7. Aufl. 1864. — 8. Aufl. 1865. — 9. Aufl. 1866. — 10. Aufl. 1868. — 11. Aufl. 1871. — 12. Aufl. 1873. — 13. Aufl. 1875. — 14. Aufl. 1876. — 15. Aufl. 1879. — 16. Aufl. 1882. — 17. Aufl. 1884. — 18. Aufl. 1888. — 19. Aufl. 1893. — 20. Aufl. 1898. — 21. Aufl. 1902.
- Bd. 2. Läuschen un Nimmels. Neue Folge. 4. Aufl. 1863. — 5. Aufl. 1864. — 6. Aufl. 1866. — 7. Aufl. 1867. — 8. Aufl. 1869. — 9. Aufl. 1872. — 10. Aufl. 1875. — 11. Aufl. 1876. — 12. Aufl. 1879. — 13. Aufl. 1881. — 14. Aufl. 1884. — 15. Aufl. 1888. — 16. Aufl. 1894. — 17. Aufl. 1899.

- Bd. 3.** De Reif' nah Welligen. 2. Aufl. 1863. — 3. Aufl. 1864. — 4. Aufl. 1866. — 5. Aufl. 1867. — 6. Aufl. 1869. — 7. Aufl. 1872. — 8. Aufl. 1875. — 9. Aufl. 1877. — 10. Aufl. 1879. — 11. Aufl. 1880. — 12. Aufl. 1883. — 13. Aufl. 1888. — 14. Aufl. 1893. — 15. Aufl. 1898. — 16. Aufl. 1904.
- Bd. 4.** Alle Kamellen (I. Theil). Zwei lustige Geschichten. 1. Woans' ist tau 'ne Fru samm. 2. Ut de Franzosentid. 3. Aufl. 1862. — 4. Aufl. 1863. — 5. Aufl. 1864. — 6. Aufl. 1865. — 7. Aufl. 1866. — 8. Aufl. 1867. — 9. Aufl. 1868. — 10. Aufl. 1871. — 11. Aufl. 1874. — 12. Aufl. 1875. — 13. Aufl. 1877. — 14. Aufl. 1880. — 15. Aufl. 1883. — 16. Aufl. 1886. — 17. Aufl. 1890. — 18. Aufl. 1894. — 19. Aufl. 1898. — 20. Aufl. 1902.
- Bd. 5.** Alle Kamellen (II. Theil). Ut mine Festungstid. 1. Auflage 1862 (IV. Bl., 318 S.). — 2. Aufl. 1863. — 3. Aufl. 1864. — 4. Aufl. 1865. — 5. Aufl. 1866. — 6. Aufl. 1867. — 7. Aufl. 1868. — 8. Aufl. 1869. — 8. Aufl. 1871. — 9. Aufl. 1874. — 10. Aufl. 1875. — 11. Aufl. 1878. — 12. Aufl. 1879. — 13. Aufl. 1882. — 14. Aufl. 1885. — 15. Aufl. 1890. — 16. Aufl. 1894. — 17. Aufl. 1899. — 18. Aufl. 1904.
- Bd. 6.** Schurr-Murr. 2. Aufl. 1863. — 3. Aufl. 1865. — 4. Aufl. 1866. — 5. Aufl. 1867. — 6. Aufl. 1870. — 7. Aufl. 1873. — 8. Aufl. 1875. — 9. Aufl. 1879. — 10. Aufl. 1882. — 11. Aufl. 1886. — 12. Aufl. 1891. — 13. Aufl. 1896. — 14. Aufl. 1901. — 15. Aufl. 1910.
- Bd. 7.** Hanne Rüte un de lütte Budel. 2. Aufl. 1862. — 3. Aufl. 1864. — 4. Aufl. 1865. — 5. Aufl. 1866. — 6. Aufl. 1868. — 7. Aufl. 1870. — 8. Aufl. 1872. — 9. Aufl. 1875. — 10. Aufl. 1876. — 11. Aufl. 1879. — 12. Aufl. 1882. — 13. Aufl. 1884. — 14. Aufl. 1888. — 15. Aufl. 1892. — 16. Aufl. 1897. — 17. Aufl. 1904.
- Bd. 8.** Alle Kamellen (III. Theil): Ut mine Stromtid. 1. Theil. (1. Aufl.) 1863 (3 Bl., 304 S.). — 2. Aufl. 1863. — 3. Aufl. 1864. — 4. Aufl. 1865. — 5. Aufl. 1865. — 6. Aufl. 1866. — 7. Aufl. 1867. — 8. Aufl. 1868. — 9. Aufl. 1871. — 10. Aufl. 1874. — 11. Aufl. 1875. — 12. Aufl. 1878. — 13. Aufl. 1879. — 14. Aufl. 1881. — 15. Aufl. 1883. — 16. Aufl. 1886. — 17. Aufl. 1889. — 18. Aufl. 1893. — 19. Aufl. 1897. — 20. Aufl. 1902. — 21. Aufl. 1908.
- Bd. 9.** Alle Kamellen (IV. Theil): Ut mine Stromtid. 2. Theil. (1. Aufl.) 1863 (3 Bl., 299 S.). — 2. Aufl. 1864. — 3. Aufl. 1865. — 4. Aufl. 1865. — 5. Aufl. 1866. — 6. Aufl. 1867. — 7. Aufl. 1869. — 8. Aufl. 1872. — 9. Aufl. 1874. — 10. Aufl. 1875. — 11. Aufl. 1877. — 12. Aufl. 1879. — 13. Aufl. 1882. — 14. Aufl. 1883. — 15. Aufl. 1887. — 16. Aufl. 1890. — 17. Aufl. 1894. — 18. Aufl. 1898. — 19. Aufl. 1901.
- Bd. 10.** Alle Kamellen (V. Theil): Ut mine Stromtid. 3. Theil. (1. Aufl.) 1864 (3 Bl., 345 S.). — 2. Aufl. 1864. — 3. Aufl. 1865. — 4. Aufl. 1866. — 5. Aufl. 1867. — 6. Aufl. 1869. — 7. Aufl. 1872. —

8. Aufl. 1874. — 9. Aufl. 1875. — 10. Aufl. 1878. — 11. Aufl. 1879. — 12. Aufl. 1882. — 13. Aufl. 1883. — 14. Aufl. 1887. — 15. Aufl. 1890. — 16. Aufl. 1894. — 17. Aufl. 1898. — 18. Aufl. 1902. — 19. Aufl. 1910.
- Vd. 11. *Kein Hüjüng.* 2. Aufl. 1864. — 3. Aufl. 1865. — 4. Aufl. 1866. — 5. Aufl. 1869. — 6. Aufl. 1872. — 7. Aufl. 1875. — 8. Aufl. 1877. — 9. Aufl. 1881. — 10. Aufl. 1885. — 11. Aufl. 1890. — 11. Aufl. 1890. — 12. Aufl. 1894. — 13. Aufl. 1898. — 14. Aufl. 1901. — 15. Aufl. 1908.
- Vd. 12. *Alle Kamellen (VI. Theil): Dörschlüchting.* (1. Aufl.) 1866 (3 Bl., 327 S.). — 2. Aufl. 1866. — 3. Aufl. 1866. — 4. Aufl. 1867. — 5. Aufl. 1870. — 6. Aufl. 1873. — 7. Aufl. 1875. — 8. Aufl. 1877. — 9. Aufl. 1879. — 10. Aufl. 1882. — 11. Aufl. 1886. — 12. Aufl. 1891. — 13. Aufl. 1895. — 14. Aufl. 1900. — 15. Aufl. 1908.
- Vd. 13. *Alle Kamellen. (VII. Theil): De meckelnbörgschen Montecchi un Capuletti, oder De Reis' nah Konstantinopel.* (1. Aufl.) 1868 (3 Bl., 354 S.). — 2. Aufl. 1868. — 3. Aufl. 1868. — 4. Aufl. 1869. — 5. Aufl. 1873. — 6. Aufl. 1875. — 7. Aufl. 1877. — 8. Aufl. 1879. — 9. Aufl. 1881. — 10. Aufl. 1885. — 11. Aufl. 1891. — 12. Aufl. 1895. — 13. Aufl. 1900. — 14. Aufl. 1904.
- Vd. 14. *Nachgelassene Schriften. Erster Theil. Hrg. und mit der Biographie des Dichters eingeleitet von Ad. Wilbrandt.* (Ein gräßlicher Geburtstags. Briefe des Inspector Bräsig an Fritz Reuter. Die Reise nach Braunschweig. Urgeschichte von Mecklenburg. Gedichte) (1. Aufl.) 1874 (3 Bl., IV, 235 S.). — 2. Aufl. 1874. — 3. Aufl. 1875. — 4. Aufl. 1877. — 5. Aufl. 1879. — 6. Aufl. 1887. — 7. Aufl. 1891. — 8. Aufl. 1897. — 9. Aufl. 1904.
- Vd. 15. *Nachgelassene Schriften. Zweiter Theil. Hrg. von Adolf Wilbrandt.* (Memoiren eines alten Fliegenschimmels. Eine Heirathsgeschichte. Ausgewählte Briefe.) (1. Aufl.) 1875 (1 Porträt, VIII, 277 S.). — 2. Aufl. 1875. — 3. Aufl. 1883. — 4. Aufl. 1889. — 5. Aufl. 1894. — 6. Aufl. 1899. — 7. Aufl. 1908.

Neuere Ausgaben der Werke Reuters.

* Fritz Reuter, *Sämtliche Werke.* Volksausgabe in 7 Bänden. Wismar, Hinstorff. 1877/78. — 2. Aufl. 1883. — 3. Aufl. 1885. — 4. Aufl. 1888. — 5. Aufl. 1890. — 6. Aufl. 1891. — 7. Aufl. 1892. — 8. Aufl. 1893. — 9. Aufl. 1895. — 10. Aufl. 1896. — 11. Aufl. 1897. — 12. Aufl. 1898. — 13. Aufl. 1900.

* — *Sämtliche Werke.* Neue wohlfeile Volksausgabe in 8 Bänden. 1.—3. Aufl. Wismar, Hinstorff. 1902. — 4. Aufl. 1903. — 5. Aufl. 1905.

Die Hinstorff'schen Volksausgaben bieten den an manchen Stellen nach den Original-Handschriften berichtigten Text in normalisierter Schreibung, Ad. Wilbrandt's Biographie („Leben und Werke“) Reuters und eine Einleitung über Reuters Sprache und Schrift nebst sprachlichen Tabellen.

Anmerkung über den Abſag von Reuter's Werken: Von den 15 Bänden der ſog. Oktavausgabe, die nach und nach erſchienen und einzeln verkauft wurden, ſind nach Mitteilung der Hinſtorffſchen Verlagsbuchhandlung in Wiſmar vom 4. Oktober 1910, inſgeſamt bis jezt in 249 Auflagen rund 654 000 Bände gedruckt worden. — Von der ſiebenbändigen Volksausgabe wurden in 13 Auflagen (1878—1901) rund 148 000 Exemplare — 1 036 000 Bände abgeſetzt. — Von den Einzelbändchen aus der Volksausgabe ſind rund 273 000 Bändchen abgeſetzt worden. — Von den illuſtrierten Ausgaben der „Stromtid“ und des „Hanne Rüte“ in verſchiedenen Auflagen im Ganzen rund 17 000 Bände.

Von der neuen billigen Geſamtausgabe in 8 Bänden, die kurz vor Freiwerden der Reuterſchen Werke zuerſt erſchien (1902—1905), haben außerdem 80 000 Exemplare — 640 000 Bände die Preſſe verlaſſen. — Somit ſind im Hinſtorffſchen Verlag bis jezt rund 2 620 000 Bände von Reuter erſchienen.

An Honorar bezog Reuter vom Hinſtorffſchen Verlag für jeden Band der Oktavausgabe, 85, 90 M und 1 M durchſchnittlich 86 M . — Für die ſiebenbändige Volksausgabe zahlte der Verleger zunächſt auf 12 Jahre 75 000 M . — Später wurde auflagenweiſe honoriert und ſwar wurden von 1880 bis 1901 inſgeſamt noch rund 185 000 M ausgezahlt. — Die Einzelbändchen aus der Volksausgabe wurden außerdem mit à 30 M honoriert. — Die verſchiedenen illuſtrierten Ausgaben von „Stromtid“ und „Hanne Rüte“ brachten (einfchließlich der „Vanghänſer“) dem Autor noch 22 900 M Honorar ein.

Fritz Reuter, Sämtliche Werke. Nechtmäßige Original-Ausgabe in 8 Bänden. 8 Bde. Dottingen, Weißenturn. Berlin, Leipzig, Knauer in Komm. (1904). — Abdruck der Hinſtorffſchen Volksausgabe.

Ergänzungsband zu den ſämtlichen Werken von Fritz Reuter. Luſtſpiele. (Auch u. d. Titel: Luſtſpiele — Der 1. April 1856 oder Onkel Jakob und Onkel Jochen. Fürſt Blücher in Teterow.) 2. Aufl. Leipzig, (A. Koch, 1875. (VII, 157 S.)

— Ergänzungsbände zu den ſämtlichen Werken. Billige Ausgabe in 2 Bänden. [Luſtſpiele und Volterabend-Gedichte (Zuſchlapp).] Leipzig, (A. Koch, 1878. (VII, 165; VI, 185 S.) — 2. Aufl. ebd. 1883.

Fritz Reuters sämtliche Werke. Mit Vorwort und biographiſch-literariſcher Würdigung von Otto Welſkien. Stuttgart, Deutſche Verlags-Anſtalt (1905) (XVI, 959 S.)

* — ſämtliche Werke. Vollſtändige, kritiſch durchgeſehene Ausgabe in 18 Bänden. Mit einer Biographie des Dichters und mit Einleitung hrg. von Carl Friedr. Müller. 18 Bde. Leipzig, M. Hefſe (1905) — Reuter-Lexikon. Der plattdeutſche Sprachſchatz in Fritz Reuters Schriften geſ. u. alphab. geordnet von C. F. Müller, ebd. (1905).

* — Werke. Hrg. von Wilhelm Seelmann. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. Bd. 1 (Biographie. Läuſchen. Wortverzeichnis). Mit Anmerkungen von W. Seelmann u. J. Volte. — Bd. 2, 3 (Stromtid. Franzoſentid.) — Bd. 4, 5 (Feſtungſtid. Schurr-Murr. Reiſ' nah Belligen. Hanne Rüte). Bearbeitet von Ernst Brandes u. W. Seelmann. — Bd. 6 (Dörchläuchting. Reiſ' nah Konſtantinopel.) Bearb. von C. Vorchling u. E. Brandes. — Bd. 7 (Kein Hüſung. Urgeſchicht. Kleine Schriften). Bearb. von E. Brandes u. W. Seelmann. Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut. (1905/06.)

* — Werke. Im Verein mit Conrad Vorchling und Ernst Brandes hrg. von Wilhelm Seelmann. Kritiſch durchgeſehene und erläuterte Ausgabe. 7 Bde. Leipzig und Wien, Bibliographiſches Inſtitut (1907). — Von der vorigen Ausgabe nur durch einige Beſſerungen in den Stereotypplatten unterſchieden.

* — ſämtliche Werke. Ausgabe in 15 Büchern. Auf Grund der neueſten Reuterforſchung bearb. und hrg. von Hermann Jahnke und Albert

Schwarz. Mit einem Lebensbilde des Dichters, einer sprachgeschichtlichen Darstellung, mehreren Abbildungen und vollständigem Wörterbuche zu Fritz Reuters Werken. Bd. 1—15. (In 4 Bdn.). Berlin, A. Weichert. (1905.) — Ein zweiter Abzug der Stereotypplatten derselben Ausgabe erschien in gleichem Verlage u. d. Titel: Fritz Reuter-Bibliothek Bd. 1—15.

- * — sämtliche Werke in 12 Bänden. Vollständige, kritisch durchgesehene und erläuterte Ausgabe mit Biographie und Einleitungen von Karl Theod. Gaederß. Bd. 1—12 (in 4 Bdn.). Leipzig, H. Neclam (1905).
- sämtliche Werke. Ausgabe in 8 Bdn. Hrg. von Heint. Lange. 8 Bde. Dresden, Sturm (1905).
- Werke in 12 Teilen. Hrg. mit Einleitung und Anmerkungen von Hans W. Grube. 12 Tle. Berlin, Bong. 1908.
- Ut mine Festungstid. Für die deutsche Jugend hrsg. von C. A. Hinstorff. Frankfurt a. M. u. Berlin, W. Diesterweg. 1908. IV, 186 S. [B.]
- Dasselbe, mit dem Kopftitel: Diesterwegs Deutsche Schulausgaben 12. Ebd. 1908. IV, 186 S. [B.]
- Ut de Franzosentid. Ausgabe für die Jugend, veranstaltet von der Literarischen Vereinigung des Berliner Lehrervereins und des Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes. Mit einer Biographie des Dichters von Herm. Jahnke. Wismar, Hinstorff. 1904. (224 S.)
- Ut de Franzosentid. Mit einer biographischen Einleitung und einem Nachwort von Julius Neuper (Universal-Bibliothek für die Jugend. 409—412). Stuttgart u., Union. (1905.) (VIII, 184 S.)
- Fritz Reuter. Ut mine Stromtid. Mit erklärenden Anmerkungen von Arnold Reimann. T. 1—3 (= Deutsche Bücherei, Bd. 22—24). Berlin (H. Neelmeyer 1905).

Illustrierte Ausgaben und Illustrationen.

- F. Hiddemann und H. Lüders. Illustrationen zu Fritz Reuters Werken. In Holzschnitt ausgeführt. Heft 1—5. Berlin, Grote. 1868—72. (59 Tafeln nebst Text.) 4^o.
- Dasselbe. Auswahl. 2. verb., teils verm., teils reducirte Aufl. Mit einer Einleitung von Otto Glagau. Ebd. 1872. (XXIV S., 36 Tafeln.) 4^o.
- F. Hiddemann und H. Lüders. Illustrationen zu Fritz Reuters Werken. Mit einer Einleitung von O. Glagau. 2. Aufl. Berlin, Grote. 1875. (XXIV S., 35 Taf.)
- Fritz Reuter-Galerie mit Bildern von Conrad Beckmann und Text von R. Th. Gaederß. München, Verlagsanstalt vormalß Bruckmann 1884. (IV, 64 S. 12 Taf.)
- Fritz Reuter-Album. (Tafeln nebst Text: R. de Witt und E. Kolbe; Text zu den Illustrationen aus Reuters Werken nebst einer Biographie

- des Dichters.) Berlin-Schöneberg, P. J. Døstergaard (1904), 21 Tafeln, 48 S.). 4^o.
- Fritz Reuters Werke in Bildern. 21 Kunstblätter in Heliograv. und 11 Phototyp. nebst erklärenden Textabschnitten aus des Dichters Werken. Nach Gemälden und Aquarellen von H. de Witt. Erläuternder Text nebst einer Bibliographie des Dichters von E. Kolbe und H. de Witt. Berlin, Preuß' Institut Graphik (1905). 4^o.
- Fritz Reuters gesammelte Werke. Hrg. von Hans Reineke. Mit Illustr. von Hans Stubentrauch. 12 Bde. Berlin, Eckstein Nachf. (1905).
- Werke. Volks-Ausgabe. Hrg. von Hans Reineke. Mit Illustrationen von Hans Stubentrauch. 12 Bde. Berlin, Eckstein Nachf. 1905/06.
- neue illustrierte Ausgabe in 2 Bänden. Mit ausführlichem Wörterbuch in hochdeutscher Sprache. 2 Bde. Hamburg (H. Carls) 1906).
- Werke. Neue illustrierte Ausgabe in 2 Bänden hrg. von H. Macke und A. Junfermann. Mit Original-Illustrationen von Konr. Beckmann und Herm. Tischler. 54. Aufl. 2 Bde. Berlin, Herlet. 1909. 8^o.
- Fritz Reuter, Hanne Rüte un de lütte Pudel. 'ne Bagel- un Menschen-geschicht. Illustrierte Ausgabe mit 40 Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. Wismar, Hinstorff. 1865. (III, 329 S.) — Das-selbe. Mit Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter und neuen Illustrationen von Otto Lau. 2. Aufl. ebd. 1875. (290 S.) — Das-selbe. Mit 37 Holzschnitten nach Zeichnungen von Otto Speckter. ebd. 1904. (213 S.)
- Illustrationen zu Hanne Rüte und de lütte Pudel. 'ne Bagel- un Menschen-geschicht von Fritz Reuter. 36 Bilder von Otto Speckter nebst Reuters Portrait. Wismar, Hinstorff. 1868 (38 Bl.). 8^o. — Das-selbe. 2 Abdr., ebd. 1879. — Das-selbe. 3. Abdruck. ebd. 1887.
- Hanne Rüte un de lütte Pudel. 'ne Bagel- un Menschen-Geschicht von Fritz Reuter. Illustr. von E. Brüning. Berlin, H. L. Schröder (1905). (315 S.)
- Illustrationen zu Läuschen un Nimels von Fritz Reuter. Gezeichnet, lithographirt und in Farbendruck ausgeführt von C. Hacker in Berlin. Wismar, Hinstorff. 1881. (10 Bl.) gr. fol.
- Ut mine Stromtid. (Alle Kamellen. Bd. 3. 4. 5.) von Fritz Reuter. Illustrierte Prachtausgabe mit 60 Holzschnitten nach Zeichnungen von Ludw. Pietsch. 3 Thle. Lex. 8^o. Wismar, Hinstorff. 1865. — Das-selbe. Neue illust. Prachtausgabe. Mit 140 Original-Illustrationen von L. Pietsch und D. E. Lau. 3 Thle. in einem Bande mit einem Anfang: Erklärendes Wörterbuch. ebd. 1878. (VI, 530 u. 36 S.) 4^o. — Das-selbe. Mit 60 Holzschn. nach Zeichnungen von Ludw. Pietsch, ebd. 1904 (639 S.) gr. 8^o
- Illustrationen zu Ut mine Stromtid (Alle Kamellen 3.—5. Thl.) von Fritz Reuter. 60 Bilder von Ludwig Pietsch nebst Reuters Portrait. Wismar, Hinstorff. 1868. (62 Bl.) 8^o. — Das-selbe. 2. Abdruck. ebd. 1879. — Das-selbe. 3. Abdr. ebd. 1887.

Fritz Reuter, Ut mine Stromtid. Mit Text- und Vollbildern von Ludw. Verwald, Kopf- und Schlußstücken von Nic. Bachmann. Berlin, Grote. 1907. (VII, 482 S.)

Hochdeutsche Bearbeitungen:

- Fritz Reuters Werke in hochdeutscher Sprache. Aus dem Plattdeutschen übertragen von E. Bußler. 5 Bde. (Bd. 1 Franzosenzeit; 2. Durchlaucht; 3. Festungszeit; 4, 5 Stromzeit). Stuttgart, C. Weber (1905).
- Meisterwerke. Ins Hochdeutsche übertragen von Heint. Conrad. 6 Bde. Stuttgart, H. Bsp (1905).
- Werke. (In hochdeutscher Übersetzung) Hrg. von Karl Macke und A. Junkermann. (Bd. 1.) Ut mine Stromtid und Dörchlächting. In hd. Übersetzung von K. Macke. Mit einem Geleitwort von A. Junkermann. Prachtausgabe mit Illustrationen von Konr. Beckmann u. Herm. Tischler. Berlin, Herlet. 1905. 8°.
- Werke. Hrg. von Karl Macke und A. Junkermann. (Bd. 1.) Ut mine Stromtid. In hochdeutscher Übertragung von K. Macke. Mit einem Geleitwort von A. Junkermann. Berlin, Herlet (1905).
- Frei übersetzte Läschen un Rimels. Auswahl und Übersetzung von L. Schwabe. Dresden, Pierson (1907). (VIII, 43 S.)
- Ut mine Stromtid. Hochdeutsche Ausgabe von Otto Heidmüller Wismar, Hinstorff. 1904. (XV, 656 S.)

Brief-Ausgaben.

- Fritz Reuters Briefe an seinen Vater aus der Schüler-, Studenten- und Festungszeit (1827—1841). Hrg. von Franz Engel. Mit 1 Porträt u. 12 Facsimiles. 2 Bde. Braunschweig, Westermann, 1896. (VIII, 232; VIII, 267 S.) — 2. (Titel-) Aufl. ebd. 1898.
- Ausgewählte Briefe in den Hinstorffschen Ausgaben der sämtlichen Werke Bd. 15, Volksausgabe Bd. 1.
- Briefe von Fritz Reuter, Klaus Groth und Brindman an Eduard Hobein, veröffentlicht von Wilhelm Meyer. Berlin, Weidmann. 1909. (64 S.)
- Briefe Fritz Reuters. Deutsche Dichtung. Bd. 26 (1899) S. 31, 32.
- Ungedruckte Briefe Fritz Reuters. Gartenlaube 1890, S. 88, 90—91, 104, 106—108, 136, 138—140, 176, 212, 214 f.
- Zwei Briefe Fritz Reuters (an die Burschenschaft Arminia in Jena). Burschenschaftliche Blätter. Jg. 10, Sommer 1806, S. 145.
- J. Proelß, Fritz Reuters Briefe an seine Braut. Gartenlaube 1896. S. 587—592, 600—604, 618, 638.

Rich. Schröder, Eine Selbstbiographie von Fritz Reuter. Neue Heidelberger Jahrbücher. Bd. 5 (1891). S. 18—22. — Ein Brief v. J. 1861.

Ein Brief Reuters (an Büchner). Deutsche Dichtung. Bd. 11. S. 31.

Bücher und Aufsätze über Fritz Reuter.

W. Ahrens, Fritz Reuter und seine Verleger. Börsenblatt für den deutschen Buchhandel. Jg. 77 (1910), Nr. 168, S. 8515—18.

Paul Albrecht, Fritz Reuters Krankheit. Eine Studie. Halle, C. Marhold. 1907. (47 S.)

Andenken an Fritz Reuters Begräbnisfeier. Wismar, Hinstorff. 1874. (IV, 38 S.) — Darin Grabreden, Gustav Freytags Nachruf u. a.

A. Andrae, Zu Fritz Reuters Läusehen und Ule Kamellen. Zeitschr. f. dtsh. Unterr. Jg. 23. (1909), S. 754—775.

(**J. Antonius**.) F. Reuter daheim. Auf dem Gymnasium und der Universität. Festungszeit. Bis zum ersten öffentlichen Hervortreten. Bis zum Tode. Monatsblätter für deutsche Literaturgeschichte Jg. 1 (1897), S. 64—77.

Bärwinkel, Über den religiösen Werth von Reuters „Ut mine Stromtid“. Ein Vortrag. Erfurt, Stenger. 1876. (46 S.)

P. Baitlen, Fritz Reuters Universitäts- und Festungszeit. Deutsche Rundschau Bd. 43 (1885), S. 385—401.

A. Bartels, Fritz Reuter und Klaus Groth. Die schöne Literatur. Jg. 6 (1905), S. 161—166, 185—188.

Bedmann, Fritz Reuter als Turnlehrer. Zeitschr. für Turnen. Jg. 5. (1896), S. 81 ff.

A. Biese, Fritz Reuter, Heinrich Seidel und der Humor in der neueren deutschen Dichtung. Kiel, Lippius & Tischer. 1891. (55 S.)

H. Blum, Reuters Briefe an seinen Vater. Westermann's Monatshefte — Bd. 207. (Mai 1806), S. 265—271.

— Aus Fritz Reuters schwarz-roth-goldener Zeit. Burschenschaftliche Blätter. 1896, S. 269—276, 289.

Boßh, Reuter. Allgemeine deutsche Biographie 28 (1889), S. 319—327.

H. Bogberger, Zu F. Reuters Hanne Rüte. Archiv f. Literaturgeschichte Bd. 5 (1870), S. 490 f.

Ernst Brandes, Aus Fritz Reuters Leben. Wissenschaftliche Beilage zu den Schulnachrichten. Ostern 1899, 1901. Straßburg, Wpr. Progr. (102. 70 S.)

— Zu F. Reuters Lebensgeschichte. Preuß. Jahrb. 106 (1901) S. 283—326.

— Eine neue Quelle für Reutersche Anekdoten. Ndb. Jahrbuch 35 (1909), 1—16.

- Ernst Brandes**, Neuters Verhältnis zu W. Bornemanns plattdeutschen Gedichten. Feitschrift zur Jubelfeier des Gymnasiums zu Demmin (Demmin 1907), Teil II, S. 57—69.
- A. Brückner**, Rede bei der Enthüllungsfeier des Fritz Neuter-Denkmals zu Neubrandenburg am 29. Mai 1893. Neubrandenburg, Brünslow. 1893. (16 S.)
- F. Brümmer**, R. Schramm. Allgem. deutsche Biographie. Bd. 32 (1891), S. 445 f.
- R. Döhn**, Ein amerikanischer Brief aus Thüringen. Gartenlaube 1868. S. 109—111. — Betr. B. Taylor's in New York Tribune gedruckte Eindrücke von Neuter.
- R. Dohse**, Fritz Neuter. Ein Bild seines Lebens und Schaffens. (Aufwärts! Nr. 12.) Frankfurt a. M., E. Grieser. (1910.) 71 S.
- Heinrich Seidel und Fritz Stabenhagen. Vortrag. (= Studien zur nbd. Literaturgeschichte. Heft 1.) Altona-Dittensen, C. Adolff. (19 S.)
- Herm. Ebert**, Fritz Neuter. Sein Leben und seine Werke. Güstrow, Opitz. 1874. (VI, 292 S.)
- R. Esart**, Aus Neuters jungen und alten Tagen. Magazin f. Litteratur. Jg. 67 (1898) Nr. 40, 41, S. 955, 976 ff. — Belanglos.
- A. W. Ernst**, Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Hamburg 1845. S. 275—296.
- P. Evers**, Die Verhochdeutschung Fritz Neuters. Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage. Schwerin i. M., Davids (1906). (27 S.)
- A. Fosse**, Fritz Neuter und Karl Kräpelin. Gegenwart 31 (1902). 278—280, 298—300.
- Ein Freund F. Neuters (M. Liebmann). Allg. Zeitung f. d. Judentum. Bd. 59. (1895). S. 546.
- v. Freyhold**, Aus den Memoiren von Fritz Neuters „Franzose“. Mit des letzteren von Neuter in Magdeburg 1838 gemalten Bildnis. Velhagen & Klasing's Monatshefte. Jg. 1904/1905. Bd. 1, S. 667—676.
- G. Freytag**, Ein Nachruf für Fritz Neuter. Im neuen Reich. Jg. 4 (1874). Bd. 2, S. 158—160. (In Freytags Ges. Werken 2. Aufl., Bd. 16, S. 205—209.)
- F. Friedrich**, Der Heimgang eines Dichters. Gartenlaube 1874. S. 498 ff.
- Fritz Neuter's Louising. Gartenlaube 1874. S. 650 ff.
- R. Th. Gaedert**, Bismarck und Fritz Neuter. Die Zukunft. Bd. 28 (1899). S. 221—224.
- Fürst Bismarck und Fritz Neuter. Ein Gedenkblatt. Wismar, Hinstorff 1898. (VIII, 29 S.)
- Briefe die Luise Neuter an Fritz schrieb. Niedersachsen 13 (1907), 27—29.

- R. Th. Gaebert,** Ungedruckte Briefe Louise Reuters an des Dichters Jugendliebe. Der Türmer. Jg. 10. Heft 1 (Oktober 1907), S. 82 f.
- Ungedruckte Dichtungen und Briefe Fritz Reuters. Nord u. Süd 53 (1890). S. 319—355.
- Was ich am Wege fand. Leipzig, Wigand. 1901. S. 189—209. Fürst Bismarck und Reuter.
- Von Ikenack nach Ikenack. Neue Mitteilungen aus Fritz Reuters Leben und Schaffen. Deutschland, Monatschrift 1 (1903). 273—289.
- Die Paten von Reuters Stromtid. Die Gegenwart. Bd. 41. S. 165—167.
- Fritz Peters, Biographisches Jahrbuch 2 (1898). S. 246—248.
- Im Reiche Reuters. Neues von und über Fritz Reuter in Wort und Bild. Leipzig, G. Wigand. 1905. (132 S.) — Fast wertlos.
- Fritz Reuter und Belgien. Germania. Tydschrift voor Vlaamsche Beweging. August 1900. S. 711—716. Dec. 1900. S. 184—187.
- Reuter als Dramatiker. Bühne und Welt. Jg. 4 (1902). 464—66.
- Fritz Reuter und seine Hamburger Freunde. Der Lotse, Hamburgische Wochenschrift 1900, S. 10.
- Noch einmal Fritz Reuter un Klaus Groth. Cefbom 1900. S. 63.
- Fritz Reuter als Volkserzieher. Der Volkserzieher. IV. S. 259, 260.
- * — Fritz Reuter-Reliquien. Wismar, Hinstorff. 1885. (XII, 258 S.)
- Fritz Reuter-Studien. Wismar, Hinstorff. 1890. (VII, 268 S.)
- * — Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Werden an der Hand (später: auf Grund) ungedruckter Briefe und kleiner Dichtungen mitgeteilt. (Bd. 1.) 1.—3. Aufl. Wismar, Hinstorff. 1896—1899. (Bd. 2.) Zweite Folge ebd. 1897. Bd. 3 ebd. 1901.
- S. Gerlach,** Die Trennung der alten Jenaischen Burschenschaft in Arminen und Germanen. Burschenschaftliche Blätter. Jg. 7. (W. 1892/93). S. 1—6.
- D. Slagau,** Reuters Charakterbild. Gartenlaube. 1876. S. 512.
- Fritz Reuter auf der Festung. Deutsche Rundschau. Bd. 2 (1875). S. 443—458.
- * — Fritz Reuter und seine Dichtungen. Berlin, Lemke 1866. (VI, 311 S.) — Neue, gänzlich umgearb. Aufl.; ebd. 1875. (XIV, 362 S., 2 Bl.)
- D. Glöde,** Reuter und ein mecklenburgischer Landprediger. Zeitschr. f. dtsch. Unterricht. Jg. 7. (1893) S. 493 f. — Ein Jugendgespräch Reuters (Mitte Nisch); ebd. Jg. 8. S. 79. — Zu Reuters Ut mine Stomtid; ebd. Jg. 7. S. 268. — Fritz Sahlmann und F. Reuter, eine Reuter-Anekdote; ebd. Jg. 7. S. 767 f.

- G. Grotefend**, Neues über Fritz Reuters Festungshaft in Dömitz. Tägliche Rundschau. 1895. Unterhaltungsbeilage 58. (9. März 1895.)
- Bl. Groth**, Fritz Reuter. (Kurzer Nachruf in plattdeutscher Sprache.) Gegenwart, Bb. 6 (1874), Nr. 30.
- L. Hagen**, Frau Luise Reuter. Sonntags-Zeitung für Deutschlands Frauen. 1900/01. Heft 19.
- J. N. Hanne**, Fritz Reuters Religion. Ein Gedenkblatt zum 100jährigen Geburtstage des Dichters. Wismar, Hinstorff. 1910. (32 S.)
- C. Harmening**, Festrede, gehalten bei der Enthüllung des Reuter-Denkmals zu Jena am 22. Juli 1888. Jena, Mauke. 1888. (16 S.) — Das selbe. Burschenschaftliche Blätter 2 (1888). S. 241—245.
- M. N. Harzen-Müller**, Fritz Reuter und die Musik. Centralblatt für Instrumentalmusik und Chorgesang. Jahrg. 14 (1899). Nr. 15—21. Das Haus F. Reuters. Gartenlaube 1894. S. 483 f.
- H. Heisterhagen**, Fritz Reuter als Student. Die Gegenwart. Bb. 49 (1886). S. 338—342.
- C. Hermann**, Reuters Onkel Bräsig. Pädagogisches Archiv. 1898. S. 201—212.
- Hoops**, Fritz Reuter und sein Christentum. Monatschrift für Stadt und Land. 1905. S. 144—160.
- H. Jahnke**, Humor und Heldentum. Berlin, Kittel. 1888. (VI, 54 S.) — Fritz Reuter und sein Humor. Eckhom. 1883. Nr. 28—32.
- F. Katt**, Fritz Reuter. Burschenschaftliche Blätter. Bb. 8. S. 187—189.
- A. Klamroth**, Fritz Reuter und seine Werke. Nebst Vorlesung von F. Kreyffig über Reuter. New York, Steiger. 1871. (15, VIII S.)
- H. Klenz**, Erläuterungen zu Fritz Reuters Werken. I. II. Ut mine Stromtid. (W. Königs Erläuterungen zu den Klassikern, Bbd. 106, 107. 134/5.) Leipzig, H. Weyer (1905, 1906).
- G. Knaack**, Fritz Reuter und Oliver Goldsmith. Zeitschr. f. dtsh. Unterricht. Jg. 13 (1899). S. 208—210.
- M. Knötel**, Zu Reuters Aufenthalt in Glogau. Zeitschr. d. Vereins f. Geschichte Schlesiens. Bb. 31. S. 219—224.
- F. König**, Fritz Reuters Stromtid nach ihrem sittlich-religiösen Gedanken-gehalt. Schweizerische Reformblätter (Bern) 1899. Nr. 50—52.
- F. v. Köppen**, Fritz Reuter am Sedanlage. Eine Erinnerung. Monatsblätter f. dtsh. Litteratur. 1898. S. 534—537.
- M. Kormann**, Der Tierarzt bei Fritz Reuter. Deutsche tierärztliche Wochenchrift. Jg. 17 (1909). S. 402.
- L. Kröger**, Über Fritz Reuter. Schleswig-Holst. Rundschau für Kunst und Literatur. Jg. 2 (1907/08). Heft 15.
- L. Kröger**, Fritz Reuter. Hochland. (1905) September. S. 671—676.

- (**Ad. Langguth**), Fürst Bismarck und Fritz Reuter. Burschenschaftliche Blätter. Jg. 13. Winter.-Sem. S. 5—10.
- * **F. Latendorf**, Zur Erinnerung an Fritz Reuter. Verschollene Gedichte Reuters nebst volkstümlichen und wissenschaftlichen Reuter-Studien. Pöbneck, Latendorf. 1880. (64 S.)
- Karl Horn, der Stifter der deutschen Burschenschaft, und Heinrich Gesellius, die Lieblingslehrer Fritz Reuters. Biographische Mittheilungen nebst ungedruckten Briefen und Dichtungen Reuters. Pöbneck, Latendorf. 1881. (51 S.)
- Zu Reuters Schurr-Murr (B. N. 6, 146). Ndd. Korresp.-Blatt. Bd. 5, S. 35.
- Die Volksausgabe von Reuters Werken und die nächsten daraus der Wissenschaft erwachsenden Aufgaben. Ndd. Korresp.-Blatt. Bd. 3, S. 83 f.
- A. Lewin**, Reuter-Almanach. Mit Vorwort von G. Schalk. Düsseldorf, Bagel. (1890.) (209 S.) — Sentenzenammlung.
- Lobed**, Reuterabend, Dichter- und Liederabende. Sammlung von Programmen nebst vollständigen Stoffdarbietungen. Für Volks- und Vereinsfeste. Heft 1. Berlin, Buchh. d. ostdeut. Jünglingsbundes. 1902. (62 S.)
- R. Pöschhorn**, Zu Reuters letztem großen Werk: Geschichte Mecklenburgs. Zeitschr. f. dtsch. Unterricht. Jg. 17. (1903). S. 601.
- M. Raab**, Fritz Reuter im französischen Gewande. Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen. Bd. 44. S. 397—406.
- R. Made**, Fritz Reuter. Borromäus-Blätter 3 (1905.) S. 47—49.
- Rich. M. Meyer**, Zu Reuters Stromtid. Zwei Quellennachweise. Ndd. Jahrbuch 22. S. 131 f.
- Marg Müller**, Fritz Reuter. (= Die Dichtung. Bd. 36.) Berlin & Leipzig, Schuster & Loeffler (1905). (77 S.)
- G. Münch**, To uns' Gekbomleed. Gekbom. 1884. Nr. 37.
- G. Fr. Müller**, Zu F. Reuters Dörchlächting. Ndd. Korresp.-Blatt 28, S. 15.
- Karl Kraepelin. Zur Erinnerung an sein Leben und seine künstlerische Thätigkeit. Hamburg, F. Schlotke. 1884.
- Die Quelle für Reuters Läusehen (I, Nr. 19): Abjüss, Herr Leutnant. Zeitschr. f. dtsch. Mundarten. 1908. S. 64—66.
- Reuter-Konkurrenz. Zur Veröffentlichung der hinstorffschen Hofbuchhandlung (Verlagsfonto) in Wismar. Leipzig, M. Hesse. 1905. 15 S.
- Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. Zeitschr. f. dtsch. Mundarten. 1906. S. 120—130.
- Zur Textkritik in Fritz Reuters Schriften. Mit einem Vorwort der Verlagsbuchhandlung. Leipzig, M. Hesse. 1906. (29 S.)

- P. Opiß**, Jahn und Neuter. Deutsche Turnzeitung. 1902. Nr. 17.
- R. v. Osten-Sacken**, Friß Neuters Leben und seine Werke. Hamburg. 1896. (99 S.)
- F. Peters**, Aus Friß Neuter's dunklen Tagen. Ungedruckte Gedichte. Deutsche Rundschau. Bd. 54. S. 440—449.
- A. Pechold**, Der Philosoph Schramm. Wahrheit und Dichtung in Friß Neuters „Ut mine Festungslid“. Unter Benutzung der Akten des Königl. Geheimen Stadtarchivs zu Berlin. Berlin, Heymanns Verlag. 1900. (86 S.) — Sonderabdruck aus den Burschenschaftlichen Blättern.
- D. Piper**, Zum Andenken Friß Neuters. Daheim. Jg. 10. (1874.) S. 744—747.
- F. Poppenberg**, Friß Neuters junge Leiden. Die Frau. Monatschrift. Jahrg. 3. Berlin (1895/96). S. 351—355.
- * **S. Raab**, Wahrheit und Dichtung in Friß Neuter's Werken. Urbilder bekannter Neuter-Gestalten. Mit Portraits, Skizzen, Ansichten etc. Wismar, Hinstorff. 1895. (XIII, 169 S.)
- Friß Neuter und die Juden. Dresden, Druckerei Göß. 1895. (29 S.)
- Friß Neuter als Zeichner. Kunst für Alle. Jg. 12 (1896/97.) S. 287—289. — Wertlos.
- Friß Neuter als Turner. Akademische Turnerzeitung. Jg. 18. (1901.) S. 110—118.
- Das Neuterfest in Jena. Ein Reisebrief aus Thüringen. Burschenschaftliche Blätter 2 (1888). S. 232—234.
- * Neuter-Kalender, hrg. von K. Th. Gaedery. 1907—1909. Leipzig, Th. Weicher.
- Neuter-Konkurrenz, eine unerquickliche aber notwendige Abwehr. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung Verlagskonto. 1905. 14 S.
- Friß Neuter, Scheur-Kalender voor 1891. Rotterdam, D. Volle.
- F. Neuters künstlerische Versuche. Kunst-Halle. 3 S. 70—72. — Wertlos.
- M. Ring**, Neuters letzte Geschichte. Gartenlaube. 1877. S. 619.
- D. Riemann**, Das Echt-christliche in Friß Neuters Werken. Vortrag. Magdeburg, Bänisch Nachf. 1888. (31 S.) — 2. Ausg.; ebd. 1889.
- A. Römer**, Klaus Groth, Friß Neuter und John Brinckman. Eine Studie über die Beziehungen der drei Dichter. Niedersachsen 14 (1909). S. 313—317. vgl. ebd. S. 373 ff., 411 f.
- * — Weiteres und Weiteres von Friß Neuter. Mit Beiträgen zur plattdeutschen Literatur. Berlin, Mayer & Müller. 1905. VII, 251 S.
- * — Friß Neuter in seinem Leben und Schaffen. Mit Erinnerungen persönlicher Freunde des Dichters und anderen Überlieferungen. Berlin, Mayer & Müller. 1896. (2 Bl., 249 S.)
- Friß Neuters Luise. Illustrierte Zeitung. Bd. 102. S. 708.

- N. Römer**, Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern, red. von Fritz Reuter. Geschichten und Anekdoten. Mit einleitender Studie herausgegeben. Berlin, Mayer & Müller. 1897. LIX, 158 S.
- P. Rosegger**, Fritz Reuters Urteil über eine hochdeutsche Ausgabe seiner Werke. Heimgarten 1906. Jg. 31, 228—231.
- Heinr. Schmidt**, Das Wesen des Humoristischen entwickelt und veranschaulicht an Fritz Reuters „Ut mine Stromtid“. Schroedels Praxis der Volksschule. 1906. S. 201—212.
- Julian Schmidt**, Fritz Reuter. Grenzboten. Jg. 20 (1861). Bd. 1. S. 401—410.
- Fritz Reuter. Westermann's illustrierte Monatshefte. 1871. S. 425 bis 442.
- J. Schrattenholz**, Fritz Reuter und die Juden. Im deutschen Reich. Zeitschr. des Centralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Jg. 6. (1900.) S. 1—6.
- R. Schröder-Neuendorf**, Fritz Reuter als Trinker. Heimgarten 23 (Graz 1899). S. 469—472. — Belanglos.
- Eudw. Schröder**, Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Monatsblätter für deutsche Litteratur. Jahrg. 6. S. 41—44.
- Nich. Schröder**, Biographisches über Fritz Reuter. Grenzboten. Jg. 20. (1861.) Bd. 1. S. 441—444.
- Alb. Schwarz**, Fritz Reuter un Klaus Groth. Gefboom. 1909. Nr. 44, 45.
- W. Seelmann**, Unbekannte Aufsätze Fritz Reuters. Ndb. Korresp.-Blatt 24. (1903.) S. 74 f.
- Die Entstehung von Reuters Läusehen. Ndb. Jahrbuch 29. (1903.) 44—59.
- Entstehung von Reuters Keif' nah Welligen. Ndb. Jahrbuch 29. (1903.) S. 60—63.
- Zur Entstehungsgeschichte einiger Läusehen Reuters. Ndb. Jahrbuch 32. (1906.) 81—103.
- Die Fliegenden Blätter und andere literarische Quellen der Läusehen Reuters. Ndb. Jahrbuch 32. (1906) S. 104—122.
- Die plattdeutsche Litteratur des 19. Jahrhunderts. Biobibliographische Zusammenstellung. Reuter. Ndb. Jahrbuch. Bd. 32. (1896.) S. 102—107. Bd. 38. (1902.) S. 87—95.
- Quellen von Reuters Läusehen. Ndb. Korresp.-Blatt 24. S. 73—74.
- Fritz Reuters Reise nach Braunschweig. Ndb. Jahrbuch 31 (1906.) S. 123—128.
- * — Reuter-Forschungen. Aus dem Niederdeutschen Jahrbuch XXXVI. Norden u. Leipzig. Soltau. 1910. (80 S., 2 Taf.)
- A. Sorel**, Un poète-romancier de l'Allemagne du nord. Fritz Reuter. Revue des deux mondes. T. 80, S. 433—457. Paris 1869, mars.

- H. Sprenger**, Zu Fritz Reuters Dichtungen. Ndd. Jahrbuch 27 (1901.) S. 150 f.
- Zu Fritz Reuters Dörchläuchting. Ndd. Jahrbuch 17 (1891.) S. 88 bis 90; Ndd. Korresp.-Blatt 25. (1904.) S. 87.
- Zu Fritz Reuters „Ut mine Festungstid“. Ndd. Korresp.-Blatt 17 (1893.) S. 28.
- Zu Fritz Reuters „Ut mine Festungstid“. Zeitschr. f. dtsch. Philologie. Bd. 26 S. 233.
- Zu Reuters Kein Hüfung. Ndd. Jahrbuch 31 (1905.) S. 61 f.
- Zu Fritz Reuters „Kein Hüfung“. Zu Reuters „Stromtid“. Ndd. Jahrbuch 25 (1899.) S. 108.
- Zu Reuters Läusehen un Himelz. Ndd. Korresp.-Blatt, Heft 5, S. 60; S. 16, S. 40; S. 17, S. 87; S. 19, S. 18, 19.
- Zu Reuters Läusehen „De Socratische Method“. Ndd. Jahrb. 26 (1900.) S. 142.
- Zu Reuters Ut mine Stromtid. Ndd. Korresp.-Blatt, Heft 19 (1896/97), S. 77; S. 20 (1898), S. 28; S. 22 (1901), S. 44; S. 23 (1902), S. 47. — Ndd. Jahrbuch 31. (1905.) 60 f.
- Stecher**, Neuter als Schiedsrichter einer Wette. Gartenlaube. 1877. S. 56.
- H. Steig**, Zur niederdeutschen Dialektdichtung aus dem Nachlasse der Brüder Grimm. 4. Fritz Neuter. Ndd. Jahrbuch 28, S. 106—108 (Brief Reuters an W. Grimms Witwe).
- C. Sterne**, Poesie und Wirklichkeit bei Fritz Neuter. Magazin f. Litteratur. Bd. 64. S. 97—104.
- B. Suphan**, Fritz Neuter und Klaus Groth im Goethe- und Schiller-Archiv. Briefe an einen Weimarer Freund mit einem Nachwort über Literatur-Archive. Weimar. 1906. (30 S.)
- A. Trinius**, Ein Gedenkblatt für Luise Neuter. Über Land und Meer. Bd. 72. S. 822—824.
- W. Trinius**, Erinnerungen an Fritz Neuter. Wismar, Hinstorff. 1886. (28 S.)
- G. Veldermann**, Leven en Werken van Fritz Neuter geschetst. Rotterdam, D. Wolke, 1890.
- Paul Vogel**, Fritz Neuter. Ut mine Stromtid. (= Deutsche Dichter des 19. Jahrh. Ästhetische Erläuterungen für Schule und Haus. Bdch. 1.) Leipzig, Teubner. 1902. (36 S.)
- F. Wachtel**, Offener Brief an Herrn Dr. Fritz Neuter. 1. u. 2. Aufl. Leipzig, Veiner. 1870. (14 S.)
- L. Walebrode**, Mecklenburg in Thüringen. Gartenlaube. 1864. S. 570 f. 586 f.
- C. Walther**, Die Bastlöferreime in Hanne Nüte. Ndd. Korresp.-Blatt 25, S. 42.

- C. Wallther**, Fritz Reuter und die Fliegenden Blätter. Ndb. Korresp.-Blatt 24, S. 71—73.
- Zu Reuter's De Webd. Ndb. Korresp.-Blatt 19, S. 58 f.
- P. Warnke**, Reuters Anfänge. Weitemanns Monatshefte. 1905. S. 905—911.
- Fritz Reuter, woans hei lewt un schrewen hett. Leipzig, Voigtländer. 1899. Biographische Volksbücher 56—63. (311 S.) — Zweite Uplag'. Mit vele Willer. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. 1906. Lex. 8°. (IV, 319 S.)
- Welcher Burschenschaft hat Fritz Reuter angehört? Burschenschaftliche Blätter. Jahrg. 1. (1887). Nr. 12. S. 178—181. Nr. 13. S. 194—196.
- A. Wellmer**, Bruder Studio. Neue Folge. Berlin, Gerschel. 1873. S. 181—210. Ut em ward nicks!
- D. Welzien**, Bei Fritz Reuter. Deutsche Heimat. Jg. 5. (1901.) S. 677—681.
- Paul Bernick**, Is't to wünschen, dat Fritz Reuter sin Dichtungen in 't Hochdütsche aewerfett't warden. Jahrbok. rutgeben von den Allg. plattb. Verband, Jahrg. III (1905). 33—109.
- * **A. Wilbrandt**, Friedr. Hölderlin. Fritz Reuter. Zwei Biographien. (= Führende Geister. Bd. 2.) Dresden, Ehlermann. 1890. (146 S.) — Derselbe, Hölderlin. Reuter. 2. Aufl. (= Geisteshelden. Bd. 2. 3.) Berlin, E. Hoffmann. 1896. (155 S.)
- Gespräche und Monologe. Stuttgart, Cotta. 1889. 8°. Darin S. 195—302. Fritz Reuters Leben und Werke. (Dieselbe Lebensbeschreibung, welche der Hinstorff'schen Volksausgabe der Werke Reuters beigegeben ist.)
- J. Wöhgram**, Zur Biographie Fritz Reuters. Blätter für literarische Unterhaltung. Jg. 1896. S. 193 f.
- Aus den Kreisen Fritz Reuters. Blätter f. literarische Unterhaltung. Jg. 1897. I. S. 226—228.
- E. Ziel**, Litterarische Reliefs. Reihe I. Leipzig, Wartig. 1885. S. 74—111.
- Fritz Reuter, ein literaturhistorischer Essay. Unsere Zeit. N. F. Jg. 11 (1875). Hälfte 1. S. 1—17.
- S. von Zobeltitz**, Bierzig Lebensbilder deutscher Männer. 2. Aufl. Bielefeld, Velhagen & Klasing. 1901. S. 255—265. Fritz Reuter. Unif' grote plattbütsche Verteller.

Bücher und Auffätze über Reuters Sprache.

- Ernst Brandes**, Zur Sprache Fritz Reuters. Zeitschr. f. dtsch. Unterr. 18 (1904). S. 488—501.
- F. Frenke**, Wörterbuch zu Fritz Reuters sämtlichen Werken. Wismar, Hinstorff. 1867. (IV, 94 S.)

- J. Gillschhoff**, Sprachliches aus Neuters Stromtid. (Breiv upnemen, Bütt). Ndb. Korresp.-Blatt 20. (1898.) S. 40.
- D. Glöbe**, Zu Jochen Nüßler, Fritz Triddelfiz. Zeitschr. f. dtsh. Unterr. richt. Jg. 4. (1890). S. 274—276. Jg. 5. S. 281, 416—418. Jg. 6. S. 649 f. Jg. 7. S. 765.
- * **Hub. Grimme**, Plattdeutsche Mundarten. (Sammlung Göschen). Leipzig, Göschen. (1910.) (166 S.)
- Cl. Holst**, Zur Aussprache in F. Neuters Heimat. Ndb. Jahrbuch 33. (1908). S. 143—158.
- Kohrs**, Nüßler. Zeitschr. f. dtsh. Unterricht. Bd. 5. S. 418 f.
- G. Klad**, (Zu) Müller, Der Mecklenburger Volksmund. Ndb. Korresp.-Blatt 23. (1902.) S. 75—80.
- C. F. Müller**, Zur Sprache und Poetik Fritz Neuters. I. Programm des Gymnasium in Kiel. 1902. 25 S. 4^o. — Abdruck aus C. F. Müller, Zur Sprache Fritz Neuters. Leipzig, W. Hesse. 1902.
- Zur Sprache Fritz Neuters. Ein Beitrag zur Kenntnis der mecklenburgischen Mundart. Leipzig, W. Hesse. 1902. (50 S.)
- * — Der Mecklenburger Volksmund in Fritz Neuters Schriften. Sammlung und Erklärung volkstümlicher Wendungen und sprichwörtlicher Redensarten im mecklenburgischen Platt. Leipzig, W. Hesse. 1902. (VIII, 132 S.)
- Volkstümliche Wendungen bei Fritz Neuter. Ndb. Korrespondenz-Blatt 23. (1902.) S. 33—37.
- Wat seggst nu, Fleisch. Ndb. Korresp.-Blatt 23. S. 71.
- A. Puls**, Zur Erklärung des Namens Nüßler. Zeitschr. f. dtsh. Unterr. richt. Bd. 4. S. 274. Bd. 5. S. 281 f.
- Schmsdorf**, Zur Sprache Fritz Neuters (betr. Bellmandür in Dörchläuchting). Zeitschr. f. dtsh. Unterr. 20. (1906.) 133 f.
- W. Seelmann**, Von 't lütt Brod snacken (Stromtid, Kap. 32). Ndb. Korresp.-Blatt 26. S. 54 f.
- Excellenz bi Buschen. Ndb. Jahrbuch 29. S. 63 f.
- R. Sprenger**, Sprachliches aus Neuters Stromtid. Ndb. Korresp.-Blatt 20 (1898.) S. 13, 28 u. ö.
- A. van der Welde**, Zu Fritz Neuter! Praktische Anleitung zum Verständnis des Plattdeutschen an der Hand der beiden ersten Capitel des F. Neuter'schen Romans „Ut mine Stromtid“. Leipzig, C. A. Koch. 1881. (63 S.) — 2. Aufl. dsgl.



Min olle Fründ.

Von Paul Warnde.



Süh, dat hett smeckt! Ja, so 'ne Wust
 Dat is 'ne Sak! Dat lat ick gellen!
 Un denn de Spickgaus! Dat 's 'ne Lust —
 Ou Meckelborg, lat sei man schellen!
 Min Vaderland, wat weiten sei
 Von di denn äwerhaupt hir buten!
 Nu, Mudding, maß den Disch in Reih,
 Un du giww mi de Dip her, Euten!
 Nu sett 't jug mal tau Drom un Drus
 Hir üm den Disch — of dat fall gellen;
 So set' wi in min Vaderhus,
 Wo oft! Un nu lat 't jug vertellen!

Dat was nich ümmer so gemütlích
 för mi! Of mi hett ens recht nüdlich
 De Stormwind püst un tußt un tarrt,
 Nich buten blot, ne, of in't Hart,
 Us ick so 'n jungen Kirl noch wir,
 Noch alltau lang' nich ut de Eih.
 Na, wenn vörbi denn Larm un Last
 Un ick mi sehnt' nah Rauß und Raß
 Un künn s' nich mal des Abends finnen
 Bi frömde Lüd, an frömden Art,
 Denn halt' ick nah en fort Besinnen
 Friß Reutern von min Bäuferburt.

Un süh: min lütte Stuw würd wid,
 Un wedder hadd 'ck min Kinnertid.

De Wänn' dei deden sich vonein,
Hadd ich en beten lest allein;
Dörbi was Storm und Stormgebrus,
Un ich set in min Vaderhus.

Un düdlicher würd dat bi lütten.
Ich seg min Mudding flitig knütten,
Wi Kinner äwer dachten still:
Wat Vader woll noch lesen will?
Un, ach, wat was dat för en Wesen,
Wenn hei bi Sid de Zeitung läd
Un denn so recht vergnüglich säd:
„Na, soll ich nun mal Reuter lesen?“

Un denn gung 't los. De ganze Welt
Würd denn mit einmal vör uns stellt,
Un s' Welt, as wi sei kennen deden,
Mit all ehr Lust, mit all ehr Eeden.
De Kinner spelten grad as wi,
Un red'ten of mit unse Reden,
De Ollen wiren of dorbi,
Un kennen ded' wi würklich jeden. —

Wat wiren dat för schöne Stunnen!
Ach, narends hadd ich s' wedder funnen.
Nu äwerst wiren s' wedder min,
De Kamp gaww ehren sachten Schin,
Ich horckt noch einmal so vernimm,
Hürt' nich de Welt un ehr Marachen,
Hürt' minen Vater sine Stimm'
Un hört' min Mudding ludhals lachen.
Un nipp un nipper hört' ich tau.
Un in min Hart kamm säute Rauh.

So was dat in min Jungmannstid —
Ach Gott, dei liggt nu of all wid.
Ich würd so sacht en ollen Knaw,
Heww in de frömd' hüt all min Haw'.
Ja, ja, min Mudding lacht nich mihr,
Min Vater of slöppt in de Jrd;
Ich lihrt di kenne, truge Sorg',
Mi hett dat Lewen
Rutedrewen
Ut di, min leiwes Meckelborg.

Doch likerst neh'm' ich di mit furt:
Ich kenn en starkes Zauberwurt,
Dat sleiht mi, wenn ich will, 'ne Brügg
Ut alle firn nah di taurügg.
Dat deiht mi up de olle Purt —
Fritz Reuter heit dat Zauberwurt.

Land Meckelborg un all sin Lewen:
Du, frizing, deihst mi 't weddergewen
Mit hen un her, mit up un af,
Mit Hochtid, Kindelbier un Graww.
Ich seih de Saat so frühjohrsgrün,
Ih seih de dusend Blaumen bläuhn,
Ich seih dat Kurn in vulle Ohren,
Den blagen See, den hogen Wald,
Ich seih de Dirn in gele Horen,
Den Burßen, kräftig von Gestalt.
De Sommer wohrt nich alltaulang':
Mi is 't, as hürt' ich Seifenflang;
De Aустtid kümmt mit Lust un Kranz —
Juchhei, juchhei! Mit Spill un Danz.
Dat ward nich mäud, dat ward nich matt.

Un süh, dor kümmt noch wider wat,
Nu fik mal, dor! Dor sünd wahrhaftig —
Ne, wo is 't mäglich — lewensfastig
De Börgers in min Vaderstadt,
Un all min frünn' dor middenmang.
De Bedkloß stött mit deipen Klang;
Dat kennt nich Lärm, nich Läg, nich Nüd,
Un Arbeit, Arbeit heit ehr Glück. — —

* * *

Nu, sid du dedst den irsten Schri,
Sünd, fritzing, hunnert Johr vörbi.
Doch — wat sünd hunnert Johr för di!
Ja, wenn mal du send sünd vergahn,
Du bliwst noch ümmer stramm bistahn,
Du steihst — dat maht mi gor kein Sorg',
Un mit di steiht Land Meckelborg!

So, Kinnings, rücht mal dicht tausam,
Dat ick tau Platz man endlich kam.
So ward dat sin, so is dat wesen! — —
— Na, fall ick nu mal Reuter lesen?



